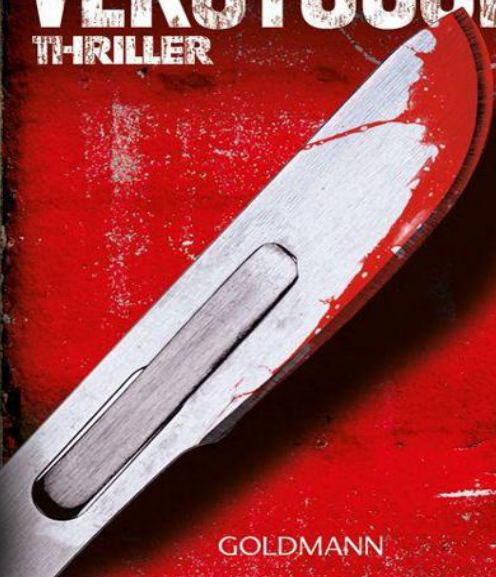


VERHOEF ESCOBER VERSTOSSEN

THRILLER



GOLDMANN

Inhaltsverzeichnis

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Zwei Wochen später

Danksagung

Verschleppt

1

Ein Gespräch mit

Esther Verhoef und

Berry Escobar
Copyright

Eine
Erinnerung
haben
und nicht
darüber
sprechen
können –
das ist eine
von vielen
Arten
der

Einsamkeit.

Brigitte
Bardot

1

Miguel pfiff die Melodie aus dem Radio leise mit und trommelte im Rhythmus dazu mit den Fingern aufs Lenkrad. Irgendein Discostück aus den Siebzigern. Besonders laut lief das Radio nicht. Das fiel sonst auf.

Durch das geschlossene Autofenster schaute er nach draußen.

Das gedrungene, holzverkleidete Gebäude der Vorschule lag schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite. Die Vorderfenster, die auf den Spielplatz hinausgingen, waren fast bis auf den letzten Quadratzentimeter mit Figuren aus Pu der

Bär und der Sesamstraße
vollgemalt. Auf der
Eingangstür klebten in
der Mitte – oben und
unten war Drahtglas –
lauter Zettel mit
irgendwelchen
Mitteilungen.

Er kannte den kleinen
weißen Bau inzwischen
so gut, dass er mit
geschlossenen Augen eine

Zeichnung davon hätte
anfertigen können.
Maßstabsgetreu. Die
Breite hatte er sich
anhand der Betonplatten
erschlossen, die den
Spielplatz pflasterten,
und mittels geschätzter
Höhe und Tiefe die
Kubikmeterzahl
ausgerechnet. Um dann
im gleichen Atemzug zu

bestimmen, wie viel C_4 er für den Kasten brauchen würde, wo es anzubringen wäre und in welcher Reihenfolge es optimalerweise gezündet werden müsste.

Völlig sinnlose Informationen.

Es durfte niemand zu Tode kommen. Das war ihm nachdrücklich

aufgetragen worden. Aber mit irgendetwas musste er sich schließlich die Zeit vertreiben, während er hier reglos auf seinem Beobachterposten ausharrte. Ein bisschen Hirngymnastik, damit er nicht einschlief.

Er gähnte und sah auf die Uhr. Beinahe zwölf.

Eigentlich hätte er so einen öden Scheißjob

jemandem wie Thierry überlassen sollen. Aber er hatte es nicht mal mit ihm besprochen. Thierry war jung und übermütig, das Testosteron dampfte ihm aus allen Poren. Also machte er womöglich Fehler. Um nicht zu sagen: machte er bestimmt Fehler. Die machte Thierry nämlich am laufenden Band.

Also übernahm er die Sache lieber selbst, obwohl er eigentlich zu gut dafür war. Der Manager von Tesco oder Lidl, der an der Kasse aushilft. Ein Mitglied des Shell-Vorstands als Tankwart. So kam er sich vor.

Aber gut, es gab Schlimmeres. Die Spuren

von etwas Schlimmerem
trug er tagtäglich mit sich
herum. Grimmig kratzte
er sich an den
Mundwinkeln, schaute
kurz in den Innenspiegel
des Mietwagens, eines
VW Golfs, und wandte
verärgert den Blick ab.
An die ramponierte
Visage hatte er sich noch
immer nicht gewöhnt. Bei
nasskaltem Wetter

wurden die Narben rot und fingen höllisch an zu jucken.

Um nicht ständig an seinem Gesicht herumzukratzen, legte er die Finger ums Lenkrad und konzentrierte sich auf das Vorschulgebäude. Unter den gemalten Bildern an der Wand saßen Kinder an niedrigen Tischen. Zwei

Betreuerinnen, kaum älter als fünfundzwanzig, gingen auf und ab, klatschten in die Hände und lachten.

Er sah auf die Uhr. Punkt zwölf. Gleich würde die Zielperson abgeholt. Wie bereits letzten und vorletzten Freitag würde er dem Wagen folgen, um zu

prüfen, ob die Fahrt ohne irgendwelche Umwege zu der in einem Außenbezirk gelegenen Villa führte.

Wenn dem so war, würde er seinen Beobachterposten verlassen. Dann konnte es richtig losgehen.

Darauf freute er sich. Aktion. Etwas *tun*, statt abzuwarten.

Während er

gelangweilt die naive
Fröhlichkeit hinter den
Fensterscheiben im Blick
behielt, schweiften seine
Gedanken nach
Kolumbien ab. Noch vor
ein paar Jahren hatte er
sich ein Leben fernab
seines Vaterlands nicht
vorstellen können. Aber
da hatten sie ihm auch
noch nicht diese
Clownsvisage verpasst.

Diese paranoiden
remalparidos. Diese
Arschlöcher.

Er hatte nur machen
können, dass er wegkam,
raus aus der Schusslinie,
und sich ganz woanders
ein neues Leben
aufbauen. Das Schicksal
hatte es gut mit ihm
gemeint, das ließ sich
nicht bestreiten. In

Europa Arbeit zu finden,
war, wie sich
herausgestellt hatte, ein
Kinderspiel. Erfahrung
galt als seltenes Gut und
wurde hier, auf der
anderen Seite des
Atlantiks, auch anständig
bezahlt. Sein neuer Boss
vertraute ihm
hundertprozentig und ließ
ihn so viel wie möglich
selbst regeln. Der sah ihm

nicht auf die Finger. Drei
Mann unter sich und ein
hohes Maß an
Handlungsfreiheit – er
konnte sich nicht
beklagen.

Am Straßenrand vor
der kleinen Schule hielten
die ersten Autos.
Automatisch griff seine
Hand nach der Zeitung
auf dem Beifahrersitz.
Über dem Lenkrad schlug

er sie auf und öffnete
dann die
Zellophanverpackung
eines Schinkensandwichs,
das er am Morgen bei der
ersten Autobahntankstelle
hinter der
niederländischen Grenze
gekauft hatte. Kauend sah
er zur anderen
Straßenseite hinüber.
Wegen der Passanten

machte er sich nicht allzu
große Sorgen.
Hierzulande waren die
Leute viel zu sehr mit
sich selbst beschäftigt, als
dass sie auf andere
achteten. Falls er
überhaupt jemandem
auffiel, ein Typ alleine im
Auto, dann sah er mit
Zeitung und Sandwich
aus wie ein Mann, der in
seinem Wagen

Mittagspause machte.

Allmählich belebte sich die Gegend. Frauen auf Fahrrädern mit Kindersitzen vorn und hinten, in japanischen Blechkarossen oder auch zu Fuß, mit Kinderwagen, kamen auf das niedrige Gebäude zugeschwirrt wie Fliegen auf ein Stück Scheiße.

Der Saab war heute

eher spät dran. Eine
schlanke Frau stieg aus.
Kostüm, lange rote
Locken. Für eine
Haushälterin oder ein Au-
pair-Mädchen viel zu
teuer angezogen.

Die Mutter der
Zielperson.

Miguel biss noch
einmal in sein Sandwich.
Beobachtete, wie die Frau

selbstbewusst über den Hof ging, mit erhobenem Kinn, und die anderen Frauen keines Blickes würdigte. Noch eine Woche, dachte er, dann würde ihre sichere kleine Welt einstürzen, in der Auffahrt zu ihrem eigenen Haus.

Die rothaarige Frau kam wieder heraus. Sie trug einen Jungen auf

dem Arm, knapp einen
Meter groß, mit
dunkelblauer
Baumwollhose und rotem
Polohemd. Hellblondes,
wirres Haar, leicht
gelockt. Ein durch und
durch verwöhnter
bambino.

Er sah zu, wie die Frau
die Zielperson in einem
Kindersitz auf der
Rückbank festschnallte.

Als sie einstieg, ließ er
den Golf an.

Langsam fuhr er hinter
ihr her.

2

Eisige Kälte kam in den Raum gekrochen. Die trockene, frostkalte Luft brannte ihr in der Nase und in den Augen.

Als hätte jemand die Tür zu einer Kühlzelle geöffnet.

Der junge Mann stand im Türrahmen. Ein

unregelmäßiger roter
Fleck hatte sich auf der
rechten Seite seiner Jacke
ausgebreitet. Von dem
Einschussloch im
Oberarm aus hatte die
Kugel durch die
Muskelmasse hindurch
ihren Weg in den
Oberkörper gefunden und
war ohne nennenswerten
Widerstand durch das
weiche Lungengewebe bis

ins Herz vorgedrungen.
Er war tot gewesen, noch
bevor das Geschoss – ein
Kaliber .45 aus einer
Heckler & Koch Mark 23
mit Schalldämpfer – die
andere Seite seines
Brustkorbs erreicht hatte.

Sie hatte es mit
eigenen Augen gesehen,
vor zehn Monaten.

Er glitt ein Stück näher
heran, wie eine

widerwärtige
Schachfigur, die von
einer unsichtbaren
Riesenhand auf dem Brett
verschoben wurde. Am
Fußende blieb er stehen.
Vorwurfsvoll.

Das sah sie an seinem
finsteren Blick.

Er war tot.

Sie lebte.

Sie kannte ihn nicht

einmal. Sie hätte nichts tun können.

Der Mann, der neben ihm auftauchte, war etwas größer, auch etwas älter. Maßanzug, graumeliertes Haar. Von seinem Gesicht war nicht mehr übrig als eine klebrige Masse aus Knochensplittern und geronnenem Blut.

Sie sagten nichts, sie taten nichts. Sie standen

einfach nur da.

Dutzendfach hatte sie das schon gesehen.

Sie wusste, was als Nächstes käme.

Die Frau.

Sie hatte ein rundes Loch im Schädel, wie ein monströses indisches Bindi. Ein 9-Millimeter-Geschoss hatte sich zwischen ihre eckigen Brauen gebohrt. Aus

nächster Nähe. Das
Einschussloch war die
Quelle des Bluts, das in
bizarren, rostbraunen
feinen Strömen über die
straffe Haut ihres
Gesichts gelaufen und
schließlich geronnen war.
Hellgraue Augen starrten
sie hasserfüllt an. Ihre
Stimme hallte laut von
den Wänden des

Schlafzimmers wider. Ein Gurgeln, das aus dunkler Tiefe zu kommen schien. In einen hysterischen Schrei übergang.

»Du bist ein Mörder. Hast du gehört? Ein Mörder!«

Lieber Gott, bitte lass das aufhören.

Die Frau kam näher. Bei jedem Schritt wuchs ihr Haar ein Stück nach,

ruckartig, wie gefilmte
Bohnengewächse im
Zeitraffer. Es wurde
immer dunkler und
lockiger und fiel ihr in
üppigen Wellen über die
Schultern. Aus dem
faltigen Hals schossen
feine Linien hervor und
verzweigten sich, bis ihr
ganzes Gesicht davon
bedeckt war. Abrupt
verschwanden sie wieder,

und das Gesicht nahm
nach und nach eine neue
Form an. Noch
abscheulicher als das
zerschossene Gesicht des
Alten. Noch
beunruhigender als das
hohle, vorwurfsvolle
Starren des Jungen. Noch
beängstigender als der
stahlharte Blick der Frau.

Als würde sie in einen

Spiegel schauen.
Dieselben dunkelbraunen
Augen. Dasselbe Haar.

Es wurde das Gesicht
ihrer Mutter.

Und dann fing ihre
Mutter an zu schreien.

Susan saß aufrecht im
Bett, schweißgebadet. Ihr
Herz raste.

Der Schrei war echt.

Er kam aus ihrer
eigenen Kehle.

Im nächsten Augenblick spürte sie, wie zwei Arme sie umfassten. Ein nackter Brustkorb, warm, beruhigend.

»Ganz ruhig.« Sil Maier strich ihr übers Haar.

Langsam öffnete sie die Augen, voller Angst, dass es noch nicht vorbei wäre, dass sie noch

einmal in das Gesicht
ihrer Mutter schauen
müsste — in eine
schrecklich entstellte,
grässliche
Erscheinungsform dieses
Gesichts.

»Wieder dieser
Alptraum?«

Sie nickte.

»Verdammt«, sagte er
leise.

»Tut mir leid.«

»Du brauchst dich für gar nichts zu entschuldigen.« Er löste sich von ihr und wälzte sich aus dem Bett. Reckte sich. Gähnte. »Möchtest du was trinken? Ein bisschen fernsehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es geht schon, wirklich. Ist ja nur ein Traum.«

»Es ist mehr als nur ein Traum, und das weißt du.«

Mit feuchten Augen sah sie ihn an. Sie zitterte.

Er setzte sich wieder neben sie aufs Bett.

»Schau mich nicht so an«, sagte sie.

»Wie?«

»So mitleidig. Als ob

ich zu bedauern wäre. Als
wär ich so ein Idiot mit
einem Problem. Ich
brauche kein Mitleid,
okay? Es wird schon
langsam besser. Das
letzte Mal, dass ich
diesen Alptraum hatte, ist
eine Woche her. Am
Anfang jede Nacht, jetzt
nur noch einmal in der
Woche. Das ist ein
Fortschritt.«

Er gab ein Brummen von sich.

»Es kommen auch ein paar Elemente aus *Tanz der Teufel* darin vor«, sagte sie schnell. »Den hab ich gesehen, als ich vierzehn war, und ich war schwer beeindruckt. Also ...«

»In dem Jahr, in dem auch deine Mutter verschwunden ist.«

Sie nickte. »Daher kommt das bestimmt. Ein Sammelsurium von Ereignissen, von denen mein Unbewusstes anscheinend meint, dass ich sie noch verarbeiten muss. Aber es ist alles nicht wahr, und das weiß ich. Du brauchst nicht zu denken, dass ich durchdrehe. Es wird

schon wieder.«

Er nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und schaute sie ernst an. »Es kommt dir aber so vor, als ob es wirklich wäre.«

»Ja, im Traum. So wirklich, als könnte ich die Hand ausstrecken und sie berühren.« Plötzlich fing sie an zu weinen. Sie konnte es nicht mehr unterdrücken. Langes

Schluchzen. Schniefen.

Er legte seine Arme um ihre bebenden Schultern. Sein Kinn auf ihren Kopf.

Sie litt an posttraumatischem Stress. Um das zu erkennen, brauchte man kein Psychologie-Diplom.

Und das Bittere war, dass es keinen Psychologen gab, dem sie mit dieser Geschichte

hätte kommen können,
ohne dass noch am selben
Tag ein bis an die Zähne
bewaffnetes

Sonderkommando in ihre
Wohnung einfiele. Denn
es war nicht nur ihre
Mutter, die als Geist aus
grauen Urzeiten nachts an
ihrem Bett Stellung
bezog. Und erst recht war
die Mutter nicht der

unmittelbare Auslöser für diese lebhaften Angstträume, die Susans Nachtruhe und ihre Nerven in den vergangenen Monaten so oft auf die Probe gestellt hatten.

Er konnte ihr nicht helfen. Sie musste selbst damit fertig werden. Der einzige Beitrag, den er leisten konnte, war, sie zu

lieben. Und mit ihr zu hoffen, dass es eines Tages vorbei wäre und sie wieder normal funktionieren könnte.

Er spürte ihren Körper leicht zittern und zog sie fester an sich. Roch einen Hauch von Shampoo in dem langen braunen Haar, das ihr schweißnass im Gesicht klebte. Küsste ihren Haaransatz und

strich ihr über den Rücken. Spürte, wie sein Körper auf ihre Nähe reagierte, und verfluchte sich im Stillen dafür. Sex mit ihr war großartig. Aber es war der falsche Moment.

Er versuchte, an etwas anderes zu denken. »Bist du sicher, dass du nicht kurz aufstehen willst?

Etwas trinken? Soll ich dir einen Tee kochen?«

Sie nickte vage und wischte sich mit der Hand die Nase ab.

Er ging ins Wohnzimmer. Der Holzboden unter seinen bloßen Füßen knarrte. Er knipste das Licht an und ging weiter in die offene Küche. Sah auf die Uhr an der Wand. Drei Uhr.

Er füllte den Wasserkocher, schaltete ihn ein, und während das Wasser zu säuseln begann, durchsuchte er die Schränke nach Tee. Susan hatte keinerlei Ordnungssystem, alles lag durcheinander. Fündig wurde er schließlich in einem Hängeschränk hinter den Tellern.

Er lehnte sich an die

Spüle und ließ den Blick
durch das Wohnzimmer
wandern. Gelbe

Couchgarnitur,
Fußbodendielen aus
Kiefernholz, an der Wand
ein paar Kunstposter und
Vergrößerungen ihrer
fotografischen Arbeiten.
Darunter auch eine
Strandfoto aus Hurghada:
symmetrische Reihen von

Sonnenschirmen, die aussahen wie Soldaten in Reih und Glied, neben verwaisten Liegen vor dem Hintergrund einer untergehenden Sonne. Eine grobkörnige Momentaufnahme des ägyptischen Küstenorts, wo sie einander vor beinahe drei Jahren kennengelernt hatten.

Damals war er noch

verheiratet gewesen, hatte noch mit Alice in dem selbst entworfenen Bungalow in Zeist gewohnt.

Designereinrichtung aus gebürstetem Stahl, Naturstein und rotem Kalbsleder. Wenn er heute daran zurückdachte, kam es ihm vor wie eine Szene aus dem Leben eines anderen.

Als er die Milch aus dem Kühlschrank nahm, hörte er aus dem Schlafzimmer Susans unterdrücktes Schluchzen. Sie wollte nicht, dass er sie hörte. Sie war tapfer. Die tapferste Frau, die er kannte. Eine echte Powerfrau. Und er konnte ihr nicht helfen.

So gern er auch wollte.

Susan hatte mehr durchgemacht, als sie psychisch vertragen konnte. Das war in den letzten Monaten durchaus deutlich geworden. Keine einzige Nacht hatte sie mehr durchgeschlafen. Nur weil er so ein verdammter Idiot gewesen war und geglaubt hatte, einfach

alles im Griff zu haben,
die ganze Welt.

Vor gar nicht so langer
Zeit war er mit einem
baumstarken Kerl
aneinandergeraten, weil
der ihn angebrüllt hatte:
»Was glaubst du
eigentlich, wer du bist,
Superman?«

Der Typ hatte den IQ
einer Amöbe gehabt, aber

mit seiner Frage hatte er
ins Schwarze getroffen.
Das Leben abseits der
normalen Gesellschaft
hatte seine eigenen
Gesetze, und die ließen
ziemlich viel Spielraum.
Je mehr Zeit man dort
zubrachte, umso weniger
fühlte man sich überhaupt
noch irgendwelchen
Gesetzen unterworfen,
nicht einmal den

Naturgesetzen. Wenn man sich öfter in Lebensgefahr befand als auf irgendeinem Empfang, dann wurde dieses Gefühl der Unbesiegbarkeit nur noch stärker. Aber es blieb nur ein Gefühl.

Im Grunde konnte er von Glück sagen, dass er jetzt hier war. Dass sein vermodernder Körper

nicht ein paar Bäumen in
einem abgelegenen
Waldstück als Kompost
diente. Oder den
Schweinen eines
korrupten Bauern als
Futter. Der Faden war zu
dünn. Und das Leben, das
er jetzt hatte, war ihm zu
kostbar. Susan war ihm
kostbar.

Vor zehn Monaten, als

er bei ihr eingezogen war,
hatte er beschlossen: Es
war vorbei. Aus.
Vergangenheit.

Irgendwie weckte
allein schon dieser
Gedanke eine stille Panik,
die er nach Kräften
unterdrückte.

Das Schluchzen im
Schlafzimmer war
verstummt. Er hörte, wie
sie die Decke

aufschüttelte und wieder ins Bett ging. Die Sprungfedern der Matratze gaben ein leises Quietschen von sich.

Er nahm den Wasserkocher, goss das kochende Wasser in einen Becher und hängte einen Teebeutel hinein. Gab etwas Milch und zwei Stückchen Zucker hinzu. Noch mit Umrühren

beschäftigt, machte er sich wieder auf den Weg ins Schlafzimmer, reichte ihr den Becher, setzte sich neben sie aufs Bett und legte eine Hand auf ihr Bein. Sie nippte an dem Tee, legte ihre Hand auf seine und strich geistesabwesend mit den Fingern darüber.

»Vielleicht brauchen

wir mal einen
Tapetenwechsel«, sagte
er.

»Warum?«

Er zuckte mit den
Schultern. »Vielleicht
hilft es. Abstand
gewinnen, im wahrsten
Sinne des Wortes.«

»Wo sollen wir denn
hin?«

»Das darfst du
entscheiden.«

Sie nahm noch einen Schluck Tee. Denkfalten traten auf ihre Stirn. »Paris«, sagte sie schließlich. »Da war ich schon eine ganze Weile nicht mehr.«

Überrascht sah er sie an. »Paris? Das ist doch gleich um die Ecke. Da können wir ...«

»Ich muss nicht erst zwanzig Stunden im

Flugzeug sitzen, das hab ich schon öfter erlebt. Paris, das klingt gut. Da kenne ich mich aus.« Sie unterbrach sich kurz. Strich ihm mit der Hand über den warmen Oberschenkel und weiter hinauf. »Manchmal ist es beruhigend festzustellen, dass bestimmte Dinge noch da sind.«

Er hielt die Luft an.
Etwas Dunkles trat in
ihren Blick. »Das ist auch
noch da«, brachte er mit
heiserer Stimme heraus.

Sie schenkte ihm ein
mattes Lächeln. »Schön.«

»Beruhigt dich das?«

»Und ob.« Sie stellte
den Becher auf dem
Nachtschränkchen ab.

»Aber ich glaube, ich
brauche noch viel mehr

Beruhigung.«

3

Walter fand es durchaus angenehm, frühmorgens schon zu arbeiten, zu einem Zeitpunkt, der von den meisten noch als späte Nacht betrachtet wurde. Er hatte dann das Gefühl, einen Vorsprung vor dem Rest der Welt zu haben. Ein Rhythmus, den

er sich mit der Aufnahme
seines Jurastudiums
angewöhnt hatte: spät ins
Bett, früh wieder raus.
Mehr als sechs Stunden
Schlaf gestand er sich
nicht zu. Mehr brauchte
er auch nicht.

Die gute Neuigkeit
war, dass er den
Statistiken zufolge in den
nächsten Jahren mit noch
weniger Schlaf

auskommen würde. Die schlechte Neuigkeit war damit untrennbar verbunden: der bedenkliche Vorteil von Ermäßigungen im öffentlichen Nahverkehr, bei Konzerten und in Vergnügungsparks.

Es kam ihm geradezu surrealistisch vor: zweiundfünfzig zu sein.

Dabei hatte er sich

noch nie so gut gefühlt
wie in den vergangenen
zwölf Monaten. Er hatte
erst die fünfzig
überschreiten müssen, um
zu begreifen, dass ihm
weit mehr Möglichkeiten
offenstanden, als er
immer gedacht hatte.
Über manche Dinge sollte
man nicht lange
nachdenken. Man sollte

sie einfach tun.

Das wusste er jetzt.

In den letzten, an der Seite von Emily verbrachten Jahren – es waren die letzten ihrer sechsundzwanzig Ehejahre – hatte er sich nach und nach an die Vorstellung gewöhnt, dass er keine dreißig mehr war. Dass die Uhr auch für ihn nicht

stillstand, hatte er
zunächst an praktischen
Dingen gemerkt. Daran,
dass er Fälle von
Menschen – erwachsenen
Menschen – vorgelegt
bekam, deren
Geburtsdaten in den
sechziger Jahren lagen.
Später kamen sogar
Anwälte zu ihm, die in
den Siebzigern zur Welt
gekommen waren.

Durchaus keine
Rotznasen, sondern Leute
mit einer ordentlichen
Ausbildung, mit
Erfahrung und einem
scharfen Verstand, dem er
Rechnung tragen musste.

Die anderen Dinge
waren weniger auffällig.
Sie hatten sich nach und
nach eingeschlichen.
Emily schloss sich einer

Bridge-Runde an,
während er selbst abends
mit einer Zigarre und
einem Buch in seinem
Arbeitszimmer saß.

Dass es auch anders
hätte sein können, kam
ihm nicht einmal in den
Sinn.

Als dann Valerie
Nielsen wie ein roter
Wirbelwind in sein Haus
und seine Welt

hineingestürmt war und
nicht wieder daraus
verschwinden wollte,
hatte er sie zunächst ein
bisschen wie eine Tochter
behandelt. Langsam, aber
sicher hatten sich dann
jedoch die
Machtverhältnisse
verschoben, angefangen
beim vertraulichen
Duzen, bis ihm
allmählich klar wurde,

dass Valerie ihrerseits
alles Mögliche in ihm
sah, aber gewiss keine
Vaterfigur.

Erst wollte er es nicht
wahrhaben, ja nicht
glauben. Valerie kam ihm
vor wie ein Wesen von
einem anderen Planeten,
aus einer anderen Zeit.
Und sie wollte *ihn*? Er
bemühte sich umgehend,

seine Versäumnisse nachzuholen. Kaufte ein Mountainbike und legte sich einmal pro Woche auf Emilys Sonnenbank. Sein Friseur verpasste ihm einen moderneren Schnitt, und als er sich daran erst einmal gewöhnt hatte, fiel es ihm auch leichter zuzugeben, dass er in einem roten Gaastra-Pullover

tatsächlich jünger aussah. Sicher zehn Jahre jünger als im englischen Maßanzug, mit dem er bisher verwachsen schien.

Seine Wiedergeburt hatte sich innerhalb eines knappen halben Jahres vollzogen. Sie war Emily nicht entgangen, aber auch Valerie hatte sie bemerkt. Als sie ihrem Tierarzt endlich den

Laufpass gab, konnte Walter sein Glück kaum fassen.

Für Emily war das Ganze weniger leicht zu verdauen. Noch immer rief sie ihn gelegentlich, wenn sie zu viel getrunken hatte, mitten in der Nacht wütend an. Aber sie hatte ihren Unterhalt und ihre

Freundinnen vom Bridge.

Sie würde es schon überleben.

Valerie und ihr kleiner Thomas. Solange er diese beiden um sich hatte, kam er sich zwanzig Jahre jünger vor.

War er zwanzig Jahre jünger.

Und da durfte nichts dazwischenkommen.

Er stand auf, ging um

seinen
Nussbaumschreibtisch
herum und über den
Perserteppich zum
Bücherschrank. Dort
blieb er kurz stehen und
lauschte. Valerie schlief
noch. Thomas war bei
seinem Vater.

Er war ganz allein.

Er kniete sich vor dem
Schrank auf den Boden
und schlug eine Ecke des

Teppichs zurück. In dem
Holzboden darunter
befand sich ein Ring. Er
nestelte ihn aus seiner
Aussparung und zog
daran. Die Luke ging auf.

Darunter befand sich
ein ausbetonierter
Hohlraum von kaum
einem halben Meter
Tiefe. Darin lag ein alter,
staubiger Colt Python. In

den Zylinder des
schweren Revolvers
passten sechs .357
Magnum-Patronen.

Neben der Waffe lag eine
Schachtel mit der
passenden Munition.

Walter hatte noch keine
einzige dieser Patronen
verschossen. Er hatte die
Waffe Anfang der
achtziger Jahre
beiseitegeschafft und sie

seither gehütet wie einen Schatz.

Sie war ein Andenken.
Ein zugegeben
zweifelhaftes Souvenir.
Niemand wusste davon.

Neben der Waffe stand
ein kleines Kästchen. Er
beugte sich vor und fegte
den Staub vom Deckel.
Drehte den Schlüssel im
Schloss und öffnete das
Ding.

Ein vergilbtes,
viereckiges Foto mit
weißem Rand, aus
demselben Jahr, in dem er
auch den Colt an sich
genommen und sein
Jurastudium begonnen
hatte. Von dem Foto hatte
er sich seither genauso
wenig trennen können wie
von dem Colt. Auch wenn
er es vernünftigerweise

hätte verbrennen sollen.

Drei Männer waren darauf abgebildet. Er strich mit den Fingern über das glatte, dicke Papier. Wie jung sie damals noch waren. Anfang dreißig und noch so naiv. Ihre Gesichter strahlten förmlich vor Enthusiasmus und Selbstvertrauen. Geran Staal, der Bildhauer-

Wüstling mit schwarzem
Bart wie ein Seeräuber
aus dem griechischen
Altertum. Er selbst, ein
langer bleicher Lulatsch
im Oberhemd, mit
unsicherem Lächeln und
Intellektuellenbrille im
Gesicht. Zwischen ihnen
ein blonder Mann,
gebräunt wie ein
amerikanischer
Präsidenschaftskandidat,

selbstsicher grinsend.

Eine wenig
überzeugend wirkende
Zusammenstellung von
Freunden. *Freunde*. Er
kaute auf dem Wort
herum und lächelte bitter.
Ein dunkler Schatten
kroch über sein Gesicht.

Nachdem er einen
letzten Blick auf das Foto
geworfen hatte, legte er

es zurück, schloss die Luke und drapierte den Teppich wieder darüber. Setzte sich in den gepolsterten Ledersessel hinter seinem Schreibtisch und faltete auf der Schreibunterlage die Hände. Betrachtete mit schiefem Blick die vor ihm liegende Lokalzeitung und ihre Schlagzeile. Den Artikel

hatte er seit gestern schon unzählige Male gelesen. Er hatte ihn ziemlich nervös gemacht.

Rijkswaterstaat, die oberste Straßen- und Wasserbaubehörde, hatte die Pläne vorangetrieben. Länger als ein halbes Jahr würde es jetzt nicht mehr dauern, bis die Probleme buchstäblich ans Licht kämen. Probleme mit

weitreichenden
Konsequenzen für alle
Beteiligten.

Vor allem die
Konsequenzen für ihn
selbst machten Walter
nervös. Ließ er den
Dingen ihren Lauf,
standen die Chancen, dass
die Sache herauskam,
zehn zu eins. Die
Pathologen waren

heutzutage ziemlich
geschickt. Bestimmt
waren sie in der Lage, das
Datum zu bestimmen,
und wenn sie dann
anfangen herumzuwühlen,
war es durchaus möglich,
dass sie dabei auf ihn
stießen.

Es lag so lange zurück.
Alle, die damals dabei
gewesen waren, hatten
geschwiegen wie ein

Grab. Als ob es nie
geschehen wäre. Aber
manchmal bedurfte es
keiner Worte, um eine
Geschichte zu erzählen.

Er fuhr sich durch sein
ergrauendes Haar und
kniff die Augen
zusammen. Es war nicht
schwer sich auszumalen,
was passieren würde. Sein
Amt als Richter müsste er
niederlegen. Damit

konnte er zur Not noch leben. Aber im Windschatten des ganzen Medienspektakels würde Valerie ihn verlassen. Da war er sicher.

Sie würde ihn nie mehr sehen wollen.

Ein letzter Blick auf die Schlagzeile. Grimmig biss er sich auf die Unterlippe. Er wusste,

was er zu tun hatte.

4

Die Weiden und schmalen Polderwege lagen direkt hinter dem historischen Stadtwall von Den Bosch, keine fünf Minuten von Susans Wohnung entfernt. Maier war schon eine Dreiviertelstunde in ruhigem Tempo von etwa

elf Stundenkilometern
gelaufen. Inzwischen
befand er sich auf dem
Rückweg. Sein Körper
arbeitete wie eine gut
geölte Maschine.

Er genoss die langsame
Steigerung der
Geschwindigkeit, den
eintönigen Widerhall
seiner Schritte auf dem
Boden, seinen Körper, der
bereit war, alles zu geben.

Wie das Blut sich noch durch die kleinsten Äderchen hindurchpresste, um zusätzlichen Sauerstoff anzuliefern, sodass die Haut zu glühen anfang. Täglich lief er eine Runde von zwölf Kilometern. Manchmal hängte er noch ein paar dran, je nachdem, wie unruhig er sich fühlte und wie lange

es dauerte, bis die Endorphine ihm jene Euphorie verschafften, von der er zunehmend abhängig wurde.

Normalerweise war das Laufen eine hervorragende Methode, um den Kopf frei zu bekommen. Heute ließen sich seine Gedanken einfach nicht in den

Hintergrund drängen.

Die Unruhe nahm zu. Es hatte wenig Zweck, das zu leugnen. Sie plärrte in seinem Innern vor sich hin wie ein leise gedrehtes Radio. Ein Geräusch, das ihm kaum auffiel, solange er mit irgendetwas beschäftigt war, das ihm aber, wenn er abends hellwach im Bett lag, wie ein

Nebelhorn durch den Kopf dröhnte.

Er versuchte, dieser Unruhe rational beizukommen, indem er sich klarmachte, dass er seinen Platz im Leben nunmehr gefunden hatte. Mit fünfunddreißig hatte er alles erreicht, was er sich wünschen konnte. In Susan hatte er jemanden gefunden, mit dem er fast

alles teilen konnte. Seine Gedanken, sein Handeln und sein Bett. Schon das ist eine Seltenheit und Grund genug, verdammt gut auf sie aufzupassen. Sie waren gesund, und finanzielle Sorgen hatten sie auch nicht. Insgesamt verfügten sie über ausreichende Reserven, um nie mehr arbeiten zu

müssen. Selbst sein teures Hobby – Autos – würde er sich bis ans Ende seiner Tage problemlos leisten können.

Geld an sich interessierte ihn nicht. Wohl aber die Freiheit, die es ermöglichte. Er brauchte niemandem mehr den Arsch zu küssen. Außer Susan, und das war alles andere als

eine Strafe.

Keine schlechte Lage für einen, der ohne Vater in einem Münchner Problemviertel aufgewachsen und nach dem Tod der Mutter in einer ähnlich aussichtslosen Situation bei seiner Oma in Utrecht gelandet war. Ganz und gar nicht schlecht.

Eigentlich hätte es

damit gut sein sollen.

Diese Unruhe war eine Schwäche. Ein Defekt in seiner Hirnstruktur, ein störender Fehler, eine krankhafte Windung, der er sich nicht mehr überlassen wollte. Dafür war er zu intelligent und auch zu willensstark.

*Achte nicht darauf,
Maier.*

Ehe er sich's versah,
war er wieder bei der
Wohnung angekommen.
Im Flur stieß er mit
einem kleinen blonden
Jungen zusammen.
Erschrocken sah dieser
hoch und rannte mit
unsicheren Schritten ins
Wohnzimmer zurück.
Maier folgte ihm. In dem
gelben Sessel saß Sven
Nielsen, Susans Nachbar.

Das Kind klammerte sich an Svens Bein und sah ihn mit großen Augen an. Er schien etwa drei Jahre alt zu sein und hatte das gleiche hellblonde Haar sowie eindeutig die gleichen feinen Gesichtszüge wie Sven. Bestimmt war es sein kleiner Sohn, der bei Svens Exfrau und deren

neuem Freund lebte.

»Thomas bist du also schon über den Weg gelaufen, wie ich sehe.«
Sven strahlte vor fast schon kindlicher Freude.

Maier ging vor dem Kleinen in die Hocke und hielt ihm die Hand hin.
»Hallo, Thomas.«

Der Junge sah ihn aus glänzenden blauen Augen an und streckte zögerlich

ein molliges Händchen aus. Maier zwickte neckisch hinein.

Das T-Shirt klebte ihm am Leib, und sein verschwitzter Körper schrie geradezu nach einer Dusche. Trotzdem nahm er sich nun erst eine Halbliterflasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und ließ sich neben Susan auf die

Couch fallen.

Er kannte Sven seit zehn Monaten und konnte sich keines Tages entsinnen, an dem der Tierarzt nicht über seinen Sohn gesprochen hätte. Den kleinen Sohn, den seine Exfrau von ihm fernhielt, wobei sie sich von einem Haufen erbarmungsloser Anwälte

helfen ließ, die Sven fast in den Wahnsinn getrieben hätten. Dass Thomas jetzt hier bei seinem Vater saß, war eindeutig ein Meilenstein.

Die Dusche konnte auch kurz warten.

»Er sieht aus wie sein Vater, was?« Sven drückte den Kleinen an sich, als wollte er ihn zerquetschen.

Es lag Maier auf der Zunge zu sagen, das würde sich hoffentlich noch legen – solche kleinen Sticheleien waren zwischen Sven und ihm nichts Besonderes –, aber er hielt sich zurück und nickte bloß freundlich. »Woher die plötzliche Wandlung? Hatte dein Anwalt doch bessere Argumente als die ganze

Armee von Blutsaugern
im Dienste deiner Ex?«

»Keine Ahnung.

Vielleicht haben sie
einfach kapiert, dass
nichts dabei
herauskommt, dass es
einfach Unsinn ist, sich
gegen eine
Umgangsregelung zu
sträuben. Ich habe Valerie
nie auch nur den kleinsten

Stein in den Weg gelegt,
und schließlich war sie
diejenige, die unsere
Beziehung beendet hat.
Ich glaube, sie wäre vor
keinem Richter damit
durchgekommen.

Wahrscheinlich hat ihr
neuer Freund ihr das auch
gesagt.«

»Ist der nicht selbst
Richter?«

»Ja, genau, der wusste

wohl Bescheid.«

»Er hätte es dir aber auch schwer machen können, oder?« Maier nahm einen kräftigen Schluck Wasser.

»Kann sein, aber auch ein Richter muss sich an die Gesetze halten.«

»Und jetzt?«

»Jetzt bin ich Wochenend-Vater. Alle zwei Wochen kann ich

Thomas freitags um
Punkt sechs Uhr abholen
und muss ihn sonntags
um dieselbe Zeit wieder
abliefern. Gestern Abend
hab ich ihn also geholt.
Stimmt's, Thomas?«

Der Kleine nickte
geistesabwesend und
steckte sich den Daumen
in den Mund. Er war von
einem Videoclip, der

gerade im Fernsehen lief,
völlig in Beschlag
genommen.

Susan sah Sven
mitleidig an. »Mist, dass
es so gelaufen ist.«

»Ich weiß schon, es ist
nicht alles«, sagte Sven,
während er Thomas
zerstreut über die blonden
Locken strich. »Aber alle
zwei Wochen ist besser
als gar nichts. Thomas

war für mich bisher
immer eine Art
Selbstverständlichkeit.
Das wird in Zukunft
anders.«

Kurz herrschte
Schweigen. Im Fernsehen
wurde der Videoclip von
Werbung abgelöst.
Thomas starrte mit
unvermindertem Interesse
auf die Mattscheibe.

»Wir hauen gleich

wieder ab«, sagte Sven mit einem kurzen Blick auf die Uhr. »In den Efteling-Märchenpark.

Und ich habe ihm versprochen, dass wir hinterher noch zu McDonald's fahren.«

Das Wort McDonald's entlockte dem hellblonden Knirps auf Svens Schoß nun doch

eine Reaktion: Er sah kurz zu seinem Vater auf. Im nächsten Augenblick wandte er sich wieder dem Fernseher zu.

»Man kann gar nicht früh genug damit anfangen, den Kindern Kultur nahezubringen«, sagte Maier.

Sven nahm die halb neckische, halb zynische Bemerkung für bare

Münze. »Weißt du«, sagte er mit einem entschuldigenden Schulterzucken, »ich möchte bloß, dass er sich bei mir wohlfühlt. Gestern Abend hat er mich angeschaut, als ob ich ein wildfremder Mensch wäre. Erst wollte er gar nicht mit. Valerie musste ihn fast schon festbinden im Kindersitz.

Ich wäre am liebsten im
Boden versunken ... Es
hat wehgetan.
Wahrscheinlich werde ich
so ein typisch
scheinheiliger
Wochenend-Vater, der
immer alles erlaubt und
das Kind mit Geschenken
überhäuft.«

»Er wird's schon
vertragen«, sagte Maier.

»Du hast ja auch eine
ganze Menge
nachzuholen.«

5

Es war eine der besseren Gegenden in Tilburg. Breite Alleen mit ausgewachsenen Bäumen. Ordentliche, geräumige Häuser aus dunkelbraunem Backstein mit Bleiglasfenstern.

Miguel fuhr hier bereits zum dritten Mal

an diesem Morgen hindurch, um sich alles gut einzuprägen.

Olivier saß neben ihm.

»Wie willst du das angehen?«, fragte er, als sie das Haus hinter sich ließen und auf die Hauptstraße kamen.

»Thierry kommt mit mir mit«, brummte Miguel in gebrochenem Französisch. »Du setzt

dich ans Steuer.«

Olivier musterte ihn
von der Seite. »Mit
diesem Auto?«

Miguel nickte
unmerklich. »Ein
niederländisches
Kennzeichen fällt
weniger auf.«

»Bon«, murmelte
Olivier und starrte dann
schweigend vor sich hin.

Die Sache gefiel ihm

nicht, da lief irgendwas falsch. Er hatte kein gutes Gefühl dabei. Dass er sich auf Dinge einließ, die das Tageslicht scheuten, hatte er natürlich von Anfang an gewusst. Und zugegeben, Alain hatte ihn nicht erst lange überreden müssen. Es gab gutes Geld, und das konnte er wahrlich

gebrauchen. Außerdem wurde nichts wirklich Schlimmes von ihm verlangt. Ein bisschen illegal war es, das schon.

Aber das war vor zwei Jahren, bevor Miguel zu ihnen gestoßen war. Seit der Kolumbianer mit von der Partie war, hatte sich viel verändert. Der tat die ganze Zeit so, als müsste er Rekruten auf einen

Bürgerkrieg vorbereiten.

Nach und nach war Olivier immer tiefer in etwas hineingeraten, was er nicht mehr unter Kontrolle hatte. Bis zum Hals steckte er jetzt drin. Genau wie Alain, wenn auch dem das weniger auszumachen schien.

Olivier betrachtete das Flachland, das sie umgab. Ein Land, in dem er nie

zuvor gewesen war. Les
Pays-Bas, die
Niederlande. Passte wie
die Faust aufs Auge.
Nirgends Hügel oder
Berge. Wäre nicht alles
zugebaut, man hätte fast
meinen können, das Ende
der Welt erreicht zu
haben. Den Rand der
Scheibe, von der man
herunterpurzeln konnte.

Ein Schauer durchlief ihn.

Er hatte ein verdammt schlechtes Vorgefühl bei der Sache. Aber es gab keinen Weg mehr zurück. Er konnte nur das Beste hoffen.

6

Paris schlief nie. Durch
das historische Herz der
Metropole rauschte
vierundzwanzig Stunden
am Tag der Verkehr. In
den breiten Alleen und
unzähligen kleinen
Gassen, in die das
Sonnenlicht nie vordrang,
wimmelte es von

Menschen aus aller
Herren Länder. Ein
buntes Durcheinander der
verschiedensten
Bevölkerungsgruppen.
Bei den
Sehenswürdigkeiten aus
der Zeit Ludwigs XIV.
und Napoleons
tummelten sich die
Touristen. In
rammelvollen
Reisebussen wurden sie

von Notre Dame zum
Louvre und von dort ins
Hotel zurückgekarrt,
begleitet von
gelangweilten Führern,
die das alles schon
tausendmal gesehen
hatten.

Begriffe wie »früh«
oder »spät« waren in der
französischen Hauptstadt
sehr relativ. In Paris
waren immer Menschen

auf den Beinen.

Nur hier nicht.

In dem unterirdischen Einkaufszentrum mit seiner spärlichen Beleuchtung war weit und breit kein Tourist zu entdecken. Hundert Meter weiter und eine Etage höher liefen die Massen an dem unauffälligen Eingang auf den Champs-

Élysées einfach vorbei.
Das Geknatter der Mofas
und das Gehupe der Autos
drang auch nicht bis
hierher. Stattdessen war
der Raum erfüllt vom
monotonen Brummen
einer alten Rolltreppe,
von der ein muffiger
Elektrogeruch ausging.

Susan sah zu Maier
auf, der die Daumen in
die Taschen seiner Jeans

gehakt hatte und
interessiert den Inhalt
eines Schaufensters
studierte.

»Was suchen wir hier
eigentlich?«

Er gab keine Antwort.
Schien nachzudenken.

»Sil?«

»Darüber hab ich was
gelesen«, sagte er, halb in
Gedanken. »Die Dinger
sind anscheinend sehr

effektiv.«

Sie folgte seinem Blick
in das bis auf den letzten
Quadratzentimeter
vollgestopfte
Schaufenster.
Schlagringe, Totschläger,
Luftdruckpistolen,
Abhörapparatur,
Wurfmesser.

Die Auswahl war so
groß, dass sich nicht

erraten ließ, welches
Objekt gerade sein
Interesse geweckt hatte.

»Worüber hast du was
gelesen?«

»Über
Elektroschockwaffen und
Taser.«

Er deutete mit einem
Nicken auf ein paar
eckige, pistolenartige
Waffen. Sie waren aus
Plastik, in Gelb und

Schwarz, und sahen ziemlich billig aus. Wie leichtgewichtiges Kinderspielzeug aus chinesischer Massenproduktion. Dass es sich durchaus nicht um Spielzeug handelte, signalisierten die Preise einem arglosen Passanten allerdings eindeutig.

»Das sind Waffen, mit denen man das

Nervensystem seines
Gegenübers außer
Gefecht setzen kann«,
sagte er, ohne den Blick
vom Schaufenster
abzuwenden. »Soweit ich
weiß, waren sie in den
Staaten schon seit den
siebziger Jahren damit
beschäftigt, die Dinger zu
entwickeln und zu testen.
Dort werden sie von der

Polizei inzwischen auch
tatsächlich eingesetzt,
und viele Bürger tragen
sie zur
Selbstverteidigung. In
den meisten Ländern sind
sie frei verkäuflich. Hier
in Frankreich
anscheinend auch.«

»Wie funktioniert denn
so ein Ding?«

»Man kann jemandem
damit einen Stromstoß

von hunderttausend Volt
verpassen. Oder mehr,
das hängt vom Typ ab.
Die schwereren Modelle
verursachen eine Art
Kurzschluss im
Nervensystem. Da
fuchtelte jemand gerade
noch mit einer Knarre
herum, und im nächsten
Moment liegt er flach.
Völlig ausgeschaltet,
bewusstlos. Angeblich

fühlt es sich an, als ob man aus dem zweiten Stockwerk auf einen Betonboden runterknallt – und dann geht das Licht aus.«

»Also quasi wie eine Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl«, folgerte sie, »oder wie wenn man vom Blitz getroffen wird.«

»Nein, eben nicht. Das ist ja das Schöne. Nach allem, was ich gelesen habe, steht man nach etwa zehn Minuten einfach wieder auf. Man ist dann vielleicht noch ein bisschen benommen oder hat Muskelschmerzen, aber ansonsten scheint es keinerlei Nebenwirkungen zu haben. Eine echte

Hightech-Waffe und zugleich eine so simple Erfindung, dass man sich fragt, warum nicht schon viel früher jemand darauf gekommen ist.« Er sah sie an. »Wenn du damals in Hurghada so ein Ding dabeigehabt hättest, wärest du ohne meine Hilfe ausgekommen.«

»Im Nachhinein bin ich

ganz froh, dass ich nichts dergleichen hatte«, sagte sie leise. »Sonst hätten wir uns wahrscheinlich gar nicht kennengelernt.«

»Wenn mir eines leid tut, dann, dass ich diesen Kerl hab laufen lassen. Dass ich ihm nicht das Genick gebrochen habe. Typen, die Frauen belästigen, hören schließlich nicht von

einem Tag auf den
anderen wieder damit
auf.«

»Dafür hättest du
lebenslänglich
bekommen.«

Er sah sie ernst an.
»Niemand hätte mich
gesehen.«

Sie wusste, dass er
recht hatte.

»Lass uns mal kurz da
reingehen.« Er zog sie

mit in den Laden. Der war nicht besonders groß und genauso vollgepackt wie das Schaufenster. An den Wänden standen beleuchtete Vitrinen, in denen tausend verschiedene Verpackungen um die Aufmerksamkeit des Betrachters buhlten. Gegenüber vom Eingang

befand sich ein breiter
Ecktresen mit einer
Glasscheibe, unter der
neben verschiedenen
Selbstverteidigungswaffen
jede Menge angesagter
Technikkram auslag.

Lächelnd kam eine
junge Frau auf sie zu.
Susan musste an Lara
Croft denken. Sie könnte
eine Zwillingsschwester
sein.

Keine zwei Minuten später stand Maier über den Tresen gebeugt, die Hände auf das Glas gestützt, und nahm die verschiedenen Stungun- und Taser-Modelle in Augenschein. Mit wachsendem Enthusiasmus hatte Croft sie aus den Verpackungen herausgeholt. Sein Interesse verlagerte sich

von den günstigeren,
einfachen Stunguns, die
man dem Gegner, um ihm
Schmerz zuzufügen oder
ihm das
Orientierungsvermögen
zu nehmen, direkt an den
Körper pressen musste,
immer mehr auf die
Airtaser, mit denen man
Menschen über einen
Abstand von sieben

Metern hinweg komplett
außer Gefecht setzen
konnte.

Während er eine der
Pistolen in den Händen
wendete, sah Susan
schräg zu ihm hinauf und
erkannte den Blick in
seinen Augen wieder.

»Sil?«

»Hm?«

»Geht es hier
eigentlich noch um

Selbstverteidigung?«

Wortlos sah er erst sie, dann die Verkäuferin an, die jetzt, da ihr Verkaufsinstinkt sie vor aufkommenden Zweifeln des Kunden warnte, all ihren Charme ins Spiel brachte. Sie hypnotisierte Sil fast mit ihren mandelförmigen braunen Augen. Sie machte ihre Sache gut. Jedes

menschliche Wesen mit einem Y-Chromosom und einem Faible für Frauen wäre schwach geworden.

Auf diesen Kunden hatte sie keine Wirkung.

Er löste sich vom Tresen und machte eine Dreivierteldrehung in Richtung Tür. »Du hast recht«, sagte er unbestimmt in den Raum

hinein, »wir brauchen so was nicht mehr.«

Später an jenem Tag aßen sie in einem Irish Pub im Montmartre, das an den großen Hügel angebaut war und von wo aus man den größten Teil der Stadt überblicken konnte. Das Personal der in Dunkelbraun gehaltenen Kneipe schien in einen

Musikgenre-Krieg
verwickelt zu sein.
Innerhalb der
vergangenen halben
Stunde waren die Gäste
erst mit irischem Folk,
dann mit Eminem und
schließlich mit den Dire
Straits beglückt worden,
bis jemand ein
schepperndes Radio
angestellt hatte. Irgendein
Moderator brabbelte vor

sich hin und reihte
französische Popmusik
aneinander.

»Tut mir leid wegen
heute Nachmittag«, sagte
Maier zwischen zwei
Bissen.

»Heute Nachmittag?«

»Mit den Taser-
Waffen.«

»Ist schon gut.«

Schweigend setzten sie

ihre Mahlzeit fort. Im Stillen versuchte Maier zu analysieren, warum er so schwer davon loskam. Auf Susan hatte Paris vielleicht eine beruhigende Wirkung – die Gebäude standen tatsächlich alle noch –, aber was seine Seelenruhe anging, so hätte sie sich keinen aufwühlenderen Ort aussuchen können.

Allein am heutigen Tag hatte er vier potenzielle Zielpersonen ausgemacht, denen er normalerweise gefolgt wäre. An der Metrostation Gare du Nord stand offenbar eine Drogenübergabe bevor. Im Botschaftsviertel hatte er einige Männer auf Observationsposten gesehen, da lag also auch irgendetwas in der Luft.

Und in dem Café, in dem sie sich gestern Abend einen letzten Absacker genehmigt hatten, waren ebenfalls allerlei nicht ganz astreine Dinge vor sich gegangen. Es fiel ihm einfach auf, weil er das Muster wiedererkannte. Die Mienen, die Gesten.

Aber das war nicht

alles. In Geschäften sah er sich automatisch nach dem Notausgang um.

Lokalisierte

Sicherheitskameras und Wachpersonal.

Beobachtete Leute auf der Straße, scannte Passanten, ordnete Einzelne als harmlos oder potenziell gefährlich ein.

Registrierte verdächtige Autokennzeichen —

Marke, Fahrzeugtyp,
Farbe —, sowie die
auffälligsten
Personenmerkmale der
Insassen.

Es war ein
Automatismus geworden,
ein Instinkt. Und zugleich
war es der reine
Wahnsinn. Denn es gab
keinen Grund mehr,
ständig auf dem Quivive
zu sein. Keinen einzigen.

Er hatte immer gemeint, er hätte in den letzten, gelinde gesagt: turbulent verlaufenen Jahren eine gewisse Selbstkenntnis erworben. Eine ganze Weile war er davon überzeugt gewesen, dass nur sein früheres Leben mit Alice, das angenehm, aber auch recht behäbig gewesen

war, zu diesen
Turbulenzen hatte führen
können.

Mit Susan war alles
anders. *Susan* war ganz
anders.

Aber er war er selbst
geblieben.

Man konnte vor allem
Möglichen davonlaufen,
aber nicht vor sich selbst.
Das wurde ihm
zunehmend deutlich.

Achte nicht darauf.

Er beschloss, sich auf Susan zu konzentrieren. Sah zu, wie sie ihren Salat aß. Betrachtete ihr dunkelbraunes, zu einem Pferdeschwanz gebundenes Haar, das sich so herrlich glatt und schwer anfühlte, wenn es durch seine Finger glitt. Es war nur eine Nuance dunkler als ihre Augen.

Sie hatte die Augenfarbe ihrer Mutter, hatte sie ihm erzählt. Und das war auch schon fast alles, was er von der Frau wusste, die Susan zur Welt gebracht hatte – außer dass sie eines Tages einfach verschwunden war, um zwanzig Jahre später in den Alpträumen ihrer Tochter

zurückzukehren.

»Vielleicht solltest du darüber sprechen«, sagte er plötzlich.

Sie sah ihn an.

»Über deine Mutter«, erklärte er.

»Da gibt es nicht viel zu sagen.«

»Was war sie für eine Frau?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Na ja, sie sah

so ähnlich aus wie ich.
Oder umgekehrt.«

»Hat sie gearbeitet?«

»Nicht mehr, seit sie
Kinder hatte.«

»Und vorher?«

»Vorher hat sie
fotografiert, genau wie
ich. Aber sie hat es nie zu
ihrem Beruf gemacht,
weil dann erst Sabine zur
Welt kam und fünf Jahre
später ich. In den

sechziger Jahren mussten
Frauen zu Hause bleiben,
wenn sie Mutter
geworden waren, hat sie
uns immer erzählt. Die
gehörten hinter den
Herd.«

»Wann ist sie
verschwunden?«

»'83.«

»Und wie war das? Wie
muss ich mir das

vorstellen?«

Susan sah auf. »Sie war einfach weg. Von einem Tag auf den anderen. Als wir abends ins Bett gingen, war sie noch da, und am nächsten Morgen war sie weg. Kein Zettel, nichts.«

»Und fehlte irgendwas? Klamotten, ihr Pass, Bargeld?«

Sie schüttelte den

Kopf.

»Hatten deine Eltern
am Abend vorher Streit?«

»Sie hatten oft Streit.
Sie waren beide immer
gleich auf 180. Aber das
bedeutete nicht viel.«

»Was ist wohl mit ihr
geschehen?«

Sie zuckte mit den
Schultern. »Keine

Ahnung. Sil, wenn ich
ehrlich bin ... Ich möchte

nicht drüber reden. Nicht jetzt. Es bringt sowieso nichts.«

Eindringlich sah er sie an.

»Ich will einfach einen netten Abend verbringen, okay?«, fügte sie hinzu.

»Ohne komplizierten Kram. Alte Geschichten wieder aufzuwärmen, liegt mir nicht

besonders.«

»Ich glaube, es wäre ganz wichtig, das doch gelegentlich zu tun. Die Sache macht dir mehr zu schaffen, als du zugibst.«

Sie seufzte tief. Ihr Blick glitt langsam von der Holztäfelung zum Fenster und auf die sonnige Straße hinaus, wo sich unablässig ein bunter Touristenstrom an den

grauen Fassaden
vorbeischob. »Es hat
keinen Sinn«, sagte sie
leise. »Es ist aus, vorbei,
Vergangenheit. Ich will
es einfach vergessen.
Eine Weile ist mir das
auch gelungen, bis ... na
ja, bis ich diese
Angstträume bekam. Ich
hab genug davon, Sil. Ich
hab so dermaßen genug
davon, das kannst du dir

gar nicht vorstellen. Dass ich's einfach nicht unter Kontrolle hab. Dass meine eigene Psyche sich diese miesen Spielchen mit mir erlaubt.«

»Ich kann dir vermutlich nicht helfen«, sagte er wahrheitsgemäß, »weil ich selbst anders gestrickt bin. Aber ich bin ziemlich sicher, dass es

nicht schaden könnte,
darüber zu reden.«

»Über sie zu reden,
habe ich verlernt, glaube
ich. Nachdem sie ein paar
Monate lang nicht wieder
aufgetaucht war, hat mein
Vater uns gesagt, wir
sollten sie vergessen. Sie
ist einfach
totgeschwiegen worden.«

Er zog die Brauen
hoch.

»Meinem Vater widerspricht man nicht so leicht«, erklärte sie. Sie legte Messer und Gabel schräg auf den leeren Teller.

Prompt kam ein Ober, um abzuräumen. Maier bezahlte in bar.

Sie gingen nach draußen. Ohne ein besonderes Ziel vor Augen schlenderten sie

durch Montmartre. Das
weltberühmte
Künstlerviertel bestand
aus einem Wirrwarr
enger, abschüssiger
Straßen mit alten, dicht
aneinandergedrängten
grauen Häusern, in deren
unteren Stockwerken sich
Geschäfte befanden. Das
Regenwasser lief entlang
der hohen

Bordsteinkanten durch
die Gossen nach unten. Es
wimmelte von Touristen.
Auf den Bürgersteigen
standen unzählige Kisten
mit allem möglichen
Firlefanz, es wurden
Handtücher mit dem
Motiv der Mona Lisa von
da Vinci verkauft, und es
gab Ständer mit
Ansichtskarten. In den
Schaufenstern lagen

Lollis, vernickelte
Schlüsselanhänger und
Seife in Form des
Eiffelturms. Alles fand
anscheinend reißenden
Absatz.

Eine der kleinen
Straßen endete bei der
cremefarbenen Sacré-
Cœur, zu der eine breite
Treppe mit hohen Stufen
hinaufführte. Studenten
verfütterten Brot an die

Vögel.

Susan nahm ihren Rucksack ab und ließ sich auf den Stufen nieder, woraufhin Maier seine Jacke auszog und sich neben sie setzte. Die Ellbogen auf die Stufe in seinem Rücken gestützt, die Sonne im Gesicht, atmete er tief durch. Das Panorama war

atemberaubend: Paris und seine gesamte Umgebung lagen einem zu Füßen. An einem klaren Tag wie diesem konnte man kilometerweit sehen. Ein idealer Aussichtspunkt.

Geistesabwesend spielte Susan mit dem Reißverschluss ihres Rucksacks.

Minutenlang sagten beide kein Wort. Sie

schauten nur auf die Stadt
hinunter, auf das sanfte
Glitzern der hohen
Bürogebäude mit ihren
Glasfassaden und die viel
niedrigeren Türme und
runden Kuppeln der
Gebäude in der Altstadt.
Top-Architektur aus
aufeinander folgenden
Jahrhunderten, von
diesem Abstand aus
reduziert zu einem

melierten Teppich in Beige-und Grautönen, im diffusen Licht der Sonne.

»Ich kam gerade aus der Schule«, sagte sie unvermittelt, während sie weiter in die Ferne starrte. »In unserer Auffahrt stand ein Polizeiwagen. Als ich ins Haus ging und die Beamten im Wintergarten

sitzen sah, dachte ich erst, es wäre eingebrochen worden oder so. Aber dann sah ich meinen Vater und meine Schwester, und Sabine sagte: Mama ist weg. Am Morgen hatte ich gar nicht gemerkt, dass sie nicht da war. Es kam öfter vor, dass sie morgens länger schlief. Meine Mutter war ein

Abendmensch. Genau wie
mein Vater übrigens.«
Mit dem Fingernagel
pulte sie Dreck aus einer
Ritze zwischen den
Steinen. »In den nächsten
Wochen war die Kripo
bei uns Stammgast. Sie
stellten immer wieder
dieselben Fragen, und wir
gaben immer wieder
dieselben Antworten. Ich
glaube, sie trauten der

Sache nicht.«

Er musterte sie von der Seite. »Kein Wunder, würde ich sagen. Bei Vermissten fangen sie immer im engsten Familienkreis an: Ehepartner, Vater und so weiter. Das übliche Verfahren, um das Nächstliegende schon mal auszuschließen.«

Sie warf ihm einen raschen Blick zu. »Aber dann gehst du doch im Grunde davon aus, dass es Mord war, oder?«

Er zog die Brauen zusammen. Ja, davon ging er aus. Eine Mutter von zwei Kindern, die einfach plötzlich verschwindet, ohne irgendetwas mitzunehmen oder eine

Nachricht zu
hinterlassen?

Ungewöhnlich. Kein

Wunder, dass die Polizei
sich diese Familie Staal
etwas gründlicher
vorgeknöpft hatte.

»Hattest du das Gefühl,
dass deine Mutter
glücklich war?«

Zerstreut spielte Susan
mit dem Reißverschluss

ihres Rucksacks. »Ich weiß nicht. Das habe ich mich damals eigentlich nicht gefragt. Sie war einfach da.«

»Aber Streit hatten sie oft, deine Eltern?«

»Das schon, aber auch wieder nicht so schlimm, wie du jetzt vielleicht denkst. Sonst könnte ich mich dran erinnern.«

Zwei verkrüppelte

Brieftauben kamen
penetrant nahe
herangehumpelt,
verdrehten die Köpfe und
schauten sie aus mit
grauen Kerben
umrundeten kleinen
Augen forschend an.

»Und dein Vater? Wie
ist der so?« Ihrem Vater
war er nie begegnet. Er
lebte in einem
Pendlerdorf, keine zehn

Kilometer Luftlinie von Susans Wohnung in der Innenstadt von Den Bosch entfernt. Seit Maier Susan kannte, hatte sie ihren Vater nicht ein einziges Mal besucht. »Er kommt schließlich auch nie zu mir«, sagte sie, wenn er sie darauf ansprach. Eigentlich sonderbar. Er selbst hatte seinen Vater

nie kennengelernt. Hätte er gewusst, wie dieser hieß und wo er wohnte, er hätte ihn zweifellos auch besucht.

Es sei denn, der Typ wäre ein Arschloch.

»Mein Vater ist Bildhauer«, sagte sie. Ihr Gesicht verdüsterte sich.

»Schöner Beruf.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wenn du ihn mal

bei der Arbeit gesehen
hättest, würdest du das
nicht sagen. Er hat sein
Atelier hinter unserem
Haus, so eine grün
gestrichene Holzscheune
mit weißen
Fensterrahmen und hoher
Decke. Als Kind habe ich
ihm manchmal bei der
Arbeit zugesehen. Von
der Tür aus, ich bin nie
hineingegangen. Wenn er

arbeitete, herrschte
immer eine ganz
unheimliche Atmosphäre.
Er behaute seine Steine
nicht aus Liebe, sondern
aus Wut. Als ob er sie
zerschlagen wollte.«

Maier musterte sie von
der Seite. Ein Windstoß
fuhr ihr ins Haar, wobei
sich ein Büschel aus dem
Pferdeschwanz löste und

ihr in die Stirn wehte.

»Und doch kam immer was Schönes dabei heraus«, fuhr sie fort. »Er steckte viel von sich selbst in seine Arbeit. Bei jedem seiner Steine war das zu spüren. Deshalb war er auch immer so nervös, wenn die Auftraggeber kamen. Die standen dann mit Schlips und Anzug im Atelier

herum, um seine Kunst zu begutachten und sich interessant zu machen. Er fand das furchtbar, weil diese Leute seines Erachtens alle nicht in der Lage waren, den Wert seiner Arbeit zu erkennen.«

»Was waren das denn für Auftraggeber?«

»Meistens Leute vom Staat. Beamte, die ein

bestimmtes Budget für Kunst hatten und sich eigentlich gar nicht dafür interessierten. Aber dann mit irgendeinem pseudo-künstlerischen Geschwätz ankamen, du weißt schon. Ich erinnere mich noch, dass einmal ein Kunde eine Plastik für die Eingangshalle einer Firma haben wollte. Mein

Vater hatte lange daran gearbeitet, viel länger als normalerweise. Leute, die ihr eigenes Geld ausgeben, sind viel kritischer, hatte er gemeint. Es war eine Art Frauenfigur geworden, etwas Abstraktes. Die Nacht davor hatte er durchgearbeitet, damit bis auf das letzte i-Tüpfelchen wirklich alles

stimmte. Am Morgen war eigentlich kaum ein Unterschied zu sehen, aber er achtete immer sehr genau auf Details, die außer ihm niemand sah. Als mein Vater dem Kunden das Ergebnis zeigte, fing der als Erstes vom Preis an. Der sei doch im Grunde ziemlich hoch für einen Steinbrocken. Es war

scherzhaft gemeint, das war ganz klar. Aber den Blick meines Vaters werde ich nie vergessen. Er nahm einen Fäustel, holte aus und schlug der Figur einen Arm ab. Vor den Augen des Käufers hat er das Ding verstümmelt. »Kauf dir deine Statue im Gartencenter, hier hast du

nichts verloren.« Damit warf er seinen Hammer dem Kunden vor die Füße und stampfte an mir vorbei nach draußen. Der Typ ging ihm nicht mal hinterher, das traute er sich nicht, mein Vater war damals ein baumstarker Kerl. Nicht gerade einer, mit dem man Streit suchte.«

»War wahrscheinlich

nicht leicht, mit so
jemandem
zusammenzuleben. «

»Er war nicht immer so
schwierig, nur
phasenweise. Ich glaube,
mein Vater hatte das
Gefühl, er würde nicht ...
na ja, nicht genügend
wertgeschätzt. Er hat nie
den großen Durchbruch
geschafft. Musste sich
immer abmühen. An

seinen Plastiken lag es sicher nicht. Die waren klasse, das kannst du mir glauben. Aber um sie zu verkaufen, reichte das nicht. Im Nachhinein denke ich, dass er auch zu stolz war. Es kam wirklich oft genug vor, dass wir keinen Cent mehr hatten, aber er wollte uns Verrecken

nicht vor dem Geld zu
Kreuze kriechen. Sich
nicht dem dummen
Kapitalismus
unterwerfen, in seinen
Worten. «

»Und deshalb bekommt
er jetzt nie von dir
Besuch?«

»Nein, sondern weil es
mich so an meine Mutter
erinnert. Er wohnt immer
noch in demselben Haus,

und wenn ich hinkomme,
muss ich immer dran
denken, wie beschissen
alles damals wurde,
nachdem sie weg war. Er
ist einfach nie wieder
ganz er selbst geworden.
Hat sich zurückgezogen,
und die Leute haben einen
Bogen um ihn gemacht.«

»Hatten deine Eltern
keine Freunde?«

»Doch, bevor meine

Mutter verschwunden ist, waren oft Leute bei uns zu Besuch. Es gab zwei, die praktisch bei uns wohnten, und außerdem kamen regelmäßig Künstler aus dem Ausland, vor allem aus der DDR. Dann sorgte mein Vater immer für Speis und Trank in Hülle und Fülle, obwohl wir uns

das eigentlich nicht leisten konnten. Darüber stritten sie, glaube ich, meistens hinterher, wenn alle wieder weg waren. Meine Mutter war nicht besonders begeistert davon, soweit ich es mitbekommen habe. Ihres Erachtens kümmerte mein Vater sich zu viel um die Deutschen, statt dafür zu sorgen, dass wir

als Familie finanziell
über die Runden kamen.
Aber wie dem auch sei –
nachdem sie
verschwunden war, kam
jedenfalls niemand mehr.
Und seit Sabine mit
Michael nach Illinois
gezogen war, wohnte ich
da mehr oder weniger
alleine.« Sie verzog den
Mund zu einem
freudlosen Grinsen.

»Pippi Langstrumpf, nur anders. Dass Jules und ich damals so schnell geheiratet haben, war, im Nachhinein gesehen, wohl so eine Art Fluchtverhalten.«

»Dein Ex.«

»Yep«, sagte sie mit ausdrucksloser Miene.

»Inzwischen wohnt er in Lelystad, glaube ich. Und

mein Vater immer noch
in diesem Spukhaus.
Wenn ich nicht unbedingt
muss, fahre ich da lieber
nicht mehr hin.«

»Ich werd dich nicht
hinjagen.«

Eine kühle Brise kam
auf. Susan drückte den
Rücken durch. »Wollen
wir mal los?«

Er nickte und stand auf.
Reckte sich. Sah zu, wie

sie die Arme durch die
Träger ihres Rucksacks
steckte und ihren
Pferdeschwanz in
Ordnung brachte.

In der Metro spukte
ihm immer noch die
kurze Charakterisierung
durch den Kopf, die
Susan von ihrem Vater
gegeben hatte. Dass ihre
Mutter von zu Hause
abgehauen war, lag

durchaus im Bereich des Möglichen. Anderes ebenso. Aber dazu würde er sich nicht äußern.

Vorerst noch nicht.

Wenn sie wieder in den Niederlanden wären, wollte er diesen Schwiegervater mal persönlich kennenlernen.

Dann war es immer noch früh genug für

Schlussfolgerungen.

Sie konnte jeden Moment da sein.

Thierry hielt die Waffe, die man ihm heute Morgen in die Hand gedrückt hatte, fest umklammert. Sie hatte keine Sicherung, und er wagte nicht, den Finger um den Abzug zu legen.

Aus Angst, vor lauter Nervosität unabsichtlich abzuordücken. Einem Freund von ihm war das passiert. Der lag jetzt auf dem Friedhof und rottete unter der Erde vor sich hin.

Er warf seinem Chef einen nervösen Blick zu. Der war die Ruhe selbst, wie immer. Unglaublich, wie der das hinbekam.

Und was er sonst noch so draufhatte. Miguel sprach fließend fünf Sprachen, er konnte sich überall auf der Welt verständigen. Der Mann war ein Genie.

Was er früher gemacht hatte, behielt der Kolumbianer für sich. Aber ganz sauber war es nicht gewesen. Von Miguels Mundwinkeln aus liefen zwei Narben

auf seinen Hinterkopf zu. Da hatte jemand ein scharfes Messer angesetzt und mit kräftigem Druck durchgezogen. In

Kolumbien, wie Miguel ihnen auf Nachfrage erzählt hatte. Da schien der Idiot auch noch stolz drauf zu sein.

Der Kolumbianer, wie sie ihn unter sich nannten,

war ein sonderbarer Typ. Man wusste ihn lieber in den eigenen Reihen als auf der anderen Seite.

Das lauter werdende Geräusch eines Wagens drang an sein Ohr. Thierry spürte, wie er ins Schwitzen kam. Nichts durfte schiefgehen. Keine Verwundeten. So lauteten die Anweisungen.

Aber wenn sie von

ihrer Gewohnheit
abgewichen war und
heute doch jemanden bei
sich hatte? Und wie
würde sie reagieren, wenn
sie zwei maskierte,
bewaffnete Männer auf
sich zukommen sah?
Würde sie mit
ungläubigem Gesicht
erstarren? Oder anfangen
zu schreien?

Er hasste das. Man

wusste nie, was einem bevorstand.

Thierry drückte sich noch tiefer in die Sträucher, von denen die Auffahrt zu der riesigen Villa gesäumt war. Immerhin standen sie gut geschützt, dachte er, nah am Hauseingang und etwa zwanzig Meter von dem elektrischen Tor entfernt,

das sich gerade öffnete.

Die Schnauze des Saabs wurde sichtbar. Der dunkelgrüne Wagen kam die Auffahrt hinauf.

Rasch sah Thierry zu Miguel, der mit düsterer Miene wie eine Statue in den Sträuchern stand. Ein Höchstmaß an Selbstbeherrschung und Konzentration. Sobald Miguel ihm zunicke,

musste er loslaufen und der Frau die Waffe vorhalten.

Miguel würde den Rest erledigen.

Das Auto fuhr an ihnen vorbei und kam vor dem doppelten Garagentor zum Stehen. Eine Frau stieg aus. Sie trug ein weißes Kostüm, die roten Locken fielen ihr über die Schultern. Sie öffnete die

hintere Autotür, beugte sich ins Wageninnere und holte das Kind heraus. Verriegelte die Türen, hob den Jungen hoch und ging mit ihm auf die Haustür zu.

Ein Schauer durchlief Thierry. Seine Hände schwitzten. Wenn er bloß die Waffe gut im Griff behielt. Wenn die bloß

nicht ...

Miguel nickte ihm zu.

Er trat einen Schritt nach vorn und hielt die Pistole gerade vor sich.

Hinter ihm tauchte Miguel aus den Sträuchern auf. Mit wenigen Schritten stand er bei der Frau. »Gut zuhören, dann passiert nichts.«

Die Frau machte große

Augen. Eher der
schweigsame Typ. Sie
erstarrte.

Miguel war in zwei
Metern Abstand von ihr
und dem Kind stehen
geblieben. »Das Kind auf
dem Boden absetzen«,
sagte er. »On the
ground.«

Aber sie hielt den
Kleinen nur noch fester
an sich gedrückt. Wie

festgenagelt stand sie da und starrte die beiden Männer an. Versuchte sich einen Reim darauf zu machen, was hier vorging.

Der Groschen wollte einfach nicht fallen.

Der war wohl irgendwo im Automaten schacht hängen geblieben, und Thierry wusste, was das

bedeutete. Dass jemand dem Automat einen ordentlichen Tritt versetzen musste. Das half immer.

»Lass das Kind runter, oder mein Kumpel knallt dich ab.«

Langsam regte sich etwas in der Frau. »Nein«, sagte sie mit zitternder Stimme. Und noch einmal, lauter:

»Nein!«

Shit.

Miguel und er
verständigten sich mit
einem kurzen
Blickwechsel. Darin
waren sie geübt.

Thierry ging zu der
Frau und setzte ihr in
einer fließenden
Bewegung die Pistole an
die Schläfe, wobei er die
Faust leicht drehte, wie er

es aus Filmen kannte.

Die Frau wich zurück.
Mit großen Augen starrte
sie ihn an. Große grüne
Murmeln mit langen,
dunklen Wimpern. Er
versuchte wegzusehen.
Angst erregte ihn.

Das konnte er jetzt
nicht gebrauchen.

»Lass das Kind los«,
wiederholte Miguel.

»Dann passiert nichts.«

Der Typ konnte verdammt cool bleiben. Nicht die Spur von Angespanntheit klang aus seiner Stimme.

»Warum?«, fragte die Frau. Es klang eher wie ein Schluchzer als wie ein Wort. Sie heulte fast schon. Es war bei ihr angekommen. So absurd die Situation ihr auch

erscheinen mochte – sie
hatte begriffen, was
Sache war.

Der Groschen war
gefallen.

Miguel suchte
Blickkontakt zu ihm.
Durch den schmalen
Schlitz in seiner
Biwakmütze meinte er zu
erkennen, dass der
Kolumbianer nun
ebenfalls nervös wurde.

In seinem Augenwinkel
fing ein Muskel zu
zucken an.

Die ganze Sache
dauerte zu lange. Konnte
auch schiefgehen.
Möglich war das immer.

Im nächsten
Augenblick traf Thierry
eine Entscheidung.
Steckte sich die Pistole in
den Hosenbund und

schlang der Frau von hinten den Arm um den Hals. Das Heulen des Kindes nahm er kaum wahr.

»Schnapp ihn dir!«, rief er Miguel zu.
»L'enfant!«

Er konnte die Angst der Frau geradezu riechen, verdammt!

Nicht jetzt!

Er verstärkte den

Druck seines Unterarms und drückte die Frau zugleich mit dem eigenen Oberkörper nach unten. »Das Kind, das Kind!«

Miguel setzte sich in Bewegung und zerrte den Jungen von der Mutter weg. Der Kleine kreischte.

Wie in Zeitlupe sah er Miguel wegrennen, die Auffahrt hinunter, das

Kind fest unter den Arm geklemmt, durch das Tor, das hinter ihm langsam zuing.

Thierry folgte ihm nicht.

Sie war so nahe.

Ihre Angst.

Während seine Erektion gegen den Jeansstoff drängte, spürte er nur noch das Blut

durch seinen Körper
rauschen. Noch fester
umklammerte er ihren
Hals, vergrub sein
Gesicht in ihren roten
Locken und fuhr ihr mit
der Zunge über das Ohr.
Es war feucht von
Schweiß, Angstschweiß.
Tief sog er ihren Duft ein.
Merkte kaum, dass er vor
Erregung zitterte.

Das elektrische

Summen des sich
schließenden Tors riss ihn
aus seiner Trance.

Mist! Bloß weg hier.

Langsam erschlaffte
sein Griff. Die Frau
sackte in sich zusammen.

Thierry sprintete auf
das Tor zu und konnte
gerade noch
hindurchschlüpfen, bevor
es quietschend ins
Schloss fiel.

Etwa vierzig Meter weiter stand ein dunkelblauer Golf mit laufendem Motor am Straßenrand. Miguel saß auf der Rückbank, Olivier hinter dem Lenkrad. Letzterer lehnte sich über den Beifahrersitz, um die Autotür für ihn aufzuhalten.

Thierry ließ sich in den

Sitz fallen. Er hatte die Tür noch nicht zugezogen, als Olivier schon aufs Gas trat. Als hinge sein Leben davon ab.

Thierry warf einen Blick auf die Rückbank, wo der kleine Junge lag, mit einer Papiertüte über dem Kopf. Seinen ruhigen Atemzügen nach zu schließen befand er sich

bereits im Tiefschlaf.

*Wie lange hatte er
eigentlich dort
gestanden?*

Er zog sich die
Biwakmütze vom Kopf
und sah Miguel an. »Die
Alte ist in Ohnmacht
gefallen, glaube ich. Was
jetzt?«

»Ich hab ihn schon
angerufen«, sagte Miguel
ruhig, wobei er Thierry

genau ins Gesicht sah.
»Er wird gleich
kommen.«

Dieser Blick machte
Thierry ganz nervös.

»Und übrigens,
Thierry«, fuhr Miguel
fort, wobei sein Tonfall
so bedrohlich klang, dass
Thierrys Nervosität sich
noch steigerte, »schlag
dir das aus dem Kopf.«

Er errötete und senkte den Blick. Bestimmt hatte er länger dort gestanden, als er sich erinnern konnte.

Verfluchtes Flittchen.

Allmählich wurde das tatsächlich zu einem Problem.

»Was meinst du?«, fragte er so beiläufig wie möglich.

»Du spurst nicht,

Thierry. Du bist ein
gottverdammter Idiot –
e i n *güevón*«, sagte
Miguel ruhig. »Das meine
ich.«

8

*»Für Niederländisch
wählen Sie bitte die
Eins.«*

Susan hielt das kleine
Nokia-Handy fest
umklammert. »Verdammt
noch mal, Sil!«

Wie in Trance
versuchte sie es erneut.

»Für Nieder...«, sie

ließ das Ding auf den
Glastisch fallen und trat
ans Fenster. Auf dem
kleinen Hotelparkplatz
drei Stockwerke tiefer
hatten die Autos allesamt
französische
Kennzeichen.

Kein dunkelblauer
Land Cruiser.

Sil war heute früh
losgezogen, um seine
tägliche Zwölf-

Kilometer-Runde zu
laufen. Ob in Frankreich,
in London oder in Den
Bosch – sein Lauftraining
war ihm heilig, davon
ließ er sich durch nichts
und niemanden abhalten.

Aber normalerweise
war er vor elf zurück.

Und normalerweise
ließ er sein Auto stehen.

Sie schaute auf die
Uhr. Eins. Kein Grund zur

Panik, sagte eine innere Stimme, die allerdings die Worst-Case-Szenarien, die ihr Unbewusstes am laufenden Band abspulte, nur mit größter Mühe zu übertönen vermochte. Vielleicht hatte er sich eine neue Strecke gesucht. War auf die Idee gekommen, zur

Abwechslung anderswo
laufen zu gehen, und mit
dem Wagen hingefahren.

Möglich war es.

Aber es konnte auch
etwas ganz anderes
dahinterstecken.

Sie wandte sich vom
Fenster ab, öffnete die
Minibar und holte eine
Dose Cola heraus. Beim
Aufziehen des
Verschlusses zitterten

ihre Finger.

In der letzten Zeit war Sil oft mit den Gedanken woanders. Zunehmend fiel ihr eine Unruhe auf, die er hinter seiner Gelassenheit verbarg. Sie kannte ihn gut genug, um das zu durchschauen und zu begreifen, was in ihm vorging. Dieses Feuer, das so bedrohlich in seinen Augen loderte, ließ

sich nur schwer löschen,
nur wenige Maßnahmen
konnten den in seinem
Inneren wütenden Brand
eindämmen. Reisen war
davon mit Abstand die
unbedenklichste: Für Sil
bedeuteten Reisen noch
Entspannung. Er glich
einem rastlosen Streuner;
das Unterwegs-Sein war
sein Ziel, und er wollte

noch so vieles sehen und entdecken. Nur um seinen willen hatte sie überhaupt eingewilligt zu verreisen. Sie selbst wäre genauso gern zu Hause geblieben.

Um sich nicht verrückt zu machen, zog sie ein paar leere Reisetaschen unter dem Bett hervor. Öffnete den Kleiderschrank und fing

mechanisch an,
Klamotten in den Taschen
zu verstauen. Dabei
schoss ihr durch den
Kopf, dass der Traum in
der vergangenen Nacht
nicht wiedergekehrt war.
Vielleicht hatte Sil recht
gehabt, und über die
Sache zu reden, half
tatsächlich.

»So, sind wir im
Aufbruch begriffen?«

Erschrocken fuhr Susan herum.

Maier stand in der Tür. Sein graues T-Shirt war durchnässt.

»Schleichst du dich immer von hinten an Leute heran?«

»Nur an hübsche Frauen in hässlichen Jogginganzügen. Wo geht die Reise denn hin?«

»Ich habe einen Anruf vom Krankenhaus bekommen. Mein Vater hatte einen Herzinfarkt. Es sieht nicht gut aus, er hat nach seinen beiden Töchtern gefragt. Ich versuche dich schon den ganzen Morgen ...«

»Hast du Sabine schon angerufen?«

»Noch nicht. Und die vom Krankenhaus haben

sie auch noch nicht erreicht. Da drüben ist es jetzt mitten in der Nacht. Ich will erst mal zu ihm, dann probiere ich es später noch mal. Sie wird sowieso mindestens einen Tag unterwegs sein, falls sie einen Flug kriegt.«

Und falls sie überhaupt kommen möchte, fügte sie im Stillen hinzu.

»Wir fahren also zurück«, stellte er fest.

»Wohl oder übel.«

Gegen fünf Uhr nachmittags überquerten sie bei Meer die niederländische Grenze.

»Fahr ruhig erst nach Hause«, sagte Susan. »Ich nehm dann den Vitara.«

»Soll ich nicht lieber mitkommen?«

»Ich glaube, mein Vater wäre nicht besonders erfreut, wenn ich dich ausgerechnet jetzt ihm vorstellen würde, wo er so verletzlich ist. Schwach zu sein, hasst er wie die Pest.«

»Dann warte ich eben auf dem Flur«, sagte er, während ihm bewusst

wurde, dass er eher aus Neugier darauf drängte, als dass er sie unterstützen wollte.

Sie drehte sich zu ihm um. »Sil ... ich glaube wirklich, dass ich das besser alleine über die Bühne bringe.«

Er warf ihr noch einen kurzen Blick zu, zuckte dann mit den Schultern.

Während der gesamten

Dreiviertelstunde, die sie noch brauchten, um nach Hause zu kommen, sprachen sie kein Wort mehr.

Erst als sie mit dem Land Cruiser in ihre Straße einbogen und Maier den Wagen am Straßenrand parkte, sagte sie: »Gut, dann sehen wir uns nachher.«

»Warte mal.« Er langte

nach einer Tasche, die hinten auf der Rückbank lag, und holte ein schwarzes Plastikding heraus. Aus einem Stück geformt, etwa zwanzig Zentimeter lang. Hinten schmal, vorn etwas breiter in eine Art flaches U zulaufend. An den beiden Enden des U je ein kupferfarbener Metallpol.

Sie wusste auf Anhieb, was es war: ein Stungun oder wie das Teil hieß. Bestimmt war er deshalb heute Morgen so spät zurückgekommen: Er war noch bei Lara Croft in ihrem dubiosen Laden auf den Champs-Élysées gewesen.

»Sil ...«

Er sah sie kurz und eindringlich an. »Wir

fangen hierüber keine
Diskussion an, okay?
Vielleicht kommst du erst
heute Nacht nach Hause,
und auf
Krankenhausparkplätzen
ist schon so einiges
passiert.«

Sie presste die Lippen
aufeinander und verkniff
sich ihre Antwort.

Im engen Autoinneren

erklärte er ihr das Funktionsprinzip der Waffe. Es war eigentlich ziemlich einfach. Sie nahm ihm das Stungun aus der Hand und schaltete es mit dem kleinen Schiebeschalter an der Seite ein, woraufhin zwischen den beiden metallenen Kontaktpolen eine unregelmäßige, blaue

Linie entstand, die permanent in Bewegung war. Das laute statische Geknister ließ sie zurückschrecken. Mit dem Daumen schob sie den Plastikscharter wieder in die Ausgangsposition und ließ das Ding in ihrer Tasche verschwinden.

Auf dem Parkplatz des

städtischen
Krankenhauses war viel
los. Susan parkte den
Wagen irgendwo in der
Mitte und ging über die
Asphaltstraße zum
Haupteingang. Drinnen
orientierte sie sich an den
Schildern, und keine fünf
Minuten später stand sie
vor dem
Empfangsschalter der

Intensivstation.

Die Schwester – nicht diejenige, die am Morgen angerufen hatte – hieß ihrem Namensschild zufolge Nancy. Nancy war von kräftiger Statur, hatte dunkel gerötete Wangen und trug Slipper mit Holzsohlen an den nackten Füßen. Sie klapperten auf dem harten Linoleumboden, als

Nancy vor Susan zum Sprechzimmer neben der Rezeption ging.

Susans Vater, den Nancy unbeirrbar Herrn Scheran Staal nannte, war anscheinend gestern gegen fünf Uhr nachmittags eingetroffen. Ihm sei unwohl geworden, und er habe gerade noch die Notrufnummer wählen

können. Als der Krankenwagen bei ihm zu Hause angekommen sei, habe er nicht aufgemacht. Die Sanitäter seien durch die Hintertür ins Haus gelangt und hätten ihn im Wintergarten gefunden. Eher tot als lebendig.

Gestern Abend sei er kurz bei Bewusstsein gewesen, aber nicht in der

Lage,
zusammenhängende Sätze
zu bilden. Heute Morgen
sei das schon besser
gegangen, und da habe er
nach seinen Töchtern
verlangt. Susans
Handynummer habe man
bei seinen Papieren
gefunden und auf gut
Glück angerufen. Bei
Sabine in den Vereinigten
Staaten sei niemand

drangegangen.

Keine Stunde nachdem eine Krankenschwester mit Susan telefoniert hatte, habe er erneut einen Herzstillstand erlitten und sei reanimiert worden. Sein Zustand sei ernst, sagte Nancy, aber er befinde sich in guten Händen.

Die Schwester gab ihr ein paar Broschüren mit,

die über Herzkrankheiten aufklärten, und deutete auf das Ende des Flurs, wo sich das Zimmer ihres Vaters befinde.

»Wir hatten schon Leute, die viel schlechter dran waren. So schnell werfen wir hier nicht das Handtuch!«, rief sie ihr fröhlich nach.

Von dieser Fröhlichkeit

blieb wenig übrig, als Susan das Zimmer zögerlich betreten hatte. Sie erschrak über den Anblick, der sich ihr bot.

Ihr Vater war an Schläuche und Monitore angeschlossen, die seine Körperfunktionen überwachten. Sein Gesicht war fast so weiß wie das Laken, das bis zum Kinn hochgezogen

war. Er schlief und atmete unregelmäßig ein und aus.

Sie zog einen Hocker unter dem Bett hervor und setzte sich. Starrte auf die Monitore, die zittrigen Linien vor schwarzem Hintergrund und die rätselhaften Zahlenwerte.

Dann erst wagte sie sich ihrem Vater

zuzuwenden. Wie lange hatte sie ihn nicht mehr gesehen? Ein Jahr, zwei Jahre? Mein Gott, es konnten sogar drei sein. Sie wusste es nicht mehr.

Älter geworden schien er, wie er da in diesem Bett lag. Viel stärker gealtert, als es nach ein paar Jahren plausibel wäre. Und ungepflegt, ja

fast schon verwahrlost. Er hatte einen wüsten Bart und Brauen, deren krumme Härchen wie kleine Eisendrähte in alle Richtungen abstanden. Auch aus den Ohren und der Nase wuchsen ihm Haare. Seine Hände mit ihren gelblichen Schwielen, Narben und knorrigen Knochen waren indes immer noch groß

und stark.

Was sollte sie sagen, wenn er wach würde? Fragen, wie es ihm ging? Eine bescheuertere Frage konnte man sich in dieser Situation kaum ausdenken.

»Susan? Bist du's?« Er drehte ihr leicht den Kopf zu. Unter dem Neonlicht wirkten seine hellgrauen Augen matt und

ausdruckslos.

Sie beugte sich näher zum Bett. Wusste nicht, wohin mit ihren Händen. Sollte sie ihn berühren? Erst jahrelang nicht auftauchen, den Kontakt auf kurze Telefonate beschränken und dann plötzlich als mitfühlende Mutter Teresa an seinem Krankenbett auftauchen?

Nein.

Sie legte die Hände in den Schoß.

»Hör mir zu.« Seine Stimme war ein schwaches Krächzen. Sie beugte sich noch etwas weiter zu ihm vor. »Sie wollen mich enteignen.«

Was faselte er jetzt?
»Warum?«

»Die Gemeinde. Sie wollen unser Haus

enteignen. Wegen der neuen Autobahn.«

Sie zog die Brauen hoch. Das hatte bestimmt in der Lokalzeitung gestanden, aber die las sie nie. Aktuelle Nachrichten nahm sie normalerweise sowieso nicht zur Kenntnis. Die Neuigkeiten hatten doch meist nichts Neues an sich: Alles war schon

einmal geschehen und berichtet worden. Die Geschichte wiederholte sich unentwegt. Was wechselte, waren bloß die Pappkameraden und Schauplätze.

»Sie enteignen unser Haus.« Das Atmen fiel ihm schwer, er schloss die Augen. »Mein Haus. Unser Haus.«

Susan wusste nicht, was sie sagen sollte, also hielt sie den Mund. Wenn das stimmte, konnte sie darüber keine Sekunde lang traurig sein. Im Gegenteil: An dem Tag, an dem diese Mauern niedergerissen würden, das Dach einstürzte und die gammelige grüne Scheune, die er unbeirrbar als »Atelier«

bezeichnete, nur noch ein Haufen Brennholz wäre, würde Susan eine Fahne aus dem Fenster hängen.

Das Haus war die einzige greifbare Erinnerung an das Verschwinden ihrer Mutter und ein Monument der Gefühlskälte, die in den Jahren danach dort

geherrscht hatte.

Ihr Vater dachte
anscheinend anders
darüber. »Das dürfen sie
nicht tun, Susan.«

»Papa, jetzt beruhige
dich, ja? Die Welt geht
doch nicht unter. Es sind
nur Sand und Steine.
Werd erst mal wieder
gesund.«

»Das dürfen die nicht«,
wiederholte er. Sein

Brustkorb hob und senkte sich in schnellem Rhythmus, er atmete flach und hastig und rollte mit den Augen.

Unwillkürlich wich Susan zurück und sah auf den Monitor hinter seinem Kopf. Ein paar grüne Linien liefen senkrecht nach oben.

»Das darf nicht passieren!«

»Papa, ganz ruhig. Du machst dir zu viele Gedanken. Sieh erst mal zu, dass du wieder gesund wirst, und dann schauen wir zusammen, wie wir es verhindern können, ja? Das Wichtigste ist, dass es dir bald wieder besser geht.«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich sterbe.«

»Ach wo. Unkraut
vergeht nicht.«

Er bekam einen
Hustenanfall. »Doch.
Diesmal schon. Das spüre
ich.«

Sie schaute nochmals
auf den Monitor, dann
wieder auf ihn. Wusste
nicht, wie sie mit der
Situation umgehen sollte.
»Jetzt hör aber mal auf«,
rutschte es ihr heraus.

»Dramatisier doch nicht so.«

Verärgert schüttelte er den Kopf, und kurz meinte sie wieder jenen Mann zu sehen, vor dem sie etliche Jahre zuvor geflohen war. Er war angespannt und wütend, wusste aber, dass er in seiner Lage wenig ausrichten konnte. Dass

ihm wahrscheinlich die Kraft fehlte.

Kurz schloss er die Augen, schien sich auf seine Atemzüge zu konzentrieren. Ein

paarmal atmete er nachdrücklich und tief ein und aus. Öffnete dann die Augen wieder und suchte Susans Blick. »Es tut mir so leid.«

»Was?«

»Alles, meine Kleine«,
sagte er. »Alles,
wirklich.«

Zögerlich legte sie ihre Hand auf seine, wobei sie achtgab, dass sie nicht an die Infusionsnadel kam, und drückte sie leicht. Seine Haut fühlte sich ebenso hart und rau an wie die Steine, mit denen er arbeitete.

»Es spielt keine Rolle

mehr, Papa. Es ist vorbei.«

»Nein, es ist nicht vorbei.« Wieder schloss er die Augen und murmelte etwas, was sie nicht verstand.

Eine halbe Stunde blieb sie noch bei ihm. Seine Atemzüge wurden immer tiefer und ruhiger. Die Linien auf dem Monitor

liefen auf normale Werte zurück.

Vorsichtig, um ihn nicht aufzuwecken, ließ sie seine Hand los und stand auf. Stellte den Hocker lautlos wieder unter das Bett. Drehte sich um und verließ den Raum.

9

Es klingelte an der Tür.
Bis Maier den
schneidenden Signalton
aus der Kakophonie von
elektrischen Gitarren,
knallharten
Schlagzeugklängen und
Geschrei herausgehört
hatte, dauerte es
allerdings eine gewisse

Zeit. Er tippte auf der Fernbedienung der Musikanlage auf leise. Es folgte ohrenbetäubende Stille.

An der Tür schaute er gewohnheitsgemäß zunächst durch den Spion. Sven. Er öffnete.

»Bierchen?« Ohne die Antwort abzuwarten, ging Maier in die Küche. Erst als er mit zwei

Bügelflaschen Grolsch
ins Wohnzimmer
zurückkam, fiel ihm auf,
dass sein Nachbar immer
noch auf der Schwelle
stand. Er sah leichenblass
aus und zitterte sichtbar.

»Sven?«

Sven reagierte nicht,
starrte einfach vor sich
hin. Er hatte Ringe unter
den Augen, und seine
Haut war bleich und

fleckig. Entweder hatte er die Nacht durchgemacht oder geheult. Oder beides.

Er kannte den Tierarzt noch nicht lange, aber doch gut genug, um zu wissen, dass er zu den wenigen Menschen gehörte, deren positiver Grundeinstellung nichts und niemand etwas anhaben konnte. Seine

Scheidung von Valerie,
der unfreiwillige Umzug,
die Phase, in der er seinen
kleinen Sohn nicht zu
Gesicht bekommen hatte
– während die meisten
Menschen unter solchen
Umständen schon längst
eine schwere Depression
bekommen hätten, hatte
Sven nichts als
Optimismus ausgestrahlt.
Er hatte sich einfach nicht

entmutigen lassen.

Irgendetwas musste
jetzt verdammt im Argen
liegen.

»Was ist los, Mann?«,
fragte er.

»Ich kann mit
niemandem darüber
sprechen.«

»Worüber?«

Wie ein Zombie
schlurfte Sven zum
Esstisch.

Maier stellte ihm das Bier vor die Nase und setzte sich ihm gegenüber. »Schieß los.«

»Sie haben Thomas.«
Sven schlug die Hände vors Gesicht.

Sofort richtete sich Maier gerade auf.
»Thomas ... ? Wer?«

Sven zuckte mit den Schultern und schüttelte

den Kopf. »Ich weiß es nicht. Wenn ich es nur wüsste, verdammt.« Er unterbrach sich, schluckte und sah Maier an. »Am hellichten Tag, ich schwör's dir!«

Maiers Augen verengten sich. Er brauchte einen Moment, bis ihm klar wurde, was Sven da gerade erzählte. Seine Züge erstarrten.

»Wann?«

»Gestern«, sagte er leise. »Valerie kam mit ihm nach Hause, sie hatte ihn gerade von der Krippe abgeholt. Als sie aus dem Auto gestiegen war, kamen zwei maskierte Typen mit Knarren auf sie zu. Der eine hielt sie fest, und der andere riss ihr Thomas aus dem Arm und rannte mit ihm weg.«

Fast wäre Maier die
Kinnlade
heruntergeklappt. Alle
möglichen Gedanken
überstürzten sich in
seinem Kopf. *Wer,*
warum? »Verlangen sie
Lösegeld?«

»Nein, nein. Es hat
wahrscheinlich ... mit
einer Angelegenheit zu
tun, in die Walter

verwickelt ist oder
verwickelt war. Sie
benutzen ihn als
Druckmittel. Ich ...«

»Walter?«

»Der Neue von Valerie.

Dieser alte Sack, der für
sie eine Art wandelndes
Statussymbol ist. Valerie
meint, sie wollten
Thomas benutzen, um in
irgendeiner Sache Druck
auf ihn auszuüben oder

so. Und ich darf
niemandem was sagen,
verdammt. Ich muss die
Schnauze halten.
Eigentlich sollte ich auch
dir das alles nicht
erzählen, aber ich kann
kein Auge mehr zutun.
Ich war noch nie im
Leben derart am Ende.
Thomas ist mein Ein und
Alles ... verdammte
Scheiße!« Frustriert

schlug Sven mit der Faust auf die Kiefernholzplatte. Die Bierflaschen vibrierten. Dann senkte er das Kinn auf die Brust und fing wie ein Kind zu flennen an. »Die Polizei weiß von nichts. Darf auch nichts erfahren.«

Das überraschte Maier nicht sonderlich. Die Entführer hatten für den

gegenteiligen Fall
wahrscheinlich mit den
schrecklichsten Szenarien
gedroht, die man sich
ausmalen konnte. Maier
hatte zwar selbst keine
Kinder, aber was es
bedeutete, jemanden zu
lieben, wusste er
durchaus. Den Rest
konnte er sich denken.
Dass er Mitleid mit Sven
hatte, war noch zu wenig

gesagt.

Plötzlich sprang Sven auf, ballte die Hände zu Fäusten, presste sie sich an die Schläfen und fing an, durch den Raum zu tigern. »Ich werde wahnsinnig, komplett wahnsinnig. Sie haben Thomas! Sie haben meinen Sohn in ihrer Gewalt, verdammt nochmal!« Die geballten

Fäuste an die Stirn
gedrückt, sah er Maier
verzweifelt an. »Und ich
kann nichts tun, rein gar
nichts!« Er schluchzte.
»Nur dasitzen wie ein
Häuflein Elend und drauf
hoffen, dass sie ihn
vielleicht irgendwann
zurückbringen. «

Schweigend sah Maier
ihn an. Einen

erwachsenen Mann zu
entführen, galt in
kriminellen Kreisen als
grenzwertig. Eine Frau zu
entführen, überschritt die
Grenze bereits gehörig.
Aber ein Kind zu
entführen, das war
einfach krank. Feige.
Daneben.

Ein Druckmittel.

Dann war der Junge
vielleicht noch am Leben.

»Was wollen sie genau?«, fragte er so ruhig wie möglich.

Sven zuckte mit den Schultern. »Walter, dieses Arschloch,

will nicht damit rausrücken. Er weiß es nicht, behauptet er. Tappt angeblich genauso im Dunkeln wie Valerie. Ich glaube ihm kein Wort. Und Valerie denkt auch,

dass er was vor ihr
verbirgt.«

»Es gibt Mittel und
Wege, Leute zum Reden
zu bringen.«

Sven riss den Blick
erschrocken von der
Tischplatte los. »Meinst
du, darauf wäre ich selbst
noch nicht gekommen?
Heute Nacht bin ich fast
die Wände hochgelaufen.

Ich war drauf und dran,
mich ins Auto zu setzen,
hinzufahren, sämtliche
Fensterscheiben
kaputtzuschießen und ihn
aus dem Bett zu zerren,
den selbstgefälligen alten
Sack. Ich schwör's dir.
Thomas wohlbehalten
nach Hause zu bringen,
dafür hätte ich zehn Jahre
Gefängnis locker übrig.
Ach was, mein Leben

würde ich dafür hergeben,
mein Leben!«

Maier betrachtete Sven
schweigend. Sven war
schon seit Jahren ein
fanatischer Sportschütze.
Der örtliche
Schützenverein war etwas
wie sein zweites Zuhause.
In seinem Waffentresor
hatte er eine stattliche
Ausrüstung, und sein
Prunkstück war eine

Beretta 92 FS. Mit der konnte er zweifellos ziemlichen Schaden anrichten.

Dieser Walter täte gut daran, sich ein bisschen vorzusehen.

»Ich habe drei Schusswaffen zu Hause, und ich fürchte verdammt ernsthaft, dass ich sie benutzen könnte«, fuhr

Sven nun etwas
gelassener fort. »Deshalb
bin ich lieber zu Hause
geblieben. «

»Dieser Walter ist doch
Strafrichter, oder? Sind
das nicht Leute, die sich
mit Mord und anderen
schweren Delikten
befassen? « Maiers
Kenntnis von Gerichten,
Richtern und allem, was
damit zusammenhing,

reichte nicht viel weiter
als bis zum Amtsgericht.
Strafzettel wegen
Falschparkens oder
Scherereien mit
Mietverträgen, die auf
den Namen seiner
früheren Softwarefirma
liefen – mit derlei
Trivialitäten hatte er
selbst bisweilen zu tun.
Was er über Strafrecht
wusste, stammte

hingegen aus
Zeitungsartikeln und
Büchern. Nicht aus
Erfahrung.

Was bei seinem
Lebenslauf eigentlich
erstaunlich war.

Und sich möglichst
nicht ändern sollte.

»Ja«, antwortete Sven,
»das stimmt.«

Maiers Augen blitzten.

»Hat er vielleicht dafür
gesorgt, dass die gesamte
Führungsriege der
europäischen Mafia-
Organisationen in
Untersuchungshaft
kommt? Ein Kind zu
entführen, das geht
einfach viel zu weit. Ich
kann es mir beinahe nicht
vorstellen. Es ist nicht
mal Walters eigenes
Kind.«

Sven zuckte mit den Schultern. »Vielleicht wussten sie das nicht. Keine Ahnung.«

Maier versuchte es immer noch zu begreifen. »Warum sollte jemand das Kind eines Richters entführen? Das ist doch ein außergewöhnlich schweres Verbrechen. Das kann den Grund, warum sie das tun, kaum

aufwiegen.«

»Ich schwör's dir, ich hab keine Ahnung.«

»Auch keine Vermutung, woher der Wind wehen könnte? Irgendeinen Hinweis oder so?«

»Nein.«

»Lässt sich so was finden?«

»Ich ... ich könnte

Valerie noch mal fragen«, sagte Sven.

»Tu das. Sag ihr, dass sie etwas herausfinden soll. Und gib mir dann Bescheid.«

Fragend sah Sven ihn an. »Meinst du ... Würdest du ...«

Er wollte Sven keine Hoffnungen machen. Er hatte noch keine Entscheidung getroffen.

Noch nicht.

Achte nicht darauf.

»Ich versuche
mitzudenken. Mit dir
zusammen eine Lösung
zu finden, okay?«

Sven schien etwas
sagen zu wollen,
überlegte es sich dann
aber anders. Er ging in
den Flur. »Ich gehe dann
mal«, rief er über die
Schulter, »Valerie

anrufen.«

»Sven?«

Er drehte sich auf dem Absatz um.

»Halt mich bitte draus.« Er sprach mit großem Nachdruck. »Du warst nicht hier. Du hast mir nichts erzählt.«

Kurz sah er einen Funken Hoffnung in Svens Augen aufleuchten.

So indifferent wie möglich erwiderte Maier seinen Blick. »Halt die Ohren steif«, sagte er bloß noch.

Er hörte die Tür hinter dem Tierarzt ins Schloss fallen. Er stand auf, steckte sich nachdenklich eine Zigarette an und schaute durch die vom Windzug aufgesprungenen Türen

auf die Dachterrasse hinaus. Meisen flogen hin und her, zum Efeu an der alten Stadtmauer, mit Futter für ihre Brut.

Ein Kind gehörte zu seinen Eltern. Es musste geschützt werden und sollte an Märchen glauben können. Und nicht von einer Bande feiger Krimineller in

einem kleinen
Hinterzimmer oder einer
Scheune eingesperrt
werden.

Mit dem größten
Vergnügen hätte er diesen
Typen ein paar 9-
Millimeter-Patronen
durch die Gurgel gejagt.

Unwillkürlich musste
er an seine alte Waffe
denken. Die hatte er nicht
mehr. Den Rest schon.

Verstaut in Reisetaschen,
ganz unten in Susans
Kleiderschrank. Seine
Kondition war gut. Die
Motivation groß. Er
konnte sofort wieder
einsteigen. Eine
Schusswaffe war das
Einzigste, was ihm fehlte.

Der Ärger und die
Erregung ebften
allmählich ab. An ihre
Stelle trat kühle

Berechnung, eine rationale Gelassenheit, die für Gefühle keinen Platz mehr ließ.

Susan ging davon aus, dass er es aufgegeben hatte. Er hatte ihr das mehr oder weniger versprochen. Aus. Vorbei. Nie wieder mit einer halbautomatischen, entsicherten Pistole auf

dem Nachtschränkchen
einschlafen. Keine Toten
mehr. Nie wieder mitten
in der Nacht auf eigene
Faust bei
Schwerkriminellen zu
Besuch, um ihnen das zu
nehmen, was ihnen am
meisten am Herzen lag:
ihr Geld – und manchmal,
wenn es wirklich nicht
anders ging, auch ihr
Leben.

Vor Jahren hatte das
angefangen, zunächst mit
kleinen Fischen: Typen,
die Drogen verkauften,
Frauen belästigten,
Handtaschen raubten —
widerliche, kleine
Männchen mit viel zu
großen Egos. Es hatte
sich als ganz einfach
erwiesen. Viel zu einfach.
Sodass er nach und nach
immer einen Schritt

weiter gegangen war. Die
Latte immer höher gelegt
und rasend schnell
dazugelernt hatte:
unsichtbar zu sein und
unerkennbar zu werden,
dafür zu sorgen, dass
niemand in der
Umgebung wusste, was
man tat, zu lügen, alles
allein zu erledigen.
Autonom zu bleiben,

keine Spuren und keine Zeugen zu hinterlassen. So blieb man am Leben.

Manche dieser Typen hatte er, wenn ihr Gesicht vor dem Lauf seiner HK aufgetaucht war, zum ersten Mal im Leben gesehen. Andere hatte er zuvor monatelang beschattet. Bekannte und unbekannte Gesichter, gerade noch ein

erschrockener

Augenaufschlag, im
nächsten Moment ein
widerwärtiger Brei aus
Knochensplintern, Blut
und Muskelfasern. Es
hatte ihn keine Sekunde
Schlaf gekostet. Seine
Opfer gingen selbst über
Leichen, es waren
ernstzunehmende
Gegenspieler, die früher
oder später ohnehin an

den Falschen geraten
wären.

Es hatte sein Leben
ausgefüllt. War sein
Drive gewesen. Ein
Balanceakt auf der
dünnen Scheidelinie
zwischen Leben und Tod,
der Körper und Geist das
Äußerste abverlangt und
ihm ein Gefühl gegeben
hatte, das mit nichts zu

vergleichen war.

Mit gar nichts.

Und das nun endgültig
der Vergangenheit
angehörte.

An Susan hatte er
genug.

Mit Daumen und
Zeigefinger massierte er
sich die Nasenwurzel.

*Wie habe ich mir das
jemals einreden können?*

Gegen sechs kam Susan nach Hause, mit geröteten Wangen und einer vollen Papiertüte vom China-Imbiss.

»Wie geht's deinem Vater?«

Sie ging durch in die Küche, holte Teller aus dem Schrank und fischte Besteck aus der Schublade. »Nicht gut. Ich glaube kaum, dass er

noch mal nach Hause kann.«

Sie stellte die Teller auf den Tisch und fing an, das Essen auszupacken. »Ehrlich gesagt: Ich glaube, er wird sterben.«

»Das tun wir alle irgendwann.«

»Aber er ein bisschen früher als wir. Er liegt im Sterben, Sil.«

»Und was sagen die im Krankenhaus?«

»Dass sie nicht so schnell das Handtuch werfen. Aber ich kann schließlich eins und eins zusammenzählen. Das ist einfach der Anfang vom Ende. Er hatte innerhalb weniger Tage mehrere Herzanfänge. Du hast ihn nicht gesehen. Wie er da im Bett liegt, ist er nur

noch ein Schatten seiner
selbst. Mein Vater ist ein
alter, kranker,
bemitleidenswerter Mann
in einem
Krankenhausbett.« Sie
schüttelte den Kopf, und
ihr Blick wurde glasig.
»Es ist einfach nicht zu
fassen. Ich glaube, ich
habe ihm, wenn auch
vielleicht unbewusst,

immer die Schuld am
Verschwinden meiner
Mutter gegeben. Seiner
Schroffheit, diesem
beharrlichen Schweigen.
Und seinen Wutanfällen.«
Sie sah Maier
unvermittelt ins Gesicht.
»Warum wirft es mich
dann so aus der Bahn,
dass er im Sterben liegt?
Warum? Ich begreife es
nicht. Jahrelang habe ich

ihn nicht sehen wollen,
ganz bewusst. Gehasst
habe ich ihn. Wollte nicht
seine Tochter sein. Und
jetzt stirbt er ... und ich
weiß nicht, wie ich damit
umgehen soll.«

Das chinesische Essen
stand unangerührt auf
dem Tisch. Maier sagte
kein Wort, hörte lediglich
zu. Ihm war klar, dass sie
keine Antwort erwartete,

auch keinen Ratschlag.
Sie wollte einfach laut
denken. Gedanken
aussprechen, um eine
Struktur hineinzubringen.
Die Worte fließen lassen
und aus diesem Brei von
Sätzen einen Kern zu
fassen versuchen.

Er meinte zu wissen,
worin dieser Kern
bestand. Jahrelang war sie

damit beschäftigt
gewesen, vor ihrer Jugend
davonzulaufen. Sogar
buchstäblich: Mit ihrer
Kamera hatte sie die
halbe Welt durchstreift.
War selten zu Hause
gewesen. Vielleicht hatte
sie sich instinktiv einen
Beruf ausgesucht, bei
dem sie dauernd
unterwegs war. Aber ob
nun bewusst oder

unbewusst – es hatte bestimmt damit zu tun, dass sie jeglicher Konfrontation mit ihrem Zuhause aus dem Weg gehen wollte.

Jetzt, da ihr Vater im Sterben lag, kam sie nicht mehr drumherum. War gezwungen, den Dämonenwald, dem sie vor Jahren entflohen war, erneut zu betreten.

Und hatte eine
Heidenangst davor.

Susan brauchte keine
Ratschläge, keine
Antworten oder
Lösungen. Sie brauchte
eine Umarmung.
Jemanden, der ihre Hand
hielt und ihr sagte, dass
alles gut würde.

Dieser Jemand sollte er
sein.

»Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihn zu lieben«, fuhr sie fort. »Wirklich. Es ist mir schlichtweg nicht gelungen. Nicht einmal jetzt, da er im Sterben liegt, kann ich auch nur ein Fünkchen Liebe für den Mann aufbringen. Bin ich denn so kalt? Eine oberflächliche, egoistische Tussi?«

»Unsinn«, antwortete er. »Du hast dich verschlossen vor ihm, in Reaktion auf seine Schroffheit und auf das, was du zu Hause mitgemacht hast. Aus Selbstschutz. Ein Abwehrmechanismus. Du kannst nichts dafür.«

Kurz sah sie aus, als würde sie zu weinen

anfangen, doch sie hielt sich zurück und beruhigte sich wieder. Beim Essen sagte er wenig. Ließ Susan das Wort, die über ihren Vater sprach und sich vornahm, es am Abend noch einmal telefonisch bei ihrer Schwester zu versuchen. Sie fragte, ob sie sich wohl um das Begräbnis beziehungsweise die

Einäscherung würde kümmern müssen, oder ob er dafür eine Versicherung hatte, und was aus dem Haus würde. Und sie erschrak, weil sie jetzt schon darüber nachdachte, obwohl noch kein Toter zu betrauern war.

Es ergab sich einfach kein guter Moment, um es ihr zu erzählen.

Gegen elf, Susan hatte sich auf der Couch an ihn gekuschelt und war eingeschlafen, klingelte es an der Tür. Vorsichtig befreite Maier sich von ihr, ging in den Flur und öffnete. Im Halbdunkel stand Sven. Er sah zerzaust aus.

»Ich habe eine

Adresse«, sagte Sven.
»Frankreich, Paris.«

»Woher hast du die?«

»Valerie hat gehört,
wie Walter mit jemandem
über eine Firma geredet
hat, die ...«

»Wie heißt die Firma?«

»Weiß ich nicht. Hör
zu, Walter ist an einem
schwierigen Fall dran, der
wahrscheinlich mit
Drogen zu tun hat und

wohl eine ziemlich große Sache ist. Soweit Valerie es verstanden hat, sitzen deshalb eine ganze Reihe Leute in U-Haft, und darum geht es anscheinend.«

»Wie sicher ist sich Valerie?«

»Der Anwalt, der die Typen vertritt, wird von der Adresse aus bezahlt.«

Maier runzelte die

Stirn. »Woher weiß sie das?«

»Über einen Freund von uns – einen Freund von ihr, meine ich. Der hat einen Job in dieser Kanzlei. Er hat sich auf Valeries Seite geschlagen und da ein bisschen herumgeschnüffelt.«

»Was ist das für eine Adresse? In Paris, sagtest

du?«

Sven holte einen zerknitterten Zettel aus der Hosentasche und las den Straßennamen ab.

»Wo ist das ungefähr?«

»Keine Ahnung. Aber es ist immerhin ein Anknüpfungspunkt. Nicht wahr?«

»Kann jedenfalls nicht schaden, mal da vorbeizuschauen«, sagte

Maier leise. Allmählich
kam er wieder in
Schwung. Das war sein
Gebiet: kleinen
Hinweisen nachgehen,
Posten beziehen,
Personen beschatten.
Wenn man nur lange
genug unsichtbar blieb
und in der Lage war, eins
und eins
zusammenzuzählen,
ergab sich nach einer

Weile ein ziemlich
verlässliches Bild. Dann
konnte man gezielt
handeln.

Aber in diesem Fall
war schon das Posten-
Beziehen eine Art
russisches Roulette. Er
hatte keine Ahnung, mit
wem er es zu tun bekäme.
Er wusste nur eins: Es
waren keine netten Jungs.

Vor Kindesentführung
schreckten sie schon mal
nicht zurück. Drogen,
hatte Sven gesagt.
Dahinter steckten oft
komplexe, gut
abgeschirmte
Organisationen.
Wasserdicht.

Professionell. Knallhart.

Während Sven noch
immer im Halbdunkel des
Treppenhauses stand,

arbeiteten Maiers graue Zellen auf Hochtouren. Er war daran gewöhnt, alles allein zu erledigen, was der Hauptgrund dafür war, dass er nie eine Vorstrafe bekommen hatte oder gar auf der Todesliste irgendeiner kriminellen Vereinigung gelandet war. Er hatte auch nie den klassischen Fehler begangen, sich

seine Waffen bei
illegalen Händlern zu
besorgen, die später
seinen Namen hätten
nennen oder sein Äußeres
hätten beschreiben
können. Keine Helfer,
keine Informanten, keine
Beziehungen und folglich
keine Spuren.
Vollständige Autonomie.
Davon war er niemals

abgewichen.

Aber wenn er diese Sache auf seine eigene Art und Weise regeln wollte, brauchte er mindestens eine Woche, bis er sich eine geeignete Waffe besorgt hätte. Zeit war ein Luxus, den er sich nicht leisten konnte. Schließlich war ein Kind entführt worden. Jeder Tag zählte.

Svens Blicke schienen ihn zu durchbohren. Je länger er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass es tatsächlich zu lange dauern würde. Es musste anders gehen. »Ich brauche Material«, sagte er.

Sven reagierte blitzschnell, als hätte er darauf gewartet. »Was

genau?«

Maier schaute zu Boden. Vollends wurde ihm nun bewusst, dass er im Begriff stand, noch einen anderen klassischen Fehler zu begehen: von der eigenen Routine abzuweichen. Warum? Um des Kindes willen? Weil er glaubte, Sven vertrauen zu können?

Letztendlich konnte
man niemandem
vertrauen.

Er versuchte, das
innere Unbehagen so weit
wie möglich zu
verdrängen. »Das meiste
hab ich schon oder kann
es mir selbst besorgen«,
sagte er schließlich.
»Aber nicht alles ist frei
verkäuflich. «

Sven begriff sofort,

worauf er hinauswollte.
»Ich habe eine Beretta
und eine ...«

Maier schüttelte den
Kopf. »Die machen zu
viel Lärm. Ich bräuchte
was mit Schalldämpfer.
Am liebsten Heckler &
Koch, .45er Kaliber.«

»Eine HK, da ist
schwer dranzukommen.
Eine andere .45er könnte

ich vielleicht besorgen,
mit allem Drum und
Dran.«

»Soll mir recht sein.
Kannst du dich ein
bisschen umsehen, ohne
dabei aufzufallen?«

Sven schien kurz zu
zweifeln. »Beim
Schützenverein gibt es
einen Typen, von dem ich
denke ... na ja, von dem
ich im Grunde weiß, dass

er Beziehungen hat. Den könnte ich anrufen.«

»Nein«, sagte Maier schnell, »nicht anrufen. Geh bei ihm vorbei. Persönlich. Aber sag ihm, es ist für dich selbst. Nicht für mich oder einen Freund oder sonst wen. Okay? Die Welt ist verdammt klein und erst recht die Welt dieser Typen. Ich kann keine

Spur gebrauchen, die hierherführt. Susan hat in der letzten Zeit schon genug mitgemacht.«

»Ich kümmere mich jetzt sofort drum«, sagte Sven und war die Treppe hinuntergelaufen, ehe Maier noch etwas entgegennehmen konnte.

Als er sich umdrehte, sah er Susan im Flur

stehen. Sie hatte ein unförmiges T-Shirt an, und das Haar hing ihr in wirren Strähnen ums Gesicht. Von dem kurzen Schlaf waren ihre Augen leicht geschwollen.

Er las es in ihren Augen: ein Gemisch von Enttäuschung, Angst und Resignation. Sie hatte alles mitangehört.

Sie wusste Bescheid.

Er hätte vor Scham im Boden versinken können. Was sollte er sagen? Dass jetzt das geschehen würde, wovor sie am meisten Angst hatte, ausgerechnet jetzt, da sie auf seine Unterstützung gehofft hatte? Da sie ihn dringender brauchte als je zuvor?

Susan war nicht der Typ, ihm eine Szene zu

machen. Kein beleidigtes
Schweigen, keine bitteren
Vorwürfe, kein Drama.
Sie verstand ihn. Sie war
die einzige Frau, sogar
der einzige Mensch, der
ihn ganz und gar
begriffen hatte. Vielleicht
machte das die Sache
noch schlimmer. Etwas
zu verstehen war etwas
anderes, als damit

umgehen zu können.

Und das Timing hätte schlechter nicht sein können.

Er räusperte sich. Blieb stehen. »Sven hat ein Problem. Er war gestern schon hier deswegen. Wenn ich mich nicht darum kümmere, wird sein kleiner Sohn womöglich ermordet.«

Ihre Augen weiteten

sich. »Thomas?«

Er ging zu ihr, fasste sie am Arm und schob sie sanft zurück ins Wohnzimmer, dirigierte sie zur Couch. »Setz dich noch mal kurz, bitte.«

Sie setzte sich, blieb aber auf der Hut.

Maier setzte sich ihr gegenüber auf den Couchtisch und nahm ihre beiden Hände. »Thomas

ist entführt worden«,
sagte er. Überging ihre
erschrockene Reaktion.
»Anscheinend hängt es
mit irgendeiner
Rechtsangelegenheit
zusammen, mit der
Walter zu tun hat, der
neue Freund von Valerie.
Du weißt schon, dieser
Richter. Ein paar Leute
sitzen in

Untersuchungshaft und wollen jetzt Druck auf ihn ausüben.«

»Aber ... aber warum Thomas?«

»Wahrscheinlich wissen sie nicht, dass Thomas nicht sein leibliches Kind ist. Oder es ist ihnen egal.«

»Mein Gott ...« Sie brauchte eine Weile, um das Gehörte zu verdauen.

»Aber was hast du damit zu tun?«, fragte sie dann.

»Warum geht Sven nicht zur Polizei?«

»Er hat Angst, dass die Sache dann aus dem Ruder läuft und die den Kleinen umbringen. Susan, ich kann Sven jetzt nicht im Stich lassen. Nach allem, was er für mich getan hat.«

Letzteres war die reine

Wahrheit. An seine erste Begegnung mit Sven konnte Maier sich nicht erinnern, weil er unter Schock gestanden hatte. De facto hatte er im Sterben gelegen. Sven hatte die Lage beurteilt und dann gehandelt. War nicht mit seiner Berufsethik oder sonst einem Quatsch

angekommen, sondern
hatte getan, was die
Situation ihm
abverlangte. Und das
auch noch verdammt gut,
zumal für jemanden, der
zu christlicheren Zeiten
Hunde kastrierte oder
Kaninchen mit einer
Spritze in die ewigen
Jagdgründe beförderte.
Dass Maier noch am
Leben war, hatte er Sven

zu verdanken. Und dass er jetzt bei Susan wohnte und nicht im Gefängnis saß, denn Svens Lippen waren nach jener Nacht fest versiegelt geblieben. Sven hatte ihm das Leben gerettet und nie eine Gegenleistung verlangt.

Seinen Sohn zurückzuholen oder es doch wenigstens zu versuchen, war das

Mindeste, was Maier nun umgekehrt für ihn tun konnte.

Plötzlich schüttelte Susan den Kopf. »Nein, Sil. Darum geht es nicht. Nicht in Wirklichkeit.«

Es war beängstigend. Sie kannte ihn besser als er sich selbst. Dagegen anzugehen, wäre sinnlos. Sinnlos und beleidigend.

»Tut mir leid, dass es ausgerechnet jetzt sein muss«, sagte er leise, »wo es deinem Vater gerade so schlecht geht.« Und dir auch, fügte er in Gedanken hinzu.

»Wann brichst du auf?«

»Sobald ich eine Waffe habe. Sven ist unterwegs und kümmert sich drum. Es kann bis morgen oder

übermorgen dauern. Kann
aber auch heute Nacht
losgehen.«

10

Es war zehn nach halb vier Uhr morgens. Unsicheren Schrittes schleppte Walter Elias sich durch die Parkanlage hinter dem Haus von Geran Staal. Er atmete schnell und versuchte, möglichst nicht zu hyperventilieren. Die

Schaufel, die er
mitschleppte, kam ihm
schwer vor wie ein
Betonblock.

Angst vor der
Dunkelheit hatte er nicht.
Nicht mehr, seit ihm im
Alter von etwa elf Jahren
in einem Ferienlager klar
geworden war, dass es
Geister und Gespenster
lediglich in der
menschlichen Fantasie

gab. Seither war die Nacht für ihn einfach eine Fase der Dunkelheit, die von vierundzwanzig Stunden ungefähr ein Drittel in Beschlag nahm – je nach Jahreszeit.

Mehr hatte es mit der Nacht nicht auf sich.

Kein einziger Unterschied.

Ihn schauderte.

Blätterrascheln und

Wind gab es tagsüber
genauso. Man achtete
dann nur nicht darauf,
vielleicht weil man
weniger auf der Hut war.
Vielleicht auch weil die
Sinne, kaum dass die
Sonne hinter dem
Horizont versunken war,
ein Eigenleben zu führen
begannen. Als würden das
Gehör und der Tastsinn

automatisch schärfer,
wenn die Sicht ausfiel.

Man hört plötzlich
alles.

Nichts sieht aus wie
immer.

Die Nacht fühlt sich
anders an.

Unsicher blickte
Walter zu dem Haus
hinüber, das sich dunkel
und bedrohlich gegen den
Nachthimmel abhob. Die

Rückseite, mit der
amerikanisch
aussehenden Veranda aus
weißem Holz, die Küche
und der Wintergarten.
Wie viele Abende hatte er
dort gesessen, sich haltlos
betrunken und in langen,
warmen Sommernächten
seinen Rausch auf dieser
Veranda ausgeschlafen?

Die gute alte Zeit.

Jetzt schien niemand

zu Hause zu sein. Oder vielleicht schlief Geran schon.

Sein Fuß stieß gegen etwas Hartes. Ein Geruch von fauligen Algen und Unrat stieg ihm in die Nase. Hier musste der Rand des Schwimmbads sein. Er schlurfte weiter. Gestrüpp und Unkraut raschelten ihm um die

Beine. Alle paar Schritte blieb er stehen, um sich zu orientieren. Eine Taschenlampe hatte er gar nicht dabei, weil er Vorübergehende nicht alarmieren wollte.

Er kam sich vor wie ein Schauspieler in der Verfilmung von Stephen King's *Friedhof der Kuscheltiere*.

Nur dass in diesem

Garten kein Tier begraben lag.

Unwirklich war das, was er gleich tun würde. Sein Gehirn konnte es kaum begreifen. Er hatte keine Ahnung, wie es aussehen würde, zwanzig Jahre nach jener abscheulichen Nacht, in der Dinge geschehen waren, die nie hätten geschehen dürfen.

Das Schwimmbad lag nun in seinem Rücken. Statt nach Algen roch es jetzt nach Tannennadeln und feuchtem Waldboden. Rundum ragten alte Bäume mit dicken, unregelmäßigen Stämmen auf. Ein paar Birken glitzerten sanft im Mondschein.

Er ging noch etwa zehn

Meter weiter, bis er eine freie Fläche von etwa hundert Quadratmetern erreicht hatte. Er befand sich jetzt hinter dem Schwimmbad und rechts vom Atelier. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

Sie hatten damals keine Markierungen angebracht. Es war begraben, um zu vergessen. Aber jetzt

kehrte alles zurück, als hätte es die zwanzig Jahre nie gegeben: die Panik, das Zischeln und Flüstern, die Anspannung. Und den Ort.

Er schaute zu Boden und meinte, noch vage die Ränder der Beete zu erkennen, die sich früher hier befunden hatten. Jetzt war alles mit Unkraut und Ranken

überwuchert. Er blickte um sich. Die Weißbirke mit dem krummen Stamm war kräftig gewachsen, ihr Stamm war dicker geworden und bog sich unter dem Gewicht der Krone noch mehr durch als früher. Aber es war derselbe Baum.

Ja, hier war es. Genau

hier.

Das Herz pochte unregelmäßig in seiner Brust. Er zog etwas Gestrüpp beiseite. Stieß die Schaufel in den Boden, den Fuß auf die Oberkante des Metalls gestemmt. Drückte das Schaufelblatt noch ein Stück tiefer ins Erdreich. Arbeitete entschlossen weiter. Wischte sich

zwischen durch mit dem
Ärmel die Stirn ab.
Unterbrach die Arbeit
gelegentlich, um zu
lauschen und sich
umzusehen. Fuhr dann
fort.

Bis er einen
Widerstand spürte. Einen
spröden Widerstand an
der Kante des
Schaufelblatts, in etwa
sechzig Zentimetern

Tiefe. Er kniete sich hin und wühlte sich mit den Händen durch die Erde, in der Erwartung, auf die verholzten Wurzeln eines Baums oder Strauchs zu stoßen. Räumte ein paar biegsame Triebe und Zweige aus dem Weg. Hielt den Atem an.

Mit seinen feinfühligem Fingerspitzen ertastete er

etwas, das weder
pflanzlich noch holzig
war. Es war hart. Es war
rund.

Er erstarrte. Die
Begegnung wurde ihm zu
viel. Er musste sich
zusammenreißen, um
nicht laut aufzuschreien.

Was tat er hier?

Schnell schaufelte er
mit den Händen die Erde
in das Loch zurück, stand

auf und lief strauchelnd
davon.

11

Sven saß Maier
gegenüber im
Wohnzimmer und wühlte
in einer Tasche. Er holte
eine Pistole heraus und
legte sie auf den
Couchtisch. Sie sah
gebraucht aus: Dellen und
Kratzer. Schwarz und
etwa zwanzig Zentimeter

lang, vielleicht ein wenig kürzer. Schraubgewinde auf dem Lauf.

»Eine Glock21, Kaliber .45«, sagte Sven. »Die einzige Waffe mit Schalldämpfer, die auf die Schnelle zu haben war.«

Maier wendete die Waffe in der Hand. Nicht gerade eine Schönheit. Das einfache, funktionale

Design erinnerte ihn zwar
entfernt an seine alte HK
Mark23. Aber die war um
einiges schwerer
gewesen. Das lag daran,
dass der österreichische
Glock-Fabrikant
bestimmte Einzelteile
nicht aus Metall, sondern
aus schlagfestem
Kunststoff gefertigt
hatte. Das verschaffte der
Waffe bei ihrer

Einführung 1980 den
Spitznamen
»Plastikpistole«.

Woraufhin es eine
weltweite Aufregung
gegeben hatte, weil
Experten zunächst
befürchteten, die
Sicherheitsschleusen an
den Flughäfen würden die
Kunststoffwaffe nicht
zurückhalten. Unsinn. Es

steckte immer noch so viel Metall drin, dass selbst der schwächste Detektor anschlagen musste.

Mit einem Klicken löste Maier das Magazin. Es war leer. »Kapazität?«

»Fünfzehn«, antwortete Sven.

Er zog den Schlitten zurück und kontrollierte die Munitionskammer.

Die Mechanik lief wie geschmiert. Er überprüfte das Spiel vom Schlitten zum Gehäuse. Es war minimal. Löste das Patronenmagazin aus dem Griff, überzeugte sich ein weiteres Mal, dass die Kammer leer war, richtete den Lauf schräg nach unten und drückte ab. Auch das funktionierte reibungslos.

Trotzdem war
unübersehbar, dass diese
Pistole einiges
mitgemacht hatte. In wie
vielen Handschuhfächern,
unter wie vielen
Autositzen sie schon
gelegen hatte, wollte
Maier lieber nicht wissen.
Sie war im Einsatz
gewesen, und zwar oft.
Aber anscheinend war sie

auch gut gepflegt worden.

Er schob das Magazin in den Griff zurück und dachte noch einmal wehmütig an seine Heckler & Koch. Die vermisste er nun mehr denn je. Es war, als wäre er von einem BMW 5er auf einen Golf umgestiegen. Beides prima Wagen. Trotzdem. Bei dieser Glock geriet er

nicht ins Schwärmen. Sie war einfach ein ordentlicher Gebrauchsgegenstand, der seinen Zweck erfüllte. Er musste nun wohl damit auskommen.

Zehntausende Militärs kamen auch damit aus, so schlimm konnte eine Glock also nicht sein.

Er sah zu Sven auf. »Prima«, sagte er ohne

große Begeisterung.
»Hast du auch Patronen?
Und einen
Schalldämpfer?«

Sven nickte, beugte sich wieder über die Tasche, die vor ihm auf dem Boden stand, und fischte eine Schachtel .45 ACP-Munition heraus.

»Nur eine einzige Schachtel?«

»Ich kann auch noch mehr besorgen.«

Maier ließ sich den Schalldämpfer geben und schraubte ihn auf den Lauf. Nahm die Waffe noch einmal in Augenschein. »Laser?«, fragte er, wobei er auf eine kleine Öffnung unter der Mündung deutete.

Sven brummte bestätigend.

»Hast du damit Erfahrung?«

»Wir haben auf dem Schießstand ein bisschen damit herumgespielt, aber richtig nützlich ist es eigentlich nur im Dunkeln. « Sven richtete sich auf und ließ sich von Maier die Waffe reichen.

»Der Laser braucht eine Mikrobatterie, so eine

kleine, wie in einem Hörgerät.« Mit dem Zeigefinger betätigte er einen Schalter an der Vorderseite des Griffs und ließ den Laserstrahl über die Wand wandern. Ruckartig bewegte der kleine rote Lichtpunkt sich über die verputzten Wände. Im vollen Licht war der dünne rote Strahl kaum zu sehen.

»Es ist ganz einfach«, sagte er und gab Maier die Glock zurück. »Du richtest die Waffe nach Gefühl aus, schaltest den Laser ein, zielst, und peng! Immer ins Schwarze.«

Maier untersuchte den Schalter für den Laser. Der befand sich zwar dort, wo man ihn erwartet hätte, aber er würde sich

doch erst daran gewöhnen müssen. »Wo hast du das Ding her?«, fragte er und legte die Waffe auf den Tisch.

Sven zuckte mit den Schultern. »Wenn man sich ein bisschen auskennt, ist es gar nicht so schwer. Nur teuer.«

»Wo du sie herhast, wollte ich wissen.«

»Von einem Typen aus dem Schießsportverband – wie ich gestern schon sagte. Und der hat sie seinerseits von irgendwelchen Ausländern.«

»Keine Spuren, die zu mir führen?«

Beschwichtigend hob Sven die Hände. »Mach dir keine Sorgen. Wenn ich sage, es ist okay, dann

ist es das auch.«

Maier sah ihn kurz eindringlich an und richtete den Blick dann wieder auf die Glock. Er machte sich sehr wohl Sorgen. Die Sache gefiel ihm gar nicht.

»Wo hast du eigentlich schießen gelernt?«, fragte Sven unvermittelt.

Maier schraubte den

Dämpfer vom Lauf ab.

»Beim Militär.«

»Warst du bei der
Armee?«

»Grundwehrdienst. Das
Übliche.«

»Das muss aber lange
her sein.«

»Ich habe eben ein
gutes Gedächtnis.«

»Okay, schon gut. War
nur eine Frage.«

Maier stand auf und

ging hinüber. Holte eine Packung Camel aus einer Küchenschublade, riss das Zellophanpapier ab und steckte sich eine Zigarette an.

»Ich dachte, du hättest aufgehört«, sagte Sven, als Maier zurückkam.

Maier sah ihn kurz an und setzte sich wieder auf die Couch. »Manche Gewohnheiten legt man

nie ganz ab.« Mit
Daumen und Zeigefinger
massierte er seine
Augenwinkel. Hätte sich
am liebsten von seiner
Umgebung abgeschottet.
Um einen Moment allein
zu sein und
nachzudenken. Sich
vorzubereiten.

Sven merkte das
wahrscheinlich, machte

aber trotzdem keine
Anstalten zu gehen. Das
ärgerte ihn.

»Wann fahren wir
los?«, fragte Sven.

Maier zog die
Augenbrauen hoch.

»Wir?«

»Ja.«

»Ich arbeite alleine.«

»Es ist mein Sohn.«

»Und mein Leben. Ich
werde keine zusätzliche

Verantwortung
übernehmen. Dass du mir
eine Waffe besorgt hast,
war schon brenzlich
genug.«

»Hör zu. Ob es dir
passt oder nicht, ich fahre
hin. Dann treffen wir
eben dort aufeinander,
und das kann böse
enden.«

»Friendly fire«, sagte
Maier zynisch.

»Ungefähr, ja. Denn so oder so: Ich fahre nach Paris.«

»Das ist Wahnsinn, Sven. Du hast überhaupt keine Erfahrung. Du machst dir keine Vorstellung davon.«

»Ich kann schießen. Und zwar gut.«

»Auf einem Schießstand. Das kann

man nicht vergleichen.«
Maier begann durch den
Raum zu tigern. »Was
bildest du dir ein? Dass
die Typen sich für dich
ordentlich in einer Reihe
aufstellen? Meine Güte!«

Svens Miene verhärtete
sich. »Ich bin kein Idiot.
Ich weiß, was ich aufs
Spiel setze, und ich hab
was in der Birne, okay?
Zu zweit kriegt man mehr

gebacken als alleine.
Logisch.«

»Kann sein, dass du
erschossen wirst.«

»Ich weiß. Und wenn
ich nichts tue, kann es
sein, dass Thomas
erschossen wird. Da
brauche ich nicht lange zu
überlegen, Sil. Da hab ich
mich ganz schnell
entschieden.«

Maier sah ihn

eindringlich an. Sven war fest entschlossen. Dass sie sich über den Weg laufen würden, war dann durchaus kein theoretisches Risiko. Dass sie einander Schwierigkeiten machen würden, ebenso – obwohl es näherlag, dass Sven ihm Probleme bereiten würde. Wenn er Sven

mitnahm, konnte er wenigstens ein Auge auf ihn haben. Dann hatte er mehr Kontrolle über die ganze Sache. Außerdem war die Vorstellung, einen Leibarzt dabeizuhaben, durchaus verlockend. Sven konnte schneiden und Wunden nähen, er hatte allerlei Material, Medikamente, Schmerzmittel. Sowohl

das Zeug als auch die Kenntnisse im Umgang damit konnten Maier durchaus zupasskommen. Und ja, Sven konnte schießen, was in Anbetracht der Tatsache, dass die übliche, monatelange Vorbereitung diesmal ausfiel, ebenfalls nützlich sein konnte. An und für sich wusste Sven von

Waffen mehr, als er selbst je lernen würde. Außerdem schien Thomas ein eher scheues Kind zu sein. Bei seinem kurzen Besuch neulich hatte er sich schüchtern an seinen Vater geklammert. Wenn Maier Sven mitnahm und sie das Kind tatsächlich aufspürten, könnte der Vater sich um seinen

Sohn kümmern. Das würde ein bisschen sanfter ablaufen, als wenn er selbst – ein Fremder – Thomas abschleppte. Und außerdem hätte er die Hände frei.

Je länger er darüber nachdachte, desto mehr Vorteile erkannte er. Die Küchenuhr zeigte zehn Uhr. Etwa vier Stunden Fahrt bis Paris, und das

war noch das Geringste. Er musste Material besorgen, und von Susan wollte er sich auch richtig verabschieden. Vielleicht sah er sie schon in zwei Tagen, vielleicht aber auch erst in ein paar Wochen wieder. Möglicherweise war ihr Vater dann schon nicht mehr am Leben.

Möglicherweise bist du

dann selbst nicht mehr am Leben.

»Okay.« Er versuchte, den Knoten im Magen möglichst nicht zu spüren. »Fahren wir zusammen.« Maier ging zum Sekretär, nahm sich einen Notizblock und kritzelte eine Liste drauf. Riss den Zettel ab und gab ihn Sven. »Morgen

früh um sechs brechen
wir auf. Sorg dafür, dass
wir diese Sachen
dabeihaben.«

Ohne Sven noch eines
weiteren Blickes zu
würdigen, ging er ins
Schlafzimmer. Als er
seine Reisetaschen aus
dem Kleiderschrank
herausfischte, hörte er die
Tür ins Schloss fallen.

Er stapelte das

Material auf dem Bett.
Biwakmütze,
Leatherman, Klebeband,
Maglite, Sägeschnur,
aufrollbare
Werkzeugtasche. Alles
noch da. Sogar sein
Rollkragenpullover. Er
verstaute alles wieder in
der Tasche. Die .45er
Munition und die Glock
verschwanden in einem
Seitenfach.

In einer Schublade im Wohnzimmer fand er einen alten Palmtop. Das betagte Teil gehörte mitsamt der Reisetasche und ihrem Inhalt zu den wenigen Dingen, die er aus Zeist mit hierhergeschleppt hatte. Es standen jede Menge Adressen und Telefonnummern drin.

Den Namen, den er suchte, hatte er schnell gefunden: Jack Davids, ein Kunde, der mit Immobilien handelte und für den er damals mit Sagittarius ein umfangreiches Projekt realisiert hatte. Der Typ hatte in Paris als Wertanlage ein paar Neubau-Appartements gekauft und ihm

angeboten, sich dort jederzeit einzuquartieren, weil sie die meiste Zeit über sowieso leer ständen.

Die Leute versprachen einem natürlich alles Mögliche und litten bisweilen an akuter Amnesie, wenn man sie später daran erinnerte, aber einen Versuch war es wert. In einem

Appartement hätten sie mehr Privatsphäre als in einem Hotel. Schließlich würden sie vermutlich zu den sonderbarsten Zeiten ein und aus gehen.

Beim Wählen der Telefonnummer meinte er sich zu entsinnen, dass dieser Jack ihm von einer Wohnung in einer *résidence* erzählt hatte,

nahe beim Bois de Boulogne, der grünen Lunge von Paris, einem immensen Park im Westen der Stadt. Also lag das Appartement auch westlich.

Am anderen Ende wurde quasi sofort abgenommen. Zum Glück wusste Jack auf Anhieb, wer Maier war. Er bedankte sich noch

einmal für das maßgeschneiderte Computersystem, das dieser bei ihm installiert hatte und das offenbar praktisch problemlos lief. Was er von dem davor, das ihm ein anderer Programmierer hingefriemelt hatte, nicht behaupten könnte. Maier musste sich Mühe geben, Jacks Geplauder über

Neubauimmobilien,
Steuerbescheide und
Personalführung nicht mit
allzu großem
Desinteresse zu
begegnen. Nach ein paar
Minuten brachte er die
Appartements zur
Sprache.

»Eins hab ich noch«,
sagte Jack, »aber das ist
so ein richtiges Safe

House. Ob das für Alice und dich das Richtige wäre, bezweifle ich. Ich glaube, ihr würdet euch nicht wohlfühlen, es steht mehr oder weniger, äh ... komplett leer.« Jack würde den Hausmeister, der einen Block weiter wohnte, von Maiers Kommen unterrichten und bat ihn vor dem Auflegen noch rasch,

seine Frau Alice herzlich zu grüßen. Maier beschloss, ihn in dem Glauben zu lassen, obwohl Alice inzwischen zur Vergangenheit gehörte.

Innerhalb von einer Viertelstunde war die Sache geregelt, aber beim Auflegen kam es ihm vor, als hätte er ein Telefonat von einer ganzen Stunde

hinter sich.

12

»Hey, habt ihr mich gehört? Ich werd dieses Kind nicht wickeln! Ich hasse Kinder. Und Kacke kann ich nicht ertragen.«

Alain und Olivier wechselten einen Blick und brachen in ein alkoholgeschwängertes Gekicher aus. »Werd

doch endlich mal erwachsen, Mann«, feixte Olivier.

Zornig strich Thierry sein blondes Haar zurück. Die letzten Stunden hatten Alain und Olivier nur damit verbracht, Pizza zu essen, Bier zu trinken und ihn auf die Palme zu bringen. Letzteres war keine großartige Leistung. Er

hatte sowieso von allem die Schnauze voll. Und das heulende Kind auf dem Rücksitz machte die Sache nicht gerade besser.

Olivier und Alain schienen davon nichts mitzubekommen. »Hast du Angst, dir dabei die Frisur zu ruinieren?«, fragte Alain höhnisch.

Thierry schaute Olivier

an. Der Ältere der beiden,
Anfang vierzig. Der hatte
sogar selbst eine Tochter,
verdammt. So sah er auch
aus, mit seinem
Bauchansatz, seinem
altmodischen Outfit und
seinen Geheimratsecken.
Im Grunde hatte er etwas
Monströses an sich. Mit
seinen kurzen Beinen und
seinem großen Kopf wäre

er ohne Weiteres als Quasimodo für einen Low-Budget-Film in Frage gekommen: wenig Arbeit für die Maskenbildner. Für Leute, die aussahen wie Olivier, müsste es eigentlich ein Fortpflanzungsverbot geben.

Gut auszusehen, war wichtig. Das hatten die

beiden Trottel noch nicht kapiert. Aber was sollte man von zwei verblödeten Landeiern aus der hinterletzten Provinz auch erwarten?

»Schau mal, Thierry«, sagte Olivier. »Es ist ganz einfach: Ich mach es nicht, Alain macht es auch nicht. Und von uns dreien siehst du ja wohl noch am weiblichsten

aus.«

Sie bogen sich vor
Lachen über ihren
eigenen Witz.

Das Kind weinte
immer noch. Gedämpft
drang das Geheul durch
die Wand, kläglich und
eindringlich. Der
Kolumbianer hatte ihnen
Injektionen mitgegeben,
um den Kleinen

ruhigzustellen, aber die
durften sie ihm nur
verabreichen, wenn sie
ihn irgendwo hinbringen
mussten. Zu viel oder zu
regelmäßig durfte man
dem Kind das Zeug nicht
zumuten, hatte der
Kolumbianer gesagt,
sonst wachte es unter
Umständen nicht mehr
auf. Und das sollte nicht
sein.

Jedenfalls vorerst
nicht.

Alain kippte den
letzten Schluck aus einer
schwarzen Bavaria-Dose
hinunter und stellte sie
geräuschvoll auf den
Tisch. »Hey, wisst ihr
was? Macht das mal unter
euch aus mit dem Kind.
Ich muss los. Dann hab
ich noch ein bisschen was
vom Wochenende. Mal

sehen, was sich noch so aufzutut.«

Hinterlistig beäugte er Thierry. »Und du, Thierry, was hast du noch so vor heute Abend? In die Niederlande fahren, zu der Mutter von dem Gör?«

Olivier sah Thierry nun ebenfalls fröhlich an. »Eigentlich habt ihr

ziemlich viel gemeinsam, du und das Kind, oder? Es gibt bestimmt so einiges zu besprechen in den nächsten Tagen. «

Thierry guckte begriffsstutzig. Worauf wollte der jetzt wieder hinaus?

»Der Kleine will zu seiner Mutter«, erklärte Olivier grinsend. »Genau wie du, oder?« Und

indem er mit den Fingern
seine Mundwinkel
langzog, die Augen
sperrangelweit aufriss
und den spanischen
Akzent in Miguels
Aussprache des
Französischen perfekt
nachahmte: »Du bist ein
gottverdammter Idiot,
Thierry. Das meine ich.«

Alain kicherte wie ein
Schulmädchen und rieb

sich ein paar Tränen aus den Augen. »Ça c'est vraiment con pour toi, Thierry«, sagte er und grinste. »Hiermit bist du offiziell zum Kindermädchen ernannt. Sieh zu, dass du dich dran gewöhnst.«

Abrupt stand Thierry auf. »Okay, okay, ich mach's ja schon.« Er

stieß einen leisen Fluch aus, nahm eine bereits geöffnete Pampers-Packung aus dem Karton bei der Tür und verließ den Schauplatz.

Alain wandte sich an Olivier. »Wann bringst du das Gör zu mir?«

»Übermorgen, Dienstag.«

»Und du bist sicher, dass es nur für eine

einzigste Nacht ist?«

»Oui. Mach dir keine Sorgen. Wenn du ihn Mittwoch im Laufe des Tages zum Hof bringst, übernehme ich ihn.«

Alain blieb sitzen.

»Thierry bleibt also bis Dienstag hier? Mit dem Kleinen?«

»Wenn die Sache bis dahin nicht gelöst ist, ja. So ist das gedacht. Du

hast schließlich noch was
anderes zu tun. Und ich
auch.«

»Sonnenblumen
abernten?«

»Wird allmählich Zeit.
Aber gut, ich finde, es ist
keine schlimme Arbeit.«

»Einmal Bauer, immer
Bauer, was?«

»Scheint so.«

Alain stand nun doch

auf und steckte seinen Schlüsselbund ein, der auf dem Tisch gelegen hatte. »Ich habe immer noch kein gutes Gefühl dabei, den Idioten hier alleine zu lassen. Der ist doch ziemlich labil.«

»Überlass den mal mir.« Demonstrativ legte Olivier eine Pistole auf den Tisch. »Der Stümper wird gefälligst tun, was

man ihm sagt. Das werd
ich ihm gleich noch
verklickern.«

13

Sil war heute früh losgefahren. Die halbe Nacht war er superkonzentriert mit irgendetwas beschäftigt gewesen. Sie hatte ihn nicht anzusprechen gewagt, um ihn nicht aus seiner Konzentration herauszureißen und unter

Umständen zu
irgendwelchen Fehlern zu
verleiten. Gegen vier Uhr
nachts war sie schließlich
auf dem Sofa
eingeschlafen. Zwei
Stunden später hatte Sil
sie geweckt, um ihr zu
sagen, dass sie jetzt
aufbrechen würden. Sven
hatte hinter ihm
gestanden, mit wildem
Blick, eine Reisetasche

über der Schulter.

Als sie die Tür hinter sich zugezogen hatten, war es, als sei mit Sil auch die Seele aus ihrer Wohnung gegangen.

Der Raum kam ihr leer vor. Fast schon feindselig.

Aber nicht halb so feindselig wie ihr eigener Körper ihr an diesem Morgen begegnete. Sie

hatte ihre Tage
bekommen, und nun
schien ihr ein schwerer
Backstein im Bauch zu
liegen, der mit seinem
Gewicht an dem zähen
Gewebe zog, das die
Organe an ihrem Platz
hielt. Stiche bei jeder
Bewegung, müde Beine
wie nach einem
Marathonlauf, ein

hartnäckiger
Kopfschmerz und ein
konstanter Druck im
unteren Rücken, als
wollte jemand mit ganzer
Kraft ihre Lendenwirbel
nach außen drücken.
Gegen das Schweregefühl
im Unterleib und das
leichte Unwohlsein, das
damit einherging, kam
kein Schmerzmittel an.

Das menschliche

Fortpflanzungssystem
hatte etwas Sadistisches
an sich, dachte sie bitter.
Kein Tierweibchen lief
mit geschwollenen
Brüsten herum, wenn es
nichts zu säugen gab.
Keines drohte einmal im
Monat vor Schmerzen zu
krepieren, weil blutiger
Abfall aus der
Gebärmutter abfließen
musste. Selbst Hündinnen

hatten dergleichen nur
jedes halbe Jahr – und bei
denen dauerte die
Schwangerschaft nur zwei
Monate, statt neun. Der
weibliche Homo sapiens
hatte von allen
Säugetieren die
schlechteste Karte
gezogen.

Um die Stille zu
vertreiben, hatte sie den

CD-Player eingeschaltet
und sich mit einem
Kissen vor dem Bauch
auf dem Sofa
zusammengerollt. Als die
ersten Klänge von The
Church, *Under the Milky
Way*, aus den
Lautsprechern kamen,
ließ sie sich in ihre
Niedergeschlagenheit
hineinsinken und hoffte,
sie würde schnell

einschlafen, und müsste nichts mehr fühlen oder denken.

Gegen zehn schreckte die Türklingel sie auf. Die CD war zu Ende. Sie rollte sich vom Sofa, stand auf und blieb vorgebeugt kurz stehen, damit der Stein in ihrem Unterleib sich an die veränderten

Schwerkraftverhältnisse anpassen konnte.

Es war Reno. Meistens hingen ihm seine braunen Strähnen wie ein Fliegenvorhang vor den Augen. Jetzt hatte er sie unter ein geschickt verknotetes, blassschwarzes Tuch gebannt, was ganz seiner Vorstellung eines

gepflegten Äußeren
entsprach. Seine langen
Beine steckten in einer
schwarzen Schlabberhose
voller Löcher, und er trug
ein Paar ausgelatschter
Springerstiefel. Mit
seinen markanten
Wangenknochen und den
großen, dunkelbraunen
Augen wirkte Reno auf
eine bestimmte Kategorie
von Leuten dennoch wie

ein gut aussehender
junger Mann. Reno war
Gitarrist und Sänger von
Stonehenge, einer
Hardrockband. Sobald er
auf einer Bühne stand,
verwandelte er sich in
eine Art magische
Erscheinung. Für eine
bislang noch kleine
Fangemeinde war er eine
Art Halbgott.

Einen Halbgott hatte

sie nie in ihm gesehen.
Einen jungen Typen mit
einigem Talent, das
schon, und mit noch mehr
Problemen. Das
Drogenproblem war noch
nicht einmal das
vordringlichste.

Breitbeinig saß er ihr
gegenüber am
Küchentisch, schlang ein
belegtes Brot hinunter

und schlürfte schwarzen Kaffee aus einem großen Becher. »Weißt du, wen ich gestern Abend zufällig getroffen habe?«, fragte er zwischendurch. »Einen Onkel von mir, der früher auf der Musikhochschule war und mir immer in den Ohren gelegen hat, ich sollte mir die Technik aneignen. Sonst würde ich es nie

schaffen. Der alte Sack.
Und weißt du, was er
selbst jetzt macht?« Seine
dunklen Augen glänzten.

Susan gab sich alle
Mühe, möglichst
interessiert zu wirken.
Dass man Reno in derart
guter Laune antraf, kam
selten vor. Über
Selbstmord redete er öfter
als über das Wetter.

»Das glaubst du nicht«,

sagte Reno. Er breitete die Arme aus, und seine Augen funkelten. »Er hat sich anheuern lassen auf so einer Fähre, die glaube ich zwischen Kiel und Oslo verkehrt, und da spielt er jetzt Abend für Abend vor lauter besoffenen Touristen *Sex Bomb*.«

»Wahrscheinlich

technisch perfekt«, sagte Susan. Ein Lächeln konnte sie sich nicht verkneifen.

»Bestimmt«, sagte Reno und grinste. »Nur schade, dass niemand nüchtern genug ist, um das mitzubekommen. Das musst du dir mal reinziehen: auf einer Fähre! Bloß gut, dass das Ding schwimmt, denn

tiefer kann man echt nicht
sinken.«

Susan lächelte. Sie
hatte selbst schon oft die
Fähre nach Oslo
genommen. Das Gros der
Passagiere auf
Fährschiffen zwischen
Skandinavien und
Deutschland konnte man
in zwei Gruppen
einteilen: zum einen
deutsche und

niederländische Leute
über fünfzig mit
Elchaufklebern auf ihren
vollgepackten
Wohnmobilen, zum
anderen die berüchtigten
— überwiegend
männlichen —
Sauftouristen aus
Skandinavien, von denen
Reno gerade erzählt hatte.
Junge Leute zwischen

zwanzig und dreißig, die sich eine Stunde nach dem Einschiffen schon derart abgefüllt hatten, dass sie sich an der Bar kaum noch auf den Beinen halten konnten. Auf dem deutschen Festland sackten sie Bier ein, das sie fachkundig in allerlei Koffern und Hohlräumen ihrer Wagen verstauten. Ein kleiner

Vorrat für zu Hause, wo die gigantischen Verbrauchssteuern das Leben eines Alkohol-Liebhabers ziemlich teuer machten.

Aus welcher Perspektive man es auch immer betrachtete – ein Absolvent der Musikhochschule hatte sich sein zukünftiges Publikum sicher anders

vorgestellt. Im Vergleich dazu war Reno mit seiner Art und Weise gar nicht so schlecht gefahren. Er spielte zumindest seine eigenen Songs, und das Publikum, so klein es auch sein mochte, kam extra für ihn.

Sie verspürte einen Stich im Unterleib.

Reno bemerkte ihr

kurzes Zusammenzucken.

»Ist irgendwas? «

Sie winkte ab. »Nein, nein, schon gut.«

»Du siehst übrigens furchtbar aus. Leichenblass.«

»Danke. Du auch.«

»Bist du sicher, dass ...«

»Schon okay, Reno.«

Er sah sich um. «Ist Sil noch im Bett?«

»Der ist weg.«

Etwas in ihrer Stimme oder Haltung musste ihn alarmiert haben.

»Doch nicht für immer, oder?«

»Nein, er hat was zu erledigen«, sagte sie tonlos. »In etwa einer Woche dürfte er zurück sein.«

»Und wie geht es deinem Vater?«

»Der liegt im Sterben.«

Er nickte, seine Kiefer mahlten. »Macht's dir viel aus? Du hattest eher wenig mit dem Alten zu schaffen, oder?«

Sie sah ihn an.

»Stimmt schon, aber ... der Tod ist so ... so endgültig.«

Er murmelte etwas und wirkte auf einmal

besonders interessiert an den Farbflecken auf seiner Hose. »Ziemlich blöd für dich«, sagte er, um dann fast im selben Atemzug hinzuzufügen: »Hast du zufällig Wein im Haus?«

»Nein. Und das ist kein Zufall. Koffein kannst du kriegen, so viel du willst.«

»Ich würd dann auch

gleich wieder los.«

Sie stand auf und ging mit den leeren Kaffeebechern in die Küche. Schenkte nach und kam ins Wohnzimmer zurück.

»San«, sagte er, »das Zimmer von Alex, wo ich im Moment wohne, weißt du? Da ist die Miete nicht bezahlt. Die setzen mich vor die Tür. Eigentlich

wollte ich dich fragen, ob ich bei dir was unterstellen kann. Der Krempel ist ein bisschen empfindlich. «

»Warum zahlst du nicht einfach die Miete?«

Reno sah sie erstaunt an. »Miete zahlen?«

»Ja. Genau wie für den Proberaum.«

Er zuckte mit den

Schultern und rührte
geistesabwesend im
Kaffee. »Den hab ich für
vier Abende in der
Woche. Das ist was
anderes. Das Zimmer von
Alex ist ja Wohnraum.
Richtig mit Postadresse
und so.«

»Gefällt's dir denn
dort?«

»An sich schon.«

»Dann könntest du

doch da bleiben?«

Reno zog die Brauen hoch, als hätte sie ihm gerade etwas völlig Neues eröffnet. »Eigentlich

schon, ja.« Dann

schüttelte er den Kopf.

»Aber wenn mein Zeug im Trockenen steht, ist mir im Grunde egal, wo ich schlafe. Irgendein Dach über dem Kopf werde ich schon finden.«

»Bring die Sachen ruhig vorbei«, hörte sie sich selbst sagen. »Und wenn du willst, kannst du auch hierbleiben, bis Sil wiederkommt. «

»Danke.« Reno stellte den Becher auf den Tisch. »Dann mach ich mich jetzt mal vom Hocker. Ich komm heute Abend wieder. Bist du dann da?«

»Nach neun

wahrscheinlich schon.«

Er zog die Tür hinter sich zu.

Sie trat ans
Küchenfenster, zog den
Vorhang zur Seite und
sah Reno wie einen
schwarzen, buckligen
Schatten um die Ecke
biegen, Richtung
Innenstadt. Während sie
auf den Gehsteig

hinabstarrte, drängte sich ihr ein Gefühl auf, das sie nur allzu gut kannte. Ein beängstigendes und weinerliches Gefühl, wie sie es, seit Sil bei ihr eingezogen war, nicht mehr empfunden hatte.

Das Gefühl, allein zu sein. Ganz und gar allein.

Sabine wohnte schon seit Jahren in den

Vereinigten Staaten. Von richtigem Kontakt zu ihrer fünf Jahre älteren Schwester konnte keine Rede mehr sein. Als sie noch zu Hause gewohnt hatten, war das allerdings auch kaum anders gewesen. Fünf Jahre Altersunterschied bedeuteten schon fast einen Generationenunterschied.

Freundinnen von früher
waren der Reihe nach in
eine andere Welt
eingetreten. Eine Welt
mit Teilzeitjobs,
gesundem Schuhwerk für
Kinder, Diäten,
kostenpflichtigen Krippen
und Ehemännern mit
Burn-out-Syndrom und
blondierten Geliebten.

Erst war ihnen der
Gesprächsstoff

ausgegangen, dann das Gefühl der Verbundenheit. Und es waren keine neuen Menschen an ihre Stelle getreten.

Niemand, außer Sil.

Wie konnte es sein, dass sie fünfunddreißig geworden war und einfach niemanden hatte, der für sie da war?

Der Gedanke traf sie
wie ein Schlag in den
Magen.

14

Sie fahren auf der E15, etwa zwanzig Kilometer vor dem Anschluss an den Périphérique. Hinter den mit Graffiti überzogenen Lärmschutzwällen ragten fantasielose Bürogebäude und unheimlich wirkende Wohnkasernen mit Satellitenschüsseln auf.

Schon seit einer
Dreiviertelstunde war die
Tachonadel über die
fünfzig nicht mehr
hinausgekommen. Es war
Anfang August,
Hochsaison, und dem auf
den Autodächern
befestigten Gepäck nach
zu urteilen würde in den
nächsten Wochen
ziemlich viel Rad
gefahren und gepaddelt

werden. Der Renault
Laguna, den sie am
Flughafen Charles de
Gaulle angemietet hatten,
war von Autos mit
Anhängern,
Fahrradträgern und
Wohnwagen förmlich
eingekesselt.
Französische,
niederländische,
belgische, deutsche und
britische Kennzeichen

wechselten einander ab. Es war noch vor zwölf Uhr, aber das LCD-Display auf der Mittelkonsole zeigte, dass die Außentemperatur auf 32 Grad gestiegen war. Für nordeuropäische Verhältnisse geradezu tropisch.

Obwohl Maiers Blick auf die Straße gerichtet

blieb, nahm er das Verkehrsgewusel kaum wahr.

Vor einer Woche war er auch schon hier unterwegs gewesen, auf genau dieser Autobahn. Seine Vergangenheit hatte hinter ihm gelegen, und seine Zukunft, Susan, hatte neben ihm gesessen. Dass er so bald wieder hier sein würde, hatte er

damals nicht ahnen
können. Und das Ziel
dieser Reise wäre ihm
erst recht nicht in den
Sinn gekommen. Er
schaute kurz zur Seite.

Keine Susan, sondern
ein nervöser Sven.

Keine Musik, sondern
metallisches Klicken.

Keine ausgelassene
Fröhlichkeit, sondern
spürbare Anspannung, die

solchen Unternehmungen immer vorausging.

Sven gab sich alle Mühe, seine Nervosität vor Maier zu verbergen. Nicht mittels markiger Worte, sondern indem er immer stiller wurde. In der letzten halben Stunde hatte keiner von beiden ein Wort gesagt.

Sven kontrollierte die

Waffen, was Maier selbst heute Morgen vor der Abreise bereits getan hatte und was folglich vollkommen überflüssig war. Das neurotische Klicken des Patronenmagazins im Gehäuse fiel ihm auf die Nerven. Er musste sich zusammenreißen, um Sven gegenüber nicht ausfällig zu werden. Auch

das, so machte er sich klar, gehörte dazu.

Ihm machte der Stress wahrscheinlich weniger zu schaffen als Sven. Seit er vor Jahren seine Feuertaufe überstanden hatte, hatte er sich dermaßen oft in lebensgefährliche Situationen begeben, dass er sie schon nicht mehr zählen konnte.

»Steck das Zeug weg,
Sven. Bevor ein LKW-
Fahrer es sieht.«

Sven verstaute die
Waffen wieder in der
Reisetasche, die vor
seinen Füßen stand.

»Schaust du mal auf
der Karte nach, wo das
ist? Die steckt hinten in
der schwarzen Tasche.«

»Wo was ist?«

»Die Straße dieser Firma. Ich will da kurz vorbeifahren, bevor wir uns in der Wohnung einquartieren. Ein bisschen Lokalkolorit schnuppern.«

Sven reckte sich nach hinten und war die folgenden Minuten ganz damit beschäftigt, das Straßennetz von Paris zu ergründen.

Im Stillen fragte Maier sich zum wiederholten Mal, ob es wirklich klug gewesen war, Sven mitzunehmen. Auf einem Übungsplatz, einem Schießstand als Teil einer sicheren, betongeschützten Anlage, mochte er ja treffsicher sein, aber auf bewaffnete Kriminelle zu zielen und

möglicherweise selbst
jeden Moment getroffen
zu werden, das war doch
eine ganz andere
Geschichte. Lautlos zu
arbeiten, war im Übrigen
auch nicht ohne. Augen
im Hinterkopf zu haben.
Einschätzen zu können,
ob von nur vage
erkennbaren, dunklen
Umrissen eine Bedrohung
ausging, oder nicht. Die

eigenen Atemzüge unter Kontrolle zu behalten. Mit der größten Konzentration noch den kleinsten Lufthauch zu registrieren. Und so darauf zu reagieren, dass man im Zweifelsfall mit dem Leben davonkam und nicht einfach abgeknallt wurde.

Der Druck war enorm. Sogar richtig harte Jungs

konnten ihm erliegen. Ob
Sven unter solch großem
Druck wohl richtig
funktionieren würde,
darüber dachte Maier
nach, seit er beschlossen
hatte, ihn mitzunehmen.
Zu behaupten, es täte ihm
leid, war es noch zu früh.
Bedenken hatte er aber
durchaus.

Als sie heute Morgen

losgezogen waren, hatte er das Gespräch deshalb auch schnell auf praktische Dinge gelenkt. Dinge, auf die es ankommen würde, wenn sie erst in Paris waren und die Adresse geortet hatten. Dabei hatte er sorgfältig vermieden, etwas aus seiner Vergangenheit preiszugeben. Hatte jedes

seiner Worte gut
abgewogen. Weder Orts-
noch Personennamen
erwähnt. Vielmehr hatte
er Sven eine Art
Schnellkurs gegeben: in
Kriegsführung.

Sven war nicht blöd.
Dass diese Kenntnisse
nicht aus irgendwelchen
Computerspielen
stammten, konnte er sich
denken. Aber er war zum

Glück so klug, dass er nicht nachfragte.

»Es liegt im Nordosten«, sagte Sven schließlich. »Mist. Jacks Safe House liegt ganz im Westen, genau am Périphérique. Mich trifft der Schlag.« Sven steckte die Karte weg.

»Behalt die mal lieber in der Hand. Ich schätze,

dass wir gleich
entscheiden müssen,
welche Ausfahrt wir
nehmen.«

»Gut, dass du an die
Straßenkarte noch
gedacht hast«, sagte Sven
und schlug sie wieder auf.
»Bei Renault haben sie
die allermodernsten
Navigationssysteme, und
ausgerechnet den einen
Wagen, der noch keins

hat, den geben sie mir.«

»Tja, so was kommt vor«, sagte Maier leise.

»Warum wolltest du eigentlich nicht mit zu Hertz?«

Am Anfang einer der Straßen, die zum Charles de Gaulle führten, war Maier aus Svens Kangoo ausgestiegen und hatte eine Weile den startenden und landenden Fliegern

zugeschaut. Auf internationalen Flughäfen wimmelte es von Kameras. Er wollte auf keinen Fall irgendwelche Spuren hinterlassen. Eine Dreiviertelstunde später hatte Sven ihn aufgegebelt, mit einem glänzend schwarzen Laguna.

»Ich wollte mal eine

Weile nicht dein
Geschwätz am Hals
haben«, erklärte Maier
und rang sich ein Lächeln
ab.

Ein Wirrwarr aus alten
Häusern, Geschäften und
Firmen. Viel
Kalksandstein und grober,
von Autoabgasen
geschwärzter Putz sowie
Fensterläden mit

Lamellen, die im zweiten und dritten Stock schief vor ungestrichenen Fenstern hingen. Kreuz und quer liefen mit krumm eingeschlagenen Nägeln befestigte schwarze Stromkabel über die Fassaden. Die asphaltierten Trottoirs waren uneben und stellenweise aufgeplatzt. Die Türen waren

zugepflastert mit
Pamphleten und
Ankündigungen von
Ereignissen, die in der
Vergangenheit lagen.
Hier und dort fehlte ein
Haus, dann erstreckte sich
brachliegender Grund
zwischen den
Außenwänden der
Nachbarhäuser, an deren
teils gekachelten Wänden

noch der Verlauf der
ehemaligen Zimmer und
Treppen zu erkennen war.
In den wenigen
Geschäften, die nicht
verbrettert und mit
Graffiti vollgesprüht
waren, wurden Waren aus
anderen Teilen der Welt
verkauft. Vor einem
dieser Läden stand ein
magerer Kerl mit
olivfarbener Haut in der

Tür und kaute gelangweilt auf irgendetwas herum.

Es war ziemlich ruhig, wie Maier auffiel. Reges Treiben konnte man hier wahrscheinlich erst nachts erleben.

»Hier ist es«, rief Sven plötzlich, vom Stadtplan aufsehend. »Hier links, ganz sicher.«

Maier bog ab. Eine kleine Gruppe schwarzer

Frauen saß plaudernd auf den Stufen vor einem Hauseingang im Schatten. Mit ihren knallgrünen Gewändern wirkten sie in dem trübseligen Viertel wie eine exotische Oase. Sie schauten dem vorbeifahrenden Laguna hinterher.

Aus dem Augenwinkel registrierte Maier ihre

neugierigen Blicke. Eben
hatte er noch gedacht,
dass ein Laguna in
Frankreich nicht auffallen
würde, aber der quasi
fabrikneue Renault fiel
hier genauso aus dem
Rahmen wie ein
geschniegelter Lipizzaner
auf dem
Schlachtpferdemarkt. Bei
den anderen Autos, die
hier am Straßenrand

geparkt standen, handelte es sich durchweg um verrostete und verbeulte Schrottkarren älteren Baujahrs mit schief hängenden Stoßstangen.

Kurz vor einer Kreuzung rief Sven plötzlich aufgeregt: »Hier ist es, das Haus dort, rechts, Nummer 257.«

Ohne den Fuß vom Gas zu nehmen, versuchte

Maier, sich das Gebäude rasend schnell einzuprägen. Ein großer, schlichter Backsteinbau, L-förmig und anders als die sonstigen Häuser in der Gegend mit großen Fenstern aus Drahtglas versehen. Vornehm und spartanisch zugleich. Eine ehemalige Schule oder Kaserne, vielleicht auch

ein Krankenhaus. Zwei Stockwerke, etwa fünfzehn Meter von der Straße zurückversetzt, auf der rechten Seite freistehend. Davor ein abgesackter Parkplatz, keine Autos. Zum Bürgersteig hin über die gesamte Breite ein mannshoher Zaun, von Stacheldraht gekrönt. Die beiden Hälften des

Eingangstors wurden mit einer funkelnagelneuen Eisenkette zusammengehalten, an der ein ebenso neues, glänzendes Hängeschloss zu erkennen war.

Kein Firmenschild.
Keine Klingel oder Gegensprechanlage.

Das Gebäude stand an einer Ecke. Maier bog rechts ab, um auch die

Seitenfront in
Augenschein nehmen zu
können. Sie war
fensterlos. Die Rückseite
grenzte an Häuserzeilen.
Keine Brandgasse, die
Gebäude waren direkt
aneinandergebaut.

Er fuhr weiter. Die
Fenster zur Seitenstraße,
in der sie sich jetzt
befanden, waren

zugezimmert, diese
Häuser waren also
anscheinend nicht
bewohnt. Jedenfalls nicht
von Leuten, die bei
ungewöhnlichen
Vorkommnissen die
Polizei rufen würden.
Wer sich hier herumtrieb,
hatte das Stadium
bürgerlicher
Wachsamkeit bereits weit
hinter sich gelassen.

»Nett hier«, sagte
Sven. Er klang
angespannt.

Maier hielt ein Stück
weiter am Straßenrand.
»Ich gehe zu Fuß ein paar
Schritte zurück. Mal
sehen, ob wir irgendwo
Posten beziehen können,
mit Blick auf das Haus.
Und dann gehen wir erst
mal was essen.«

Zwei Stunden später
saßen sie unter dem
Schirmdach eines
lärmigen Straßencafés am
Rand des Zentrums. Auf
dem kleinen runden Tisch
vor ihnen standen zwei
Teller mit in Essig
ertränktem Salat,
wässrigem Thunfisch und
Mais aus der Dose.
Schweigend würgten sie

das Zeug hinunter. Sven spülte mit einem großen Glas Kronenbourg nach, Maier mit Evian-Wasser.

Es war brütend heiß, und der Smog über der Stadt war fast zu sehen. Ein Unwetter würde nicht lange auf sich warten lassen. Scharen von Menschen liefen an dem schattigen Straßencafé vorbei: Touristen,

Geschäftsleute,
Obdachlose und
Anwohner. Maier
würdigte sie keines
Blickes. Hinter einer Ray-
Ban-Sonnenbrille, eine
schwarze Baseballmütze
tief in die Stirn gezogen,
war er in Gedanken
versunken. Sven trug die
gleiche Kluft, aus
denselben Gründen. Man
konnte nie ausschließen,

dass irgendwer einen an
einem bestimmten Ort
bemerkte, später noch
einmal sah und dann eins
und eins
zusammenzählte.

Kameras gab es
mittlerweile auch überall.

Big Brother war schon
längst kein düsteres
Zukunftsbild aus Orwells
1984 mehr, sondern

alltägliche Realität.

»Birnen liegen lose im Korb«, sagte Sven plötzlich, »schräg rechts, auf zwei Uhr.«

Maier schaute nach rechts. Eine junge Frau plauderte mit einer Freundin. Sie trug ein blaues Top. Ebenso gut hätte sie nackt dastehen können. Maier wandte sich wieder Sven zu, der

das Mädchen mit leicht
geöffnetem Mund durch
seine verspiegelte
Sonnenbrille fasziniert
anstarrte.

»Ist lange her, was?«
Es war eher eine
Feststellung als eine
Frage.

»Ich bin auch nur ein
Mensch.«

»Wenn es deine grauen
Zellen beeinträchtigt,

solltest du lieber was
dagegen tun.« Maier
nahm einen Schluck
Wasser.

»Dazu bin ich nicht
gekommen. Als Valerie
gegangen ist, musste ich
erst mal einfach
überleben. Meine
Wohnung sah aus, als
hätte eine Bombe
eingeschlagen, und das

ganze Hickhack um Thomas war auch nicht besonders hilfreich. Was soll eine Frau mit einem Typen anfangen, der ständig darüber jammert, dass er seinen Sohn nicht sehen darf?«

Maier guckte hoch. »Ich dachte, Frauen wären von Ärzten immer ganz hin und weg.«

»Nicht von solchen, die

ihren Arm in den Mastdarm einer Kuh stecken.«

Maier konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Wenn du dich wäschst, bevor du nach Hause kommst, scheint mir das kein unüberbrückbares Hindernis zu sein.«

Sven grinste. »Du hast leicht reden. Du brauchst ja nur mit den Fingern zu

schnippsen, wenn dir eine gefällt.«

»Halb so wild.«

»Ach ja? Und wenn du mit Fliegerjacke und Levis aus deinem Porsche aussteigst, oder aus diesem Geländewagen? Mann, das ist doch Absicht!«

Maier	hob
beschwichtigend	die

Arme. »Wie du meinst.«

Sven schüttelte den Kopf und zeigte mit dem Finger auf ihn. »Du ... du bist ein richtig durchtriebenes Aas. Und das weißt du ganz genau.«

Maier verzog das Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. Natürlich wusste er das. Aber es war anders, als Sven glaubte. Und er

wollte dieses Thema jetzt schon gar nicht mit Sven durchkauen. Er war selbst erst vor Kurzem dahintergekommen, warum er seinen Körper so gut in Schuss hielt, seine Kondition so trainierte. Nicht wegen der Aufmerksamkeit der Frauen. Sondern er tat das für sich selbst. Denn er wusste, irgendwann

würde der Tag kommen,
da er in den Spiegel
schaute und ein alter
Mann, der ihm vage
bekannt vorkäme, mit
zurückweichendem
Haaransatz und wässrigen
Augen, würde seinen
Blick erwidern. Und vor
diesem unvermeidlichen
Tag graute ihm. Maier
hatte nicht viele

Schwächen. Aber er wusste sehr wohl, dass jene sonderbare Windung in seinen Gehirngängen seinem Leben irgendwann ein vorzeitiges Ende bereiten würde. Freund Hein würde nicht an sein Sterbebett treten, um ihn abzuholen. Er würde dem Gauner zuvorkommen. Immer noch besser, denn als runzliges Häuflein

leberfleckiger Haut mit
spröden Knochen am
Fenster eines Altersheims
zu sitzen, zum Schluss zu
kommen, dass das eigene
Leben vorbei war, und
sich ängstlich an leere
Erinnerungen zu
klammern. Abhängig zu
sein von dreißigjährigen
Frauen in
Gesundheitslatschen, die
mit einem redeten wie

mit einem vierjährigen Kind. Und einen auch so behandelten.

Wie einen dementen alten Sack.

Der einzige Mensch, der das begriff, war Susan. Und sie akzeptierte es. Sie wusste, dass das, was sie verband, nicht damit enden würde, dass sie friedlich, Hand in

Hand, mit Blick auf
herbstliche Wälder
dasitzen und vor sich hin
sinnieren würden, im
Altersheim *Shady Pines*.

*Du kannst alles
kontrollieren, Sil Maier.
Alles. Bis auf das
Unvermeidliche.*

Er wandte den Blick
Sven zu, der, eifrig auf
einem Salatblatt kauend,
all seine Aufmerksamkeit

wieder auf die Frau
gerichtet hatte. Sie war
sich des Aufruhrs, den sie
unter den Männern
anrichtete, die hier in
dem knallheißen
Straßencafé saßen,
anscheinend nicht
bewusst. Oder im
Gegenteil, vielleicht
stand sie gerade deshalb
so lange in der
flimmernden Hitze

herum.

Maier trank noch einen Schluck Wasser und schaute dem vorbeikriechenden Verkehr zu. Er wollte an nichts denken als an das, was sie heute noch vorhatten, aber zugleich wusste er, dass noch zu viel Druck im Kessel war. Ein wenig Entspannung

konnte nicht schaden. Die Gelegenheit kam vielleicht nicht so bald wieder.

In Situationen wie dieser konnte man nicht weit vorausplanen.

»Warst du seit Valerie wirklich mit keiner Frau mehr zusammen? «

»Doch«, sagte Sven, »ein Mal schon.« Mit einer verlegenen

Schulterbewegung wandte er den Blick von Maier ab.

Plötzlich aufmerksam geworden, richtete dieser sich auf. Diese Kopfbewegung und das Wegschauen Svens beunruhigten ihn. Er verspürte einen Stich der Eifersucht. Sven hatte schon Tür an Tür mit Susan gewohnt, ehe er

selbst dort auch nur einen Fuß über die Schwelle gesetzt hatte. Wenn jetzt gleich eine Beichte folgte, die mit Susan zu tun hatte, wurde es kritisch. Er konnte einiges vertragen, und Sven war ein netter Typ, aber allein schon beim Gedanken daran wurde ihm schlecht.

Unwillkürlich
umklammerte er sein
Glas.

»Ich bin eines Abends
spät im Internet gewesen
– hab gechattet, um genau
zu sein«, sagte Sven, dem
Maiers plötzliche
Angespanntheit ganz
entging. »Mit einer Frau,
die sich gerade erst hatte
scheiden lassen. Sie
wollte sich selbst

wiederfinden oder so in der Art. Eigentlich ziemlich klischeehaft. Irgendwann dachte ich dann: kann mir doch egal sein, und hab nach ihrer Adresse gefragt.«

Maier ließ sich erleichtert in seinen Rohrstuhl zurücksinken und atmete wieder aus.

»Die Alte war total gestört, sag ich dir«, fuhr

Sven fort. »Amsterdam, eine Wohnung im vierten Stock, nach hinten raus, die Frau macht die Tür auf, und ich seh auf Anhieb: voll Klag.«

»Klag?«

Sven wandte sich ihm zu, mit hochgezogener Braue. »Willkommen auf der Erde! K-l-a-g: Klasse-Leib, Arsch-Gesicht.«

Maier prustete in sein Glas.

»Sie hat mich quasi in die Wohnung reingezerrt. Du glaubst es nicht: alles in Rosa, Lichterketten an der Decke, Kerzen. Es sah verdammt nach Luxusbordell aus – nicht, dass ich je in einem gewesen wäre.«

»Okay, und dann?«

»Na ja, ich hab mich

echt nicht wohlgeföhlt.
Ich dachte ... gleich
kommt ein Typ mit einer
Videokamera aus dem
Schrank gesprungen und
der soll dann mitmachen,
oder so. Ich wusste
wirklich nicht, was ich zu
erwarten hatte. Das war
alles total daneben.«

Maier musste grinsen.
Er sah es alles vor sich:

Sven inmitten von
weichem, rosa Plüsch,
schüchtern um sich
blickend, mit
Schweißperlen auf der
Stirn.

Er selbst hätte sich
sofort wieder aus dem
Staub gemacht.

»Und dann?«

»Keine fünf Minuten
später saß ich bei ihr im
Schlafzimmer. Na ja, *saß*

...« Sven schüttelte den Kopf. »Meine Güte, die hat das halbe Haus wach geschrien.«

»So nervös warst du dann also doch nicht«, sagte Maier grinsend.

Sven zuckte entschuldigend mit den Schultern.

Maier nahm noch einen Schluck Mineralwasser. »Ich finde, man muss

schon ziemlich lebensmüde sein, um als Frau jemanden aus dem Internet aufzugabeln und ihn nachts, wenn man allein ist, bei sich in die Wohnung zu lassen. Wer weiß, was für gestörte Idioten da ankommen.«

»Sie hatte es nötig, schätze ich. Genau wie ich. Aber das eine Mal

hat mir dann auch
gereicht. Zumal mir
hinterher eingefallen ist,
dass ich in der Woche
vermutlich nicht der
Einzigste war.«

»Also keine Klags
mehr?«

Sven schüttelte den
Kopf. Er nahm einen
Bierdeckel vom Tisch
und wölbte ihn zwischen
Daumen und Fingern.

»Nein«, sagte er leise.
Die Fröhlichkeit wich aus
seinen Zügen. »Ich war
Besseres gewöhnt.
Valerie ... – du hast sie ja
nie kennengelernt, aber
sie ist verdammt hübsch,
sag ich dir. Und
intelligent obendrein. Sie
hatte alles, was man sich
wünschen konnte, und ich
hatte keinen Blick dafür.
Fand es immer ganz

selbstverständlich. War nur mit der Praxis und den Kunden beschäftigt. Im Grunde also mit mir selbst. Ich war verheiratet und hatte ein Kind – alles geritzt und geregelt, dachte ich wohl. Was sollte mir schon passieren? Mein Gott, ich war so unglaublich dumm.«

»Wie hat Valerie diesen Richter-Kerl eigentlich kennengelernt?

«

Sven verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Über mich. Lustig, was? Ich habe die beiden sozusagen miteinander bekannt gemacht.«

»Und wie kam das?«

»Ich habe Walters

Pferde behandelt. Vier
englische Vollblut-
Rennpferde und ein
KWPN-Dressurpferd, auf
dem seine Frau eigentlich
zu selten geritten ist.
Darüber hat er sich des
Öfteren beschwert.
Valerie hatte immer
schon geritten, seit ihrer
Kindheit, also habe ich
sie, als ich wieder mal zu

Walter musste, einfach mitgenommen. Dann ist sie immer öfter dort gewesen. Irgendwann hat sie angefangen, mit dem Gaul an Turnieren teilzunehmen, während Walters Frau, Emily, auf Thomas aufgepasst hat. Da sie selbst keine Kinder bekommen konnten, kümmerte Emily sich nur allzu gerne um Thomas.

Und mir war es auch ganz
recht. Ich hatte den
Rücken frei, konnte
Abend- und Nachtdienste
machen, ohne dass
Valerie sich beschwerte,
und Thomas war in guten
Händen.« Unablässig
knickte Sven den
Bierdeckel hin und her.
»Eines Tages musste
dann eine seiner Stuten
nach Frankreich gebracht

werden, um dort ihr
Fohlen zur Welt zu
bringen.«

»Wäre das nicht auch
in den Niederlanden
gegangen?«

»Schon, aber dann
hätte das Tier bei
französischen Rennen
nicht an den Start gedurft.
Und in Frankreich ist der
Sport um einiges

lukrativer als in den
Niederlanden. Wenn man
mit Rennpferden was
verdienen will, muss man
ausweichen. Das hab ich
ihm sogar noch selbst
erzählt ... Ich habe ein
paar Jahre in Frankreich
gearbeitet.«

»Das wusste ich gar
nicht. Was hast du denn
da gemacht?«

Sven winkte ab.

»Nichts Besonderes. Als Tierarzt eben. Hatte hauptsächlich mit Pferden zu tun.«

»Okay, und dann?«

»Er musste eine dieser Stuten wegbringen und fragte Valerie, ob sie mitwollte. Aber bei mir gingen die Alarmglocken immer noch nicht an. Er war schließlich fast zwanzig Jahre älter, graue

Haare, alt, du weißt schon. Und hässlich. Dünn wie mein kleiner Finger und vier Meter lang oder so.«

»Aber er hatte Einfluss und Status«, bemerkte Maier. »Mehr als du.«

Sven sah ihn verständnislos an.

»Status, Geld, Macht. Das wirkt. Instinktiv.

Egal, wie einer aussieht
oder wie alt er ist – wenn
er nur genug Einfluss hat,
kriegt er jede Frau rum.«

Sven schien aufrichtig
erstaunt. »So einfach ist
das?«

Durch	seine
verspiegelte Sonnenbrille	
sah	Maier Sven
schweigend	und mit
gerunzelter	Stirn an.
Diese	naive

Lebenseinstellung war ihm bei seinem Nachbarn schon öfter aufgefallen. Vielleicht hatte er doch zu oft in den Hintern einer Kuh hineingeschaut. Sodass er sich auch in seinem Alltag eine Art Tunnelblick angewöhnt hatte.

»Sieh dich doch um«, sagte Maier schließlich.
»Je reicher und

einflussreicher die
Männer, desto hübscher
und jünger die Frauen, die
um sie
herumscharwenzeln.«

»Ach komm! Wir
reden hier über einen
Richter. Nicht über einen
Popstar.«

»Das ist deine
Wahrnehmung. Valerie
hat das offenbar anders

gesehen.«

»Dann war ich vielleicht tatsächlich naiv. Dass sie etwas für ihn empfinden könnte, ist mir keine Sekunde lang in den Sinn gekommen. Außerdem schien mit seiner Ehe alles in Ordnung zu sein. Na ja, langer Rede kurzer Sinn: Auf diesem *haras*, diesem Gestüt in der Normandie,

muss dann irgendwas passiert sein. Denn danach hat Valerie mich immer zurückgewiesen, wenn ich ... na ja ... mich ihr nähern wollte. Zu müde, keine Lust, was auch immer. Sie ist mir ausgewichen. Und irgendwann war sie einfach verschwunden. Hat sich nicht mal getraut, es mir ins

Gesicht zu sagen. Eines
Nachts kam ich nach
Hause, und auf dem
Küchentisch lag ein
Brief.« Der Bierdeckel,
den Sven zwischen den
Fingern gespannt hatte,
brach in der Mitte durch.
»Und dann fing das
Hickhack mit der
Vormundschaft an.
Warum das so

kompliziert werden
musste, habe ich bis heute
nicht begriffen. Thomas
war ... ist mein Ein und
Alles. « Sven schniefte
und wandte den Blick ab.

Die Frau mit dem
blauen Top war
verschwunden.

»Wir finden ihn
wieder«, sagte Maier.
»Und sobald wir wissen,
wo sie ihn festhalten, hole

ich ihn da raus, das
schwöre ich dir.«

15

Seine Haut sah heute
Morgen noch dünner aus.
Fast schon durchsichtig.
»Wo bin ich?«, fragte er.

»Im Krankenhaus in
Eindhoven, auf der
Intensivstation.«

»Nicht mehr in Den
Bosch?«

Susan schüttelte den

Kopf. »Nein, hier haben sie bessere Geräte und so.«

»Darauf kommt's sowieso nicht mehr an.«

»Doch, natürlich.«

»Wo ist Sabine?«

Sie biss sich auf die Unterlippe. Was sollte sie sagen? Sie hatte Sabine erst gestern telefonisch zu fassen gekriegt. Ihre Schwester würde nicht in

die Niederlande kommen.
Nicht wegen eines
lebenden Vaters und
wegen eines beinahe toten
erst recht nicht. Sabine
hatte Susan guten Mut
gewünscht und sie ohne
sonderliche Begeisterung
eingeladen, sie auf dem
Bauernhof besuchen zu
kommen, wenn sie den
ganzen Ärger hinter sich
hätte. Kurz vor dem

Auflegen hatte sie noch erwähnt, sie sei im siebten Monat schwanger. Und damit, hatte sie gesagt, könne Susan ja auch die Abwesenheit ihrer Schwester erklären – schwangere Frauen wurden von den Luftfahrtgesellschaften nicht an Bord gelassen.

Dass ihre Schwester

schwanger war und sie selbst folglich demnächst Tante würde, kam für Susan völlig überraschend.

Gefühlsarmut als Familienleiden.

Susan beugte sich leicht über das Bett.» Sabine kann nicht kommen«, sagte sie. »Sie kann den Hof nicht allein lassen.«

Kurz blieb es still.
Müde schüttelte er den
Kopf, eine Bewegung, die
ihn sichtlich anstrengte.
»Es tut mir so leid.«

»Das ist sinnlos. Was
geschehen ist, ist
geschehen, da hilft auch
keine Reue.«

Er schluckte mit Mühe.
Sie fragte sich, ob er
vielleicht etwas zu
trinken brauchte. Aber

eigentlich diene ja die Infusion dazu, ihm ausreichend Flüssigkeit zuzuführen.

»Du sollst wissen, dass ich es mein ganzes Leben mit mir herumgetragen habe«, fuhr er mit schwacher Stimme fort. »Dass ich es nie gewollt habe. Nicht so.« Plötzlich sah er ihr direkt ins

Gesicht. »Es ist alles
meine Schuld.«

Sie horchte auf. Etwas
in seiner Stimme
signalisierte ihr, dass es
nicht mehr nur um sein
Unvermögen ging, eine
Familie
zusammenzuhalten und
seinen Kindern ein guter
Vater zu sein.

»Wovon sprichst du?«

Er schloss die Augen,

und seine Brust bewegte sich ruckartig auf und ab. Er fing sichtlich an zu schwitzen. Verzog das Gesicht zu einer Grimasse, als hätte er Schmerzen.

Sie schielte kurz auf den Monitor und richtete den Blick dann wieder auf ihren Vater.

»Sie dürfen es nicht finden ...«, brachte er

erschöpft heraus. »Sonst wird alles ... deine Mutter, das ... Haus ...«

Er geriet ins Stocken. Sie sah, wie das blasse Gesicht ihres Vaters langsam grau wurde, als würde jemand von unten nach oben einen Farbfilter vor sein Gesicht schieben. Seine Lippen wurden graublau.

Um seine Augen bildeten
sich violettfarbene Ringe.
Totenstill lag er da.

Bewegte sich nicht
mehr.

Es war, als betrachte
sie einen Toten.

Zur gleichen Zeit ging
irgendwo auf dem Flur
ein Alarm los. Ein
gebieterischer Piepton.
Susan sah auf den
Monitor. Der zeigte

keinerlei Aktivität mehr an. Sie sprang auf.

Hastige Schritte auf dem Linoleum. Dann flog die Tür auf. Zwei Schwestern und ein Pfleger kamen in den Raum gestürzt und hätten sie fast über den Haufen gerannt. Susan wich ein paar Schritte zurück. Dann konnte sie nur noch tatenlos zusehen.

Wie in einem Traum beobachtete sie die Pfleger, die sich über ihren Vater beugten und verschiedene Kunstgriffe anwendeten. Ein Arzt wurde gerufen, und bis er schließlich kam, schien eine Ewigkeit zu vergehen. Die Schwester eilte davon und kehrte mit einem Schränkchen

auf Rollen zurück, das mit allerlei Kabeln und zwei Metallpads versehen war, die der Arzt hastig übernahm. Ein Pfleger zog das Laken vom Brustkorb weg, und jetzt erst sah Susan, wie mager ihr Vater geworden war. Der Arzt platzierte die Pads. Als der Körper ihres Vaters kurz aufzuckte, wandte sie den

Blick ab. Es folgte eine Stille, derweil alle Anwesenden abwartend auf den Monitor schauten. Eine knisternde Spannung lag im Raum.

Der Arzt schüttelte den Kopf und versetzte die Pads auf der Brust ihres Vaters ein wenig. Ängstlich sah Susan zum Monitor hinüber. Keinerlei Veränderung.

Links neben dem Bett wurde konzentriert eine Injektion vorbereitet.

»Vielleicht warten Sie besser auf dem Gang«, sagte einer der Pfleger. Es klang nicht zwingend notwendig.

Susan trat ein paar Schritte zurück. Der Arzt ließ sich die Spritze anreichen und rammte sie

ihrem Vater in den Körper. Susan kniff die Augen zu. Als sie sie wieder öffnete, fiel ihr Blick als Erstes auf den Monitor. Immer noch gerade, horizontale Linien.

Sie wusste nicht, wie lange das Ganze gedauert hatte, ob fünf Minuten oder eine halbe Stunde. Es waren Bilder an ihr

vorbeigezogen, die sie
bislang nur aus
Fernsehserien wie
Emergency Room gekannt
hatte.

Schließlich wurde alles
still. Die
Niedergeschlagenheit im
Raum war fast mit
Händen zu greifen. Über
das Bett hinweg
wechselte der Arzt mit
den Schwestern und

Pflegern ein paar Blicke,
dann sahen sie Susan an.
Ausdruckslos, beinah
apathisch. Als würde
ihnen erst jetzt bewusst,
dass sich noch jemand im
Raum befand.

Der Arzt trat einen
Schritt vor. »Es tut mir
leid«, sagte er und fügte
überflüssigerweise hinzu:
»Ihr Vater ist gestorben.«

Eine Schwester, die hinter ihm stand, warf einen Blick auf die große weiße Uhr über der Tür und machte sich auf ihrem Klemmbrett eine Notiz.

Der Todeszeitpunkt, wurde Susan klar. Ein letzter Verwaltungsakt.

Geran Staal war tot.

16

Die leer stehende Fabrik befand sich auf der anderen Straßenseite, schräg gegenüber. Von einem kaputten Fenster im zweiten Stock aus hatten sie freie Sicht auf den Haupteingang des Gebäudes. Sven stand rechts von diesem

Fenster, die Schulter an die schmutzige Mauer gedrückt. Maier hatte sich in derselben Haltung ihm gegenüber postiert und blickte die Straße in die andere Richtung hinunter.

Fast acht Stunden standen sie schon so da. Vierhundertachtzig Minuten. Wie Statuen. Sie hatten kaum ein Wort gesprochen. Maiers

Muskeln protestierten
mittlerweile deutlich.

Das Gebäude
gegenüber schien
verlassen. Es war
keinerlei Aktivität zu
verzeichnen. Mit jeder
Stunde, die verstrich,
nahm die Hoffnung, dass
mit diesem ersten, eher
dürftigen Hinweis etwas
anzufangen wäre, weiter
ab.

Maier wusste jedoch, dass sie sich davon nicht entmutigen lassen durften. Früher hatte er bisweilen zwei Wochen lang zehn Stunden täglich Beobachtungsposten bezogen. Hartnäckig, entschlossen, obsessiv. Irgendwann geschah immer etwas. Und so unbedeutend es auch

scheinen mochte – nicht selten stellte dieses kleine Geschehen ein wertvolles Puzzleteil dar.

Observationszeit war keine verlorene Zeit. Das hatte er sich in Gedanken nun schon gut vierzig Mal wiederholt.

Um die lange Stille zu überbrücken, machten seine grauen Zellen Überstunden. In seinem

Kopf reiften allerlei Ideen
heran, von Pizzabote-
Spielen bis Nach-dem-
Weg-Fragen. Doch er
verwarf sie alle. Er war
fast zwanzig Jahre älter
als der durchschnittliche
Pizzabote, und ohne ein
Moped oder Motorrad mit
Firmenaufkleber würde er
sofort auffallen. Und nach
dem Weg fragen? Hier, in
dieser gottverlassenen

Gegend, bei einem
zugeketteten Tor?

Das wäre nicht
überzeugend.

Solange er weder
Thomas' Aufenthaltsort
noch seine Entführer
kannte, musste er sich
bedeckt halten. Keine
schlafenden Hunde
wecken.

»Verdammt, das wird

doch nichts hier«,
flüsterte Sven. Er
schüttelte die Beine aus
und ließ den Kopf um den
Nacken kreisen.

»Still.«

Es näherte sich ein
Auto, ein dunkelgrauer
Renault 21. Es waren
schon mehr Wagen
vorbeigefahren, aber
dieser fuhr langsamer als
die anderen. Als sei er am

Ziel.

Maier verspürte ein leichtes Prickeln, ein flatteriges Gefühl im Bauch. Aus zehn Metern Höhe beobachtete er, wie der Wagen vor dem Tor anhielt. Ein Mann von auffälliger Statur stieg aus. Klein, eher untersetzt. Spärlicher Haarwuchs, graue Hose, weißes Hemd. Er beugte

sich beim Gehen leicht vor und bewegte sich steif, als hätte er Rückenprobleme. Sven und Maier sahen ihn zum Tor gehen und das Schloss abnehmen. Er fuhr den Renault auf den Parkplatz und kam dann zurück, um das Tor wieder zu verriegeln.

Auf dem abgetakelten

Treppenabsatz vor der Tür blieb er kurz stehen und schaute um sich. Er machte keinen besonders entspannten Eindruck.

Maier und Sven hockten totenstill da, geduckt unter den kaputten, von Spinnweben überzogenen Fenstern.

Jemand öffnete die Tür. Der Ankömmling

trat ein, und hinter ihm ging die Tür wieder zu.

Maier spähte zu dem Wagen hinab. Vor allem das Nummernschild ließ ihn aufmerken: Es endete auf 37. In Frankreich konnte man am Nummernschild sehen, in welcher Region der Wagen zugelassen war. In etwa einem Jahr wäre es damit vorbei, hatte er

gelesen, aber bislang
ließen die letzten beiden
Ziffern noch auf das
jeweilige Departement
schließen. Paris lag im
75sten. Der Wagen war
also nicht von hier. Er
hatte keine Ahnung, wo
sich das 37ste
Departement befand, aber
das war kein
Staatsgeheimnis und

würde sich leicht
herausfinden lassen.

Sven hatte anscheinend
denselben Gedanken. Und
war sogar schon einen
Schritt weiter. »Indre-et-
Loire«, flüsterte Sven.

Maier sah kurz zu ihm.
»Was?«

»Siebenunddreißig.
Das ist Indre-et-Loire. Da
hab ich ein paar Jahre
lang gearbeitet.«

»Hier in der Nähe?«

»Eigentlich nicht.«

Noch etwa eine halbe Stunde lang starrten sie gespannt auf die geschlossene Tür. Wieder kam Maier die Idee in den Sinn, als falscher Pizzabote unten zu klingeln, aber eine besonnene, vorsichtige Stimme in seinem Kopf warnte ihn, es nicht zu

tun.

Die Minuten krochen vorbei. Noch zäher als zuvor. Während zwei Augenpaare ununterbrochen auf die Tür des Gebäudes gerichtet waren. Ab und zu auch zur Straße hinabspähten, wenn dort jemand vorbeigelaufen oder -gefahren kam. Alles

blieb still.

Erst nach einer guten Stunde öffnete sich die Tür wieder.

Der Mann mit dem sonderbaren Gang trug ein Bündel im Arm zu seinem Wagen. Auf dem Fuße gefolgt von einem mageren jungen Kerl mit schmalem Gesicht und auffälligem, schulterlangem blondem

Haar und in rotem, ärmellosem T-Shirt.

Maier behielt die beiden genau im Blick. Versuchte, sich die Gesichter einzuprägen, um sie bei einem nächsten Mal wiederzuerkennen. Aber vor allem zog das Bündel, das der Mann trug, seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine graue Decke mit

einem anscheinend
biegsamen, leicht
gekrümmten Inhalt, den
er im Arm trug wie ein
Baby.

Als der Mann sich auf
ungeschickte Weise
bückte, um die Autotür zu
öffnen, fiel die Decke
zurück und gab das
Verborgene preis. Es war
kein Zweifel möglich.

»Thomas«, sagte Sven
eine Spur zu laut.
»Verdammt, das ist
Thomas!«

Maier sah zu Sven
hinüber und bemerkte
gerade noch rechtzeitig,
dass dieser im Begriff
war aufzustehen. Wenn
die beiden Männer jetzt
nach oben schauten,
konnten sie ihn sehen.

Reflexartig griff er

nach Svens Arm und zog
ihn zu Boden. »Runter
mit dir, verdammt«,
zischte er. »Bist du
wahnsinnig? Willst du sie
aufschrecken? Alles
vermasseln? Du
Schwachkopf! Kopf
runter!«

»Ich knall den Typen
ab!« Sven griff nach der
Waffe, die er sich in den

Hosenbund gesteckt hatte.

Maiers Finger
schlossen sich wie ein
Schraubstock um Svens
Oberarm. »Reiß dich
zusammen, du Idiot!«
Seine Augen sprühten
Funken, und seine Stirn
war nur wenige
Millimeter von Svens
entfernt. »Deine Beretta
ist auf einen Abstand von
über dreißig Metern nicht

mehr zielgenau. Das kann
nur schiefgehen. Das ist
kein

Scharfschützengewehr,
und das solltest du
eigentlich wissen, du
verdammter
Hobbyschütze.«

Langsam kam Sven
wieder zu sich. Maier
lockerte seinen Griff.
Sven sackte auf dem
feuchten Betonboden in

sich zusammen.

Maier richtete sich auf und schaute nach draußen, wo der Renault gerade langsam davonfuhr. Der Typ mit dem weißen Hemd saß hinter dem Lenkrad, der blonde mit dem roten T-Shirt auf der Rückbank. Sie fuhren die Straße nach Osten hinunter.

»Sie sind weg«, sagte er.

Sven hockte immer noch auf dem Boden. In der einen Hand hielt er die Beretta, mit der anderen strich er sich nervös durchs Haar. »Jetzt hätte ich es fast versaut«, sagte er leise, mit abgewandtem Gesicht.

Anscheinend weinte er

jetzt. Maier wollte das nicht sehen. Nicht dass er es unverständlich oder irgendwie sonderbar gefunden hätte. Nur sehen wollte er es nicht. Er richtete den Blick auf einen Riss in der hohen Decke, durch den ein Lichtstrahl in den Raum fiel.

»Ich sehe ihn bestimmt

nie wieder«, hörte er Sven sagen.

Maier drehte sich zu ihm um. »Sie bringen ihn woanders hin. Das könnte ein gutes Zeichen sein.«

»Oder eben nicht.«

Maier hätte Sven gern versichern wollen, dass alles gut werden würde. Aber unter den gegebenen Umständen konnte niemand irgendetwas

garantieren. Und doch glaubte er irgendwie nicht, dass sie dem Jungen etwas antun würden. Thomas war schon vor Tagen entführt worden. Meistens überlebten entführte Kinder nicht mal den ersten Tag. Offensichtlich brachten sie Thomas jetzt woanders hin, und die Vorsicht, die sie dabei

walten ließen, ließ darauf schließen, dass er noch lebte.

Es ergab wenig Sinn, ein lebendiges Kind von einem Ort zum anderen zu bringen und alle damit verbundenen Risiken auf sich zu nehmen, nur um es dann zu töten. Das erschien schlichtweg nicht logisch.

»Wir haben jetzt mehr,
als wir erwarten
konnten«, sagte Maier.

»Gleich am ersten Tag
ein Treffer. Das ist
verdammtes Glück, also
Kopf hoch.«

»Thomas kann jetzt
sonstwo sein.«

Mit einem Ruck löste
Maier sich von der Wand.

»Komm, wir gehen.«

»Und dann? Sollen wir

im 37sten Departement durch die Gegend kurven und nach einem alten, dunkelgrauen Renault 21 Ausschau halten? Von denen wimmelt es doch nur so. Wir stehen wieder ganz am Anfang.«

Maier sah ihn schweigend an. Er wusste genau, was als Nächstes zu tun war, aber das

würde er Sven derzeit noch nicht erzählen. Der musste erst wieder zur Besinnung kommen.

»Ja«, sagte Maier, »wir stehen wieder am Anfang. Aber wir haben ihn einmal gefunden, und ein zweites Mal wird es uns auch gelingen. Vertrau mir.«

»Ich will hierbleiben. Vielleicht kommen sie

zurück.«

Maier schüttelte den Kopf. »Die fahren bestimmt nicht zum Spaß durch die Gegend. Komm, das hat keinen Zweck.«

Er hielt Sven die Hand hin. Der ließ sich hochziehen.

Hohl hallten ihre Schritte nach, während sie das Fabrikgebäude

verließen.

17

In der Lobby vom
Mercure Hotel in
Nieuwegein herrschte ein
Getümmel. An der Bar
saßen Geschäftsleute, die
sich, bevor sie auf ihre
Zimmer gingen, noch ein
letztes Gläschen
genehmigten und
nebenbei die Gelegenheit

nutzten, den paar
anwesenden Frauen zu
imponieren.

Walter saß in einem
dunkel gepolsterten
Klubsessel. Ihm
gegenüber ein Mann, dem
er zwanzig Jahre lang
nicht mehr begegnet war.
Wäre es nach ihm
gegangen, hätte das auch
die nächsten zwanzig
Jahre so bleiben können.

Roger Wendel sah
immer noch aus wie ein
amerikanischer
Präsidentschaftskandidat:
widerlich perfekt.
Sonnengebräunte Haut,
Zähne wie aus der
Zahnpastareklame und
kräftiges, gewelltes
dunkelblondes Haar. In
seinen grauen Augen lag
eine vorgetäuschte
Wärme und

Verbundenheit, ein
effektiver Rauchvorhang
für die Kälte, die darunter
lag. Er trug einen Anzug
von Fabio Borelli und ein
hellrosafarbenes Hemd
aus demselben
italienischen Modehaus,
wie Walter an den
makellosen,
handgestickten
Knopflöchern und den

Perlmutt-Knöpfen
zweifelsfrei erkannte.
Sündhaft teuer. Trotzdem
ging Roger nicht gerade
sorgfältig damit um. Sein
Jackett hing zerknittert
über der Rückenlehne des
Sessels, und die
Manschetten des Hemds,
das mindestens
vierhundert Euro gekostet
haben musste, waren
lässig aufgerollt.

In Rogers Gegenwart war Walter sich immer irgendwie viel zu lang, linkisch und schäbig vorgekommen. Die alte Unsicherheit kehrte nun zurück.

»Hätte nie gedacht, dass wir noch mal miteinander anstoßen würden«, sagte Roger in die nach der kurzen, verlegenen Begrüßung

entstandene Stille hinein.
»Das Leben steckt voller
Überraschungen, nicht
wahr?«

Walter vermied jeden
Blickkontakt auf das
Sorgfältigste. »Wir hatten
auch keinen rechten
Anlass.«

Über den Rand seines
Glases sah Roger zu ihm
hinüber. »Was kann ich

für dich tun, Wally?«

Allein schon mit dieser Anrede vermochte Roger ihn auch nach zwanzig Jahren noch auf die Palme zu bringen. Ich heiße Walter, hätte er am liebsten gesagt. Aber er schluckte den Protest hinunter. »Vielleicht können wir das besser draußen besprechen. Oder ... oder im Auto.«

»Das scheint mir nicht
nötig.«

Jemand stieß Walter
mit dem Ellbogen an der
Schulter an und murmelte
eine Entschuldigung, die
in dem allgemeinen
Stimmengewirr und
Gelächter unterging.
Verschwörerisch beugte
der Richter sich über den
runden Tisch vor. »Es
gibt da ein Problem«,

sagte er, wobei er um sich schaute, also wäre er von lauter Undercoveragenten umgeben, die nur darauf lauerten, sich auf ihn zu stürzen. »Es ist eine Situation entstanden, die ... nun ja ...«

Rogers Blick war stechend.

»Ein Problem mit Geran«, fuhr Walter fort.

»Geran Staal? Habt ihr noch Kontakt?«

»Nein, das nicht. Schon seit ... seit damals nicht mehr. Aber er ist letzte Woche gestorben.«

Roger war aufrichtig überrascht. Er zog die Brauen hoch. Kein Härchen saß schief, wie Walter auffiel. Wahrscheinlich schmierte er morgens Brauen-Gel

von irgendeiner irre
teuren Londoner Marke
hinein.

»Das tut mir leid. Er
hatte das Herz am rechten
Fleck. Schade. Und das
Haus erben jetzt seine
Töchter?«

»Das Haus wird
abgerissen. Darum hab
ich angerufen. Die A50
wird verlängert und soll

mehr oder weniger mitten
durch Gerans Haus
laufen.«

Einen Augenblick
schien Roger aus der
Rolle zu fallen. Sein
Lächeln erstarb. »Das
Haus ist ein Jahrhundert
alt. Steht unter
Denkmalschutz.«

»Geran hatte vor einer
ganzen Weile ein
Verfahren angestrengt,

um zu verhindern, dass sein Grund und Boden enteignet würden. Sogar die Regionalpresse hat darüber berichtet.«

»Aber ohne Erfolg.«

Walter nickte. »Und nachdem er nun tot ist, steht ihnen nichts mehr im Weg.«

»Ist bald damit zu rechnen?«

»Möglicherweise

schon. Ein Stück weiter haben sie schon die ersten Bäume gefällt.«

»Wegholen«, entschied Roger resolut.

»Das ... das habe ich versucht.«

»Versucht?«

Walter hob die Schultern und senkte sie wieder. »Ich kann es nicht.«

»Du kannst es nicht?«

»Nein. Ich ... ich geh da nicht mehr hin.«

Roger gab sich keine Mühe, seinen Ärger zu verbergen. Grimmig

nahm er einen Schluck von seinem Cognac. »Das gibt Scherereien«, sagte er schließlich. »Und zwar jede Menge.«

»Nicht unbedingt«, sagte Walter rasch.

»Nein ... nicht

unbedingt, das stimmt.«

Roger sah Walter

forschend an. »Es hat sich

wenig verändert, Wally,

stimmt's? Wir werden

älter. Aus Bauern werden

Läufer, aus Läufern

Türme, und am Ende

dürfen wir selbst die

Figuren auf dem Brett

verschieben. Aber im

Wesentlichen ändert sich nichts. Es sind immer noch dieselben, die den Dreck wegmachen müssen. Wally macht sich die Hände nicht schmutzig, stimmt's?«

Unter anderen Umständen wäre Walter schwer pikiert gewesen. Jetzt war er eher beruhigt. Roger würde ihm die Sache abnehmen.

Dieser schwenkte den französischen Cognac im Glas. »Mach dir keine Sorgen, Wally«, sagte er plötzlich. »Geh nach Hause, zu deiner lieben Frau. Leg dich ins Bett. Die Sache wird geregelt.«

Walter stand auf. Zögerlich streckte er die Hand aus, ließ sie dann aber verlegen in der

Tasche verschwinden.

»Danke, Roger« sagte er bloß. Nickte einem Anzugträger, der für ihn zur Seite getreten war, freundlich zu und ging nach draußen.

18

Maier parkte das Auto am Rand eines löchrigen Trottoirs und stieg aus. Es wehte eine leichte Brise, und hinter dünnen Wolken leuchtete der Vollmond und tauchte die Straßen in einen blauen Schein.

Er warf einen Blick auf

seine Seiko. Halb vier.
Dass es noch sehr früh
war, spürte er auch im
Kopf. Drei Tassen starker
Kaffee waren nicht
dagegen angekommen.
Sven hatte ziemlich
protestiert, als ihm klar
geworden war, dass Maier
ihn eher k.o. schlagen als
mitnehmen würde.
Schließlich hatte er sich
damit abgefunden.

Die Aktion, die Sven sich gestern geleistet hatte, bereitete ihm Sorgen. Beim Anblick seines Sohns war es in seinem Hirn zu einem Kurzschluss gekommen. Völlig unerwartet war seine Sicherung durchgebrannt.

Am liebsten wäre Maier nach dem heutigen Nachmittag nicht in das

kahle Safe House von Jack zurückgekehrt, sondern direkt zum Bahnhof gefahren, um Sven in den Thalys zu setzen. In Den Bosch konnte er sich besser nützlich machen als hier. Zumindest lief er da niemandem vor die Füße.

Zu Fuß machte Maier sich in Richtung des

Gebäudes auf den Weg. Es war ziemlich ruhig auf der Straße, was ihn erstaunte. Die wenigen Passanten, denen er begegnete, würdigten ihn keines Blickes und glitten wie Schemen an ihm vorüber. Die Krankheit der Großstadt konnte auch von Vorteil sein.

So weit wie möglich hielt er sich im Schatten

der Häuser, nahe an der Hauswand, und achtete auf jede Bewegung in seinem Blickfeld. In Vierteln wie diesem wurde Leuten für ein Paar Schuhe die Kehle durchgeschnitten.

Vorsorglich hielt er zu den Türnischen einen etwas größeren Abstand.

Er befand sich nun auf der linken Seite der alten

Fabrik, von der aus Sven
und er das
gegenüberliegende
Gebäude beobachtet
hatten. Er schaute um die
Ecke und sah es im
Mondschein daliegen. Die
Laternen in dieser Straße
standen wahrscheinlich
bloß noch herum, weil es
zu aufwendig gewesen
wäre, sie abzumontieren.

Keine einzige
funktionierte.

Das Gebäude war L-förmig. Die fensterlose Front der Stirnseite lag direkt am Bürgersteig. Rechts davon, zwischen der Straße und der Längsseite des Gebäudes, befand sich der Parkplatz. Maiers Blick glitt über das Tor. Es war verschlossen, die Kette

mit dem glänzenden
Hängeschloss hing wieder
an Ort und Stelle. Auf den
unordentlichen,
verrosteten Stacheldraht
oben auf dem Tor war er
vorbereitet.

Er brannte geradezu
darauf, in das Gebäude
hineinzugehen, aber noch
war es dafür zu früh. Er
bog nach links ab und
ging in die

entgegengesetzte
Richtung. Checkte aus
dem Augenwinkel die zu
beiden Seiten der Straße
geparkten Autos. Nichts
Auffälliges. Auf dem
Rückweg scannte er die
Fenster und Türen der eng
zusammengedrängten
Häuser, wobei er um
dunkle Nischen und
Hauseingänge nach wie

vor einen Bogen machte.
Die meisten Fenster
waren verbrettert. Die
verlassenen,
unbeleuchteten Straßen
wirkten surreal und
düster.

Mit schnellen Schritten
überquerte er die Straße
und ging direkt auf das
Tor zu. Es standen keine
Autos auf dem Parkplatz,
und es brannte kein Licht

hinter den Fenstern. Er schaute sich noch einmal um. Kein Mensch. Setzte den Rucksack ab und zog den Reißverschluss auf. Der Grand Foulard gehörte zu den wenigen Luxusgegenständen, die er in Jacks Appartement gefunden hatte. Er faltete ihn der Länge und der Breite nach und warf den Ballen dann auf den

Stacheldraht. Stemmte die Füße gegen das Tor, zog sich hinauf und kraxelte auf der anderen Seite herunter. Den Stoff wieder loszubekommen, war nicht leicht. Vorsichtig zog er ihn aus dem Stacheldrahtgewirr heraus und suchte dann so rasch wie möglich Schutz im Schatten des

Gebäudes, ging in die Hocke und verstaute den Foulard wieder im Rucksack.

Dann wandte er sich dem Gebäude zu. Bereits heute Nachmittag war ihm aufgefallen, dass nirgends eine Alarmanlage zu entdecken war, und auch Überwachungskameras hatte er nicht gesehen.

Das wollte noch nicht viel heißen. Moderne, avancierte Sicherheitssysteme waren dummerweise ziemlich unauffällig. Wohingegen viele allzu deutlich erkennbare Kameras, diese großen weißen Dinger mit viereckigem Regenschutz über der Linse, die drohend und allsehend an den

Fassaden hingen, in
Wirklichkeit nur
Attrappen waren. Billige
Abschreckung. Jedenfalls
konnte er nicht unbedingt
davon ausgehen, dass sein
Besuch unbemerkt blieb.

Maier holte eine kleine
Maglite aus der
Hosentasche, knipste das
Ding aber noch nicht an.
Noch reichte das

Mondlicht aus.
Mannshohe Fenster aus
dickem Drahtglas in
Stahlrahmen auf
Schulterhöhe. Die
Oberlichter waren
geschlossen. Er ging zur
Eingangstür. Von links
wie von rechts führte eine
kleine Betontreppe mit
einem dünnen
Metallgeländer zu ihr
hinauf. Auf dem

Treppenabsatz blieb er stehen. Drehte sich zur Straßenseite um. Nichts. Es war auch viel zu dunkel, als dass jemand hätte sehen können, was er hier tat. Er schaltete die Maglite ein und richtete ihren Strahl auf das Schloss, wobei er das Licht mit der anderen Hand und dem Körper so abschirmte, dass es von

der Straße aus nicht zu sehen war.

Die Tür war mit einem Zylinderschloss versehen. Da kam er nicht weiter. Die Dinger konnte man lediglich herausklopfen. Aber das würde Einbruchsspuren hinterlassen und auch zu viel Lärm verursachen. Die hohen Wände hier

verstärkten jeden Laut um ein Vielfaches. Und Einbruchsspuren konnte er nicht riskieren. Nicht, solange sie Thomas in der Gewalt hatten.

Er stieg die Stufen wieder hinunter und nahm erneut die Fenster an der parallel zur Straße liegenden Längsseite des Gebäudes in Augenschein. Es sah nicht

danach aus, als hätte man von irgendwoher einen leichten Zugang. Unter seinen Sohlen knirschte es. Er ging in die Hocke und beleuchtete die Stelle mit der Taschenlampe. Ein schwarzes Gitter mit rostigen Stellen. Darunter ein Loch mit einem Kellerfenster.

Wäre er nicht so angespannt und

konzentriert gewesen,
hätte er darüber gelacht:
Die Leute verriegelten
Türen und sicherten
Fenster, ließen aber ein
etwas unter dem
Straßenniveau liegendes
Kellerfenster einfach
offenstehen. Gekippt,
aber immerhin. Und groß
genug, um
hindurchzuschlüpfen.

Er ging auf die Knie und umfasste mit den behandschuhten Händen das Gitter. Es war bleischwer, aber nach einigem Rütteln löste es sich knarrend aus der Stahlumfassung. Er legte sich flach auf den Bauch und schob die Finger hinter den Fensterrahmen. Versuchte, das Fenster ein Stück weiter

aufzuziehen. Es bewegte sich keinen Zentimeter. Er richtete noch einmal den Lichtstrahl darauf. An der Unterseite befand sich ein Feststeller, und an der Oberseite hing das Ding in zwei Scharnieren. Er richtete sich auf und schüttelte den Rucksack ab. Nahm den Leatherman aus der

Vordertasche und rollte
die Gerätetasche auf.
Schaute sich noch einmal
zur Straße um. Fetzen von
abklingendem
Motorradlärm. Keine
Schritte, keine Autos,
kein Mensch.

Er nahm einen kleinen
Meißel, legte sich flach
auf den Bauch, sodass er
mit dem Oberkörper halb
in der Vertiefung

verschwand, und fing an,
die Scharnierstifte
herauszuschlagen. Der
Feststeller war mit zwei
kleinen Schrauben
angebracht, die er mit
einem
Kreuzschlitzschraubenziel
öffnete. Das Fenster
lockerte sich. Er rüttelte
daran, bis es sich aus der
Verankerung löste, und
lehnte es an die Wand.

Nachdem er die
Gerätschaften wieder in
seinem Rucksack hatte
verschwinden lassen, ließ
er diesen in das Loch
hinunter.

Durch den
entstandenen Hohlraum
glitt er dann selbst ins
Gebäudeinnere hinab,
wobei er den
pechschwarzen Raum

unter sich vorsichtig mit den Spitzen seiner Turnschuhe abtastete. Er stieß gegen etwas Hartes. Vielleicht eine Truhe oder auch ein Tisch oder Schrank. Jedenfalls gab es nicht nach, wenn er sein Körpergewicht darauf verlagerte. Er setzte den anderen Fuß ebenfalls auf. Jetzt war er drinnen.

Er drehte sich um und holte den Rucksack herein. Nahm die Biwakmütze heraus und zog sie über. Falls er hier irgendjemandem begegnete, wollte er lieber nicht erkannt werden. Er setzte den Rucksack wieder auf, zog die Riemen an, nahm die Maglite aus der Seitentasche seiner Hose

und ließ den Lichtstrahl durch den Kellerraum wandern.

An den Wänden standen einige Kisten und leere Regale. Etwa fünf Meter entfernt befand sich eine kleine steinerne Treppe, die zu einer Tür führte. Er stand auf einer Tiefkühltruhe. Stieg herunter und öffnete den

Deckel. Leer.

Dann ging er auf die Tür zu. Sie ließ sich einfach öffnen.

Gewohnheitsgemäß hielt er kurz inne.

Ein archaischer Teil des Gehirns, das sogenannte Reptil- oder Stammhirn, dient zusammen mit dem limbischen System dazu, den Menschen bei der

Wahrnehmung von
Lauten, Formen und
Bewegungen, welche vom
Vertrauten abweichen,
vor etwaiger Gefahr zu
warnen. In einer
unbekannten Umgebung
reagiert man auf beinahe
alles – umso mehr, je
größer die nervliche
Anspannung ist.
Unbewusst bereitet der
Körper sich bei jedem

undefinierbaren Klappern
oder Rascheln auf eine
Kraftanstrengung vor,
indem er rasend schnell
Substanzen produziert,
die den Herzschlag
beschleunigen und die
Nerven teilweise gegen
Schmerz immunisieren.
Aber der Körper lernt
schnell dazu und
speichert

Umgebungsreize zunächst
in einem
Kurzzeitgedächtnis, das
wie ein Filter
funktioniert. Der
verdächtige Schatten am
Rande des Blickfelds
wird dann als Schatten
eines sich langsam hin-
und herbewegenden
Zweiges eingeordnet. Der
plötzliche metallische
Knall, der einen eben

noch erstarren ließ,
erweist sich als das
Abschaltgeräusch eines
Heizungsventils. Auch
ein Klappern im
Entlüftungsschacht
verursacht dann keinen
Adrenalinschub mehr.
Wenn man sich genug
Zeit nimmt, die
Geräusche und die
Atmosphäre der eigenen
Umgebung erst einmal

auf sich wirken zu lassen,
kann man sich auf die
wesentlichen Dinge viel
besser konzentrieren.
Etwa auf Laute und
Bewegungsreize, die mit
gutem Grund alarmierend
wirken.

Nachdem bis auf das
leise Geräusch des
Windes an den Fenstern
etwa zehn Minuten lang

alles völlig still geblieben war, straffte Maier sich. Glitt seitlich durch die einen Spaltbreit geöffnete Tür. Blieb mit dem Rücken zur Wand stehen.

Er befand sich in einem breiten Flur mit hoher Decke. Es roch muffig und vor allem nach Schimmel. Der Boden war mit grau meliertem, schmutzigem Linoleum

ausgelegt, übersät mit kleinen weißen Flecken, die im blassen Mondlicht, das durch die Fenster einfiel, leicht glitzerten. Von der Decke abgeblätterter Putz. Feuchtigkeit.

Ihm gegenüber lagen einige Räume, die wirkten wie Klassenzimmer. Oder wie Krankensäle: eine

Vertäfelung von gut einem Meter Höhe, darüber weiß getünchte Fenster in Stahlrahmen. Am Ende des Flurs, auf der linken Seite, eine doppelte Schwingtür. Rechts von ihm eine fensterlose Wand.

Mit ein paar Schritten hatte er den am weitesten rechts gelegenen Raum

erreicht. Er blieb kurz stehen und horchte. Kein Laut. Er öffnete die Tür und zog sich sofort wieder zurück. Keine Reaktion. Er schaltete die Maglite ein. Das Klassenzimmer, oder was auch immer es sein mochte, war leer. Dasselbe Linoleum wie auf dem Flur. Auch hier ein starker

Schimmelgeruch.

Er trat wieder auf den Flur und probierte es bei der nächsten Tür. Schon etwas weniger vorsichtig. Auch dieser Raum war leer. Der dritte und vierte ebenso. Dieser gesamte Gebäudeflügel war menschenleer.

Schließlich stand er vor der Schwingtür. Schwarze Stoßpuffer und längliche

Drahtglas-Einsätze. Er bildete mit den Händen einen Trichter und versuchte hindurchzuspähen, aber es war dunkel dahinter. Beim Öffnen hallte das laute Knarren durch das gesamte Gebäude. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er geriet ins Schwitzen. Instinktiv

wanderte seine Hand zu der Glock, die er unter der Jacke trug. Er zog die Waffe hervor und fühlte sich gleich ein bisschen besser. Eine rein psychologische Reaktion, denn hier tatsächlich zu schießen, war ausgeschlossen. Keinerlei Geräusch zu verursachen und unsichtbar zu bleiben, war jetzt

wichtiger denn je. Er
bremste die Tür mit dem
Fuß ab, damit sie beim
Zurückschwingen kein
lautes Geräusch
verursachte, trat einen
Schritt nach rechts und
hielt inne.

Es war eine Art
Vorraum. Schräg rechts
vor ihm führte eine etwa
einen Meter breite
Steintreppe in den ersten

Stock. Rechts davon, in der Ecke, gab es eine kleine Abstellkammer mit Holzwänden und einer Luke. Zu seiner Linken, knapp fünf Meter von der Schwingtür entfernt, befand sich die Haupteingangstür mit einem gläsernen Windfang. Weiter hinten begann ein breiter Flur

mit Türen zu beiden Seiten.

Er machte die Maglite an und ging auf den Holzverschlag zu. Der Lichtstrahl erhellte eine kaputte Matratze, auf der ein offener, platt gedrückter Pizzakarton lag. Er trat näher und sah, dass noch ein paar Pizzastücke übrig geblieben waren.

Essensreste. Ein

Schlafplatz.

Maier kniete bei dem Pizzakarton und verschob die einzelnen Stücke vorsichtig mit dem Finger. Kein Schimmel, nicht verdorben. Viel länger als einen Tag konnten die hier noch nicht liegen.

Er drehte sich um und ging an dem Windfang

vorbei in den Flur. Beim Gehen quietschten seine Turnschuhe leise auf dem Linoleum.

Die erste Tür zu seiner Linken ließ sich lautlos öffnen. Drinnen stand ein altmodischer Metallschreibtisch. Den unordentlich darum gruppierten Holzstühlen nach zu urteilen, diente er

als Esstisch. Ein schaler
Geruch von Bier und
Zigaretten hing im Raum.
Auf der
Schreibtischplatte lagen
zwei zerknüllte leere
Gauloises-Packungen in
einem überfüllten
Aschenbecher. Daneben
ein Karton mit Abfall. Er
warf einen Blick hinein.
Weitere leere
Pizzakartons sowie ein

paar eingedellte Bavaria-
8. 6-Bierdosen.

Er ging in den Flur
zurück und öffnete die
nächste Tür. Hier hatte es
sich jemand ein bisschen
gemütlich gemacht, wie
ihm auffiel. Neben einem
Bett mit Stahlgestell
hingen unordentlich aus
einem Pornoheft
herausgerissene und mit
Reißzwecken an die

Wand gepinnte
Pornobildchen.

Schauerlich jung
aussehende Frauen
starrten ihn blassgesichtig
an. Allesamt in
anstößigen Posen.

Großartig.

Er hob das Kopfkissen
hoch. Die Matratze, die
Decken. Nichts.

Gerade als er wieder

auf den Flur hinausgehen
wollte, hörte er ein lautes
Rummsen, gefolgt von
Schlüsselgeklirr.

Schlurfende Schritte.

Sein Atem stockte.

Schnell wich er zurück,
bis an die Wand.

Instinktiv griff er nach
dem Schalldämpfer in
seiner linken

Hosentasche. Ohne
hinzusehen, schraubte er

das Ding auf den Lauf.
Schluckte unwillkürlich.

Leichte Schritte. Ein
Mann, alleine. Und gut
gelaunt, jedenfalls pfiff er
fröhlich vor sich hin.
Oder er hatte Angst,
alleine in dem großen
Gebäude, und vertrieb
sich diese Angst mit
möglichst viel Lärm.

Maier wartete.
Lauschte, bis in die

kleinste Muskelfaser
angespannt, die Glock
fest umklammert. Sein
Herz raste in der Brust,
wieder musste er
schlucken.

Die Schritte kamen
näher. Gehetzt sah er um
sich. Nirgends eine
Möglichkeit, sich
irgendwie wegzuducken.
Er konnte nur bleiben, wo

er war, sich ruhig verhalten und darauf hoffen, dass dieser Kerl, wer auch immer es war, nicht gerade hierherkam, sondern weiterging.

Im Flur ging das Licht an. Durch den Türspalt fiel es in den Raum. Mit der Spitze seines Turnschuhs stieß er die Tür vorsichtig etwas weiter zu. Zog sich

wieder zurück.

Wartete.

Die Schritte kamen
jetzt wirklich ziemlich
nahe.

Er fasste die Glock
etwas fester.

Im nächsten
Augenblick ging die Tür
auf, und jemand betätigte
den Lichtschalter.

Reflexartig richtete
Maier die Glock auf den

Eindringling. Blinzelte
im plötzlichen grellen
Licht mit den Augen.

Das Pfeifen hatte
aufgehört.

Ein junger Kerl stand
im Türrahmen.

Halblanges, blondes
Haar, das ihm in Wellen
über die Schultern fiel.
Ebenmäßige, gebräunte
Haut, rotes T-Shirt,

Jeansjacke. Knapp
zwanzig Jahre alt und
schätzungsweise siebzig
Kilo schwer. Derselbe
junge Typ, der gestern
Nachmittag mit dem
untersetzten Kerl
zusammen gewesen war,
der Thomas in den
Renault gebracht hatte.
Wie angewurzelt blieb er
stehen. Keiner von beiden
rührte sich vom Fleck.

Als Grünschnabel von
achtzehn hatte Maier von
seinem ziemlich
unorthodoxen Fahrlehrer
gelernt, bei
Bahnübergängen, beim
Sich-Einfädeln auf die
Autobahn, vor einer
gelben Ampel und in
allen anderen
Zweifelsfällen
grundsätzlich Gas zu
geben. Das hatte er sich

gut gemerkt, und weil es
funktionierte, auch in
anderen Bereichen
angewendet: im
Geschäftsleben, in
Liebesangelegenheiten
und bei Sozialkontakten.
Im Zweifelsfall Gas
geben, das war sein
Lebensmotto geworden.

Bevor der andere
kapiert hatte, was seine

Sinne ihm vertickerten, stürmte Maier auf ihn zu. Er rammte ihn so kräftig mit der Schulter, dass der Junge zurückgeschleudert wurde, mit voller Wucht auf das Linoleum im Flur knallte und bis an die Wand weiterrutschte.

Er versuchte sich zu berappeln, aber Maier pflanzte ihm unsanft ein Knie in den Magen und

rammte ihm im selben Atemzug die Glock an die Schläfe. Der andere zuckte und blieb dann regungslos liegen.

Maier stützte seine Hände links und rechts neben dem blonden Kopf auf den Boden. Er atmete schwer, das Adrenalin strömte ihm wie Feuer durch den Körper.

Okay, Maier, gute

Aktion. Und jetzt?

Es dauerte einen Moment, bis er klar denken konnte. Er stand auf und schüttelte den Rucksack ab. Zog aus einem mit dünnem Gummi

zusammengehaltenen Bündel einen Kabelbinder hervor. Drehte den Typen auf den Bauch und

schnürte ihm die Handgelenke zusammen. Rollte ihn auf den Rücken und fand in der Brusttasche der Jeansjacke ein Handy. Er tastete die Hosenbeine ab. In einem Knöchelholster steckte ein schwarzes Klappmesser, das ziemlich schwer in der Hand lag. Maier klappte es auf und betrachtete die

zierliche, spitze Klinge.
Verdammt scharf und
sicher nicht zum
Kartoffelschälen gedacht.
Er schob Handy und
Messer in seine eigene
Seitentasche. In der
anderen Hosentasche des
Jungen fand er einen
Schlüsselbund. Er zog die
Jacke hoch. Kein Holster,
keine Schusswaffe.
Tastete die Arme ab,

drehte den Kerl wieder auf den Bauch, befühlte den Rücken. Keine weiteren Überraschungen.

Der Typ atmete flach und war noch nicht wieder bei Bewusstsein. Auf seiner Schläfe, wo der Griff der Pistole ihn getroffen hatte, zeichneten sich allmählich ein dunkler

Fleck ab.

Maier rollte ihn erneut auf den Rücken und versetzte ihm ein paar Ohrfeigen. Nicht zu kräftig, nicht zu sanft. »Aufwachen!«

Zäh verstrichen die Sekunden, bis der junge Mann benommen die Augen öffnete und sofort wieder schloss. Als könnte er so das Unheil

abwehren.

Maier fasste ihn am Kiefer und rüttelte seinen Kopf hin und her. »Hier spielt die Musik!«

Der andere zwinkerte kurz mit den Augen und hielt sie dann offen. Im vollen Licht waren sie von einem unnatürlich kräftigen Blau. Getönte Kontaktlinsen. Mit geschlossenen Augen

hatte er ein bisschen wie
ein Engel auf dem Bild
eines alten Meisters
ausgesehen. Nachdem er
sie geöffnet hatte, war
von dieser Wirkung
nichts mehr übrig. Sein
Blick offenbarte den
ganzen schlaunen
Opportunismus einer
Kanalratte.

Wahrscheinlich war der

Pornobildchen-Sammler
höchstpersönlich Maier in
die Hände gefallen. So
ein Hitzkopf, der einem
in der Disco ein Messer
in den Rücken stieß, nur
weil man ihn
versehentlich
angerempelt hatte.

Er würde ihm keinen
Millimeter Freiraum
lassen.

Maier zog ihn hoch.

Unsicher, als hätte er zu viel getrunken, hielt der Junge sich auf den Beinen. Maier stieß ihn vor sich her, bis er mit dem Rücken an der Wand stand, und setzte ihm die Glock an die Schläfe, den Finger am Abzug. Schießen würde er nicht. Nicht hier. Das gab sonst eine Riesensauerei.

Der junge Typ war

dermaßen überrumpelt,
dass solche Details ihm
wahrscheinlich nicht in
den Sinn kamen.

»Hör gut zu,
Freundchen«, sagte
Maier. »Ich will wissen,
wo das Kind ist.«

Der andere sah ihn
verstört und ängstlich an.
Seine Augen schossen
nervös hin und her, wie

bei einem panischen
jungen Pferd.

Verdammt! Plötzlich
fiel es Maier wie
Schuppen von den Augen.
Der verstand überhaupt
nicht, was er sagte.

»Parlez Anglais?«,
versuchte er.

»Non, non.«

»Français?«

Der Junge nickte heftig
mit dem Kopf, bis er

realisierte, dass ihm eine Pistole an die Schläfe gehalten wurde. Daraufhin erstarrte er.

Maier fluchte lautlos. So wurde das alles nichts. Er hatte hier jemanden am Schlafittchen, der wusste, wo Thomas war. Ein absoluter Glücksfall, aber die Sprachbarriere war ein unüberwindliches Hindernis. Maiers

Französisch war
erbärmlich. Er konnte
gerade mal Bier bestellen,
nach der Rechnung fragen
und einen Satz über das
Wetter von sich geben.
Aber weder seine
Grammatik noch sein
Wortschatz reichten, um
diesen Kerl auszufragen.
Schon gar nicht, um die
Antworten zu verstehen.

Gleichzeitig beschlich ihn das Gefühl, dass es unvernünftig wäre, hier noch allzu lange zu bleiben. Vielleicht tauchten gleich noch andere auf.

Unwillkürlich dachte er an Sven. Der hatte immerhin als Tierarzt in Frankreich gearbeitet und auch hier gelebt. Schon in der Kneipe hatte er das

Wort geführt, und nicht
nur war Svens
Französisch Maier
beeindruckend flüssig
vorgekommen, sondern er
hatte auch bemerkt, dass
die Angesprochenen, statt
erst in gebrochenem
Englisch darum zu bitten,
dass er seine Worte
wiederholte, immer
gleich in Aktion getreten

waren. Das war ein
deutliches Zeichen.

Sven musste
dolmetschen.

Aber wo? Jacks Safe
House bot sich für ein
Verhör nicht gerade an:
ein Appartement mit
Nachbarn, die
möglicherweise zu Hause
waren, denen man im
Treppenhaus über den
Weg laufen konnte. Aber

viele andere Optionen
fielen ihm nicht ein. Die
Gegend kannte er
schließlich auch nicht.
Auf gut Glück in
irgendeinen dunklen
Wald zu fahren, war noch
viel brenzlicher. In
manchen dunklen
Wäldern war nachts
erstaunlich viel los.

»Ecoutez«, sagte er
nach einigem

Nachdenken. »Hör zu.
Marchez avant moi.« In
französischen Ohren
klang das wahrscheinlich
total bescheuert. Dass
Maier eine Glock auf den
anderen gerichtet hielt,
machte indes viel aus.

Er zog den Typen von
der Mauer weg, stieß ihn
vor sich her und drückte
ihm den Pistolenlauf

zwischen die
Schulterblätter.

Der Junge brauchte
nicht viel Ansporn. Die
gefesselten Hände hinter
dem Rücken, ging er mit
schnellen Schritten
voraus.

Maier fischte den
Rucksack vom Boden,
steckte einen Arm durch
den Trageriemen und
achtete darauf, seinem

Gefangenen dicht auf den Fersen zu bleiben. Als sie bei der Eingangstür angelangt waren, rief Maier: »Stopp!« Der andere gehorchte auf Anhieb.

Im Halbdunkel mit der einen Hand nacheinander die verschiedenen Schlüssel durchzuprobieren und mit der anderen die Glock im

Anschlag zu halten, war ein ziemlicher Mist. Unablässig flitzten Maiers Augen zwischen dem Schloss und seinem Gefangenen hin und her. Es war weder Zeitpunkt noch Ort, jemanden zu unterschätzen. Seine Hände waren zwar zusammengebunden, aber wenn er auch nur ein

bisschen etwas von
Kampfsport verstand,
konnte er Maier einen
schmerzhaften Tritt
versetzen. Oder einen
Kopfstoß. Wer täglich im
Fitnesscenter trainierte
und sich so viele
Anabolika spritzte, dass
das Testosteron ihm aus
allen Poren troff, der
konnte seinem Gegner
jederzeit einen gut

gezielten Kopfstoß
versetzen, und das Licht
ging unwiderruflich aus.

Der vierte Schlüssel
passte. Draußen stand ein
mindestens fünfzehn
Jahre alter, dunkler
Mercedes 190 auf dem
Parkplatz, keine zwei
Meter von dem
heruntergekommenen
Treppenaufgang entfernt.

»Ton voiture?«

Ein offensichtlich
widerwilliges Nicken.

Er warf einen Blick auf
das Kennzeichen. Es
endete auf 75, also ein in
Paris gemeldeter Wagen.
Wahrscheinlich war es
das Beste, den alten
Schlitten einfach
mitzunehmen. Den
Laguna hatte er drei
Häuserblocks weiter

geparkt. In einer Gegend,
wo man immer damit
rechnen musste, dass aus
dem nächsten
Hauseingang ein
verzweifelter Junkie
herausgesprungen kam
und auf einen losging,
spazierte man besser
nicht mit einem an den
Händen gefesselten
Typen die Straße entlang.
Noch hatte er keine

Polizei gesehen, aber falls die hier in der Gegend doch noch aktiv wurde, wollte er lieber nicht gesehen werden.

Außerdem würde es schneller gehen, wenn er den Wagen gleich mitnahm. Und darauf kam es jetzt an. Er musste zusehen, dass er zu Thomas kam, ehe die anderen herausgefunden

hatten, dass einer von ihnen fehlte.

Maier zog die Tür hinter sich zu, fasste den anderen beim Kragen und stieß ihn vor sich her die Treppe hinunter. Dann schubste er ihn mit ganzer Kraft in Richtung des Mercedes. Der junge Typ blieb hinter dem Auto stehen und drehte

sich zitternd zu ihm um.
Sah ihn nicht an, sondern
starrte auf den Boden vor
seinen Füßen.

Mit dem
Autoschlüssel, der
ebenfalls an dem Bund
hing, ließ sich der
Kofferraum des Mercedes
problemlos öffnen.

Im nächsten
Augenblick holte Maier
aus. Mit einem dumpfen

Schrei klappte der junge Kerl zusammen und ging stöhnend zu Boden. Hustend und würgend blieb er mit angezogenen Knien liegen.

Maier steckte die Glock ein und schaute zur Straße hinüber. Noch immer kein Mensch. Dann holte er wieder die Kabelbinder aus dem Rucksack und band

seinem Opfer erst die Fußgelenke und dann auch die Beine zusammen, knapp über den Knien. Er hievte das menschliche Bündel in den Kofferraum, holte eine Rolle silbernes Isolierband aus der Seitentasche, riss ein großes Stück davon ab und klebte dem Jungen

den Mund zu, von einem Ohr bis zum anderen. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Nasenlöcher frei waren, warf Maier den Deckel des Kofferraums zu und lief schnell zu dem Gitter, das vor der Vertiefung für das Kellerfenster noch immer auf dem Boden lag.

Als er bei dem Loch

kniete, wurde ihm bewusst, dass es klug wäre, das Fenster wieder an Ort und Stelle festzuschrauben. Aber sein Herz hämmerte wie wild, er wollte hier weg. Sich noch länger aufzuhalten, hieß, die Götter zu versuchen.

Er setzte das Gitter wieder ein und lief zu dem Mercedes zurück.

Am dringlichsten war,
aus diesem Franzosen
etwas
herauszubekommen. Und
zwar schnell.

Er ließ den
Dieselmotor an und fuhr
von dem Gelände
herunter.

19

Es war totenstill in Susans Wohnung. Nach einer kurzen Nacht, in der sie kein Auge zugetan hatte, hatte sie sich mit einer Tasse Tee aufs Sofa gekuschelt und ein Buch aufgeschlagen. Sie hatte die Buchstaben zu Wörtern und die Wörter

zu Sätzen
zusammengefügt. Aber
der Inhalt der letzten
zwanzig Seiten war nur
sehr vage
hängengeblieben.

In zwei Tagen fand die
Einäscherung statt. Was
dafür noch zu regeln
gewesen war, hatte sie im
Wesentlichen auf die
Reihe bekommen. In dem
Krematorium vor Ort

würde eine bescheidene
kleine Andacht
stattfinden. Keine
Blumen, keine
Feierlichkeiten. Anzeigen
hatte sie auch nicht
verschickt. Es hatte ihr
die Kraft dafür gefehlt.
Im Grunde hatte sie mehr
oder weniger den Kopf in
den Sand gesteckt. So
fühlte sich ihr Kopf auch
an. Aber um die ganzen

Scherereien mit dem Haus kam sie trotzdem nicht herum. Um die Erbschaft.

Eine Hypothek lastete nicht mehr auf dem Haus. Ihr Vater hatte es schon schuldenfrei von seinen Eltern übernommen. Rijkswaterstaat, eine Dienststelle des Verkehrsministeriums,

war bereit, für das große
frei stehende Haus und
die eintausenddreihundert
Quadratmeter

Grundbesitz eine
beträchtliche Summe zu
zahlen. Obwohl es auf
dem freien Markt, wenn
es denn in besserem
Zustand gewesen wäre,
wahrscheinlich noch
einmal die Hälfte mehr
eingebracht hätte. Wenn

man es gründlich
renovieren würde, stünde
es einer
prestigeträchtigen
Anwaltskanzlei nicht
schlecht zu Gesicht.

Der Beamte, mit dem
sie am Nachmittag
gesprachen hatte, war
bemüht gewesen, sich
seine Freude und
Erleichterung nicht allzu
deutlich anmerken zu

lassen. Schließlich war jemand gestorben.

Neunhunderttausend Euro. Davon beanspruchte der Staat etwa zwanzig Prozent – eine Form legalen Diebstahls, bekannt unter der Bezeichnung Erbschaftssteuer. Von dem, was übrig blieb, stand die eine Hälfte ihr,

die andere Hälfte Sabine zu. Die würde ihr Glück nicht fassen können.

Aber die Euphorie, die andere empfunden hätten, wenn ihnen ein Vermögen in den Schoß gefallen wäre, empfand Susan derzeit nicht. Sie fühlte sich alles andere als gut.

Die letzten Worte ihres Vaters ließen sie nicht mehr los. Vielleicht hatte

er nur deliriert, und sie
maß der Sache zu viel
Bedeutung zu. Es tat ihm
leid, hatte er gesagt. Und
es hatte mit ihrer Mutter
zu tun. Was konnte er
damit bloß gemeint
haben?

Nur zu gern hätte sie
die Erbschaft gegen
dieses Wissen
eingetauscht.

»Danke, Papa«, sagte

sie laut in den Raum hinein, »jetzt kann ich für den Rest meines Lebens darüber nachgrübeln.«

Wenn sie überhaupt mit irgendjemandem darüber sprechen wollte, dann mit Sil. In den letzten Tagen hatte sie den Impuls ihn anzurufen mehr als einmal unterdrückt, weil ihr

jedes Mal, wenn sie den Hörer in die Hand nahm, vor Augen stand, wie Sil und Sven sich vor einer Bande bewaffneter Gruseltypen versteckt hielten und aus Sils Nokia plötzlich eine elektronische Fassung von *Nothing else matters* ertönte. Eigentlich wusste sie natürlich, dass Sil viel zu professionell war, um

in einer solchen Situation sein Handy eingeschaltet zu haben. Ein wie auch immer gearteter Anruf würde ihn derzeit nur ablenken.

Sie klappte das Buch zu und zog die Knie an. Starrte das vergrößerte Foto vom Strand in Hurghada an, das über dem Sekretär hing. Kämpfte gegen das

Gefühl von
Hoffnungslosigkeit und
Weinerlichkeit an, das in
Schüben wiederkehrte.

Sil war weg.
Womöglich sah sie ihn
nie wieder.

Sie hatte immer
gewusst, dass er eines
Tages fortgehen würde.
Nicht, weil sie ihm nichts
bedeutete oder er sie

nicht liebte, wie er es ausdrückte. Sie war überzeugt, dass er das auch wirklich glaubte. So stark glaubte, dass er sogar für sie sorgen wollte – einer der wenigen konservativen Züge, die sie an ihm entdeckt hatte. Und dennoch hatte sie stets die unterschwellige Angst gehabt, dass er eines

Tages — wie ein
Jagdhund, der bei einem
Waldspaziergang das
Wild roch — von den
gebahnten Wegen
abkommen und unterwegs
sein Zuhause vergessen
würde. Blind seinen
Instinkten folgen und
schließlich nur noch
Augen für die Fährte
haben würde, die immer
frischer und stärker,

verführerischer und
kräftiger wurde, bis die
unvermeidliche
Konfrontation folgte.

Seek and destroy.

Und es war immer
denkbar, dass die Beute
sich nicht wie eine Beute
benahm. Schneller war,
schlauer. Tödlicher.
Sodass sie in den Tagen
und Wochen, nachdem

die ängstliche Vermutung
zur Gewissheit geworden
wäre, nur noch vermuten
konnte, wo seine letzte
Konfrontation
stattgefunden hatte: in
einem gottvergessenen
Winkel des Rotterdamer
Hafens, einem
verdreckten
Hinterzimmer in einer
Kneipe an der belgischen
Küste.

Oder irgendwo in Paris.

Die Tränenschleier
ließen das Zimmer
verschwimmen. Wütend
wischte sie sich die
Augen und schnaubte in
ein Küchenpapier. Saß
dann apathisch da und
starrte vor sich hin.

Sie war durch die halbe
Welt gereist. Hatte sich
eine Wohnung gekauft.
Eine Existenz aufgebaut.

Sinnvolle Dinge getan.
Das Leben in vollen
Zügen genossen, Tag für
Tag.

Oder etwa nicht?

Dass die Leute in
ihrem Umkreis einen
anderen Weg gewählt und
sie allmählich ihre
sozialen Ankerpunkte
verloren hatte, war wohl
der Preis, der für ein

aufregendes und
regelloses Leben, das sich
mal hier und mal dort
abspielte, quer über alle
Längen- und Breitengrade
hinweg, gezahlt werden
musste.

Alleinsein hatte sie nie
als Problem empfunden,
im Gegenteil. Vielleicht
aus Gründen des
Selbstschutzes: Binde
dich an Menschen, und du

wirst von ihnen verlassen.

Wie von ihrer Mutter.

Wie von Sil.

Weinte sie jetzt etwa?

Sah fast so aus.

Zornig fuhr sie sich mit dem Ärmel übers Gesicht und holte tief Luft. Das war gar nicht gut. Die pure Selbstzerstörung.

Sie sollte vielleicht aufhören zu grübeln. Lieber irgendetwas

anfangen.

Es gab schließlich mehr als genug zu tun.

Sie musste das Haus ausräumen. Was da alles noch herumlag und - stand, wusste sie gar nicht genau. Jedenfalls wollte sie den Kram nicht dort stehen lassen, bis der Abbruchbagger kam. In Gedanken sah sie schon

die Nachbarn in den
Trümmerhaufen scharren,
wie Möwen auf der
Müllkippe. Sah vor sich,
wie sie den in der
Grundschule liebevoll aus
Ton getöpften
Aschenbecher mit der
Aufschrift FÜR MAMA
aus dem Schutt ziehen
und achtlos über die
Schulter wieder
wegwerfen würden. Die

alten Fotoalben durchstöbern. Die Tagebücher mit nach Hause nehmen und mit roten Ohren darin herumschnüffeln. Sich über den unglaublichen Saustall lustig machen, der im Laufe von ein paar Jahrzehnten bei dem kontaktgestörten Künstler und seinen beiden Töchtern entstanden war.

Doch was im Hause Staal
so alles vor sich gegangen
war, ging niemanden
etwas an.

Wirklich niemanden.

Also hatte sie
schließlich nicht Sil auf
seinem Handy angerufen,
sondern eine Nummer aus
den Gelben Seiten. Und
einen Abfallcontainer
bestellt.

Morgen früh würde er
im Garten hinter dem
Haus aufgestellt, und
dann würde sie mit dem
Aufräumen anfangen.
Und vor allem mit dem
Aussortieren und
Wegwerfen. Um den
Kopf frei zu bekommen.
Eine Ablenkung, um nicht
nachdenken zu müssen.
Nicht an Sil denken zu
müssen. An den Tod ihres

Vaters. Oder an ihre
Mutter. Letzteres war
noch am
unwahrscheinlichsten.

Ihr graute jetzt schon
davor.

20

»Das kannst du nicht machen, Mann!« Svens Stimme überschlug sich fast und schallte durch das kahle Badezimmer.

Vor ihnen auf den weißen Fliesen lag, in einer unnatürlichen Körperhaltung, der blonde junge Mann. Die

Hände auf den Rücken gebunden. Schweißperlen im Gesicht. Das Klebeband hatte Maier ihm bereits vor einer halben Stunde unsanft vom Mund gerissen, aber er hatte dennoch so gut wie nichts gesagt. Schien vor Angst unter Schock zu stehen. Das Einzige, was man ihm mit viel Mühe hatte entlocken

können, war sein Name, Thierry. Darüber hinaus hatte er nur verstört vor sich hin gestarrt. Sich abgekapselt.

Maier war selbst auch schon in einer solchen Situation gewesen. Und genau wie der Jungspund hier hatte er mit keiner Wimper gezuckt. Aber eines war sicher: Wenn dieser Thierry etwas

wusste – und davon war er überzeugt –, dann würde er schon noch reden.

Maier setzte sich seitlich auf den Klodeckel und nahm eine Camel aus der Packung. Steckte sie an und inhalierte tief. »Wenn er nichts weiß«, sagte er, während er demonstrativ den

Dämpfer auf die Glock drehte, »dann ist er auch nichts wert. Sag ihm das.«

Svens Blick wanderte von dem jungen Mann zu Maier und wieder zurück. »Willst du ihn ermorden, oder was? Mein Gott! Vielleicht wollte er da einbrechen oder so. Vielleicht hat er mit der ganzen Sache gar nichts

zu tun. Sil, du knallst ihn jetzt doch wohl nicht ab, oder? Sag mir bitte, dass das ein Witz ist!«

»Er war heute Nachmittag dabei«, sagte Maier um einiges ruhiger, als ihm zumute war. »Der weiß genau Bescheid. Wenn er uns erklärt, wo wir hinmüssen, bleibt er am Leben. Wenn nicht, ist es hier und jetzt

vorbei. Dann vertun wir bloß unsere Zeit.«

Sven zitterte und hatte vor Aufregung schweißnasse Hände. »Ich kann das nicht, Sil, ich ...«

Maier explodierte fast. »Willst du deinen Sohn zurück oder nicht? Wenn der Typ nicht bald mit irgendwas rausrückt,

siehst du ihn vielleicht
nie wieder! Der Hund
kann dir verdammt noch
mal erzählen, wo sie ihn
festhalten, aber er kriegt
sein Scheißmaul nicht
auf! Kannst du dir das
vielleicht mal
klarmachen? Sag's ihm,
los!«

Sven wollte etwas
entgegnen, überlegte es
sich aber anders. Er

drehte sich um und ging vor dem Gefangenen in die Hocke. »Mein Freund will dich umbringen«, sagte er auf Französisch.

Der Junge reagierte, indem er sich noch weiter in die Ecke zu drücken versuchte. Als könnte er durch die Wand hindurchkriechen, wenn er sich nur anstrengte.

»Du hast nur dann eine

Chance, wenn du uns erzählst, wo deine Freunde meinen Sohn festhalten. Sonst kann ich nichts für dich tun, rien, aber wenn du redest, versuche ich dir zu helfen, okay?«

Keine Reaktion. Wie taubstumm hielt der Junge starr den Blick auf einen Punkt am Boden

gerichtet.

Panisch schaute Sven zu Maier hinüber, der noch einmal an seiner Zigarette zog, die Glock lässig in der Rechten, den Ellbogen aufs Knie gestützt. Sein Gesicht verriet keine Gefühlsregung.

Es entstand eine unbehagliche Stille, unterbrochen nur vom

schnellen Atmen des
Jungen. In dem kleinen
Badezimmer war es heiß
und schwül. Die
Ausdünstungen ihrer
schwitzenden Körper
beschlugen als
Kondenswasser die
Kacheln an der Wand und
den Spiegel überm
Waschbecken.

Maier musterte Sven
wortlos. Dieser drehte

sich zu ihm um wie zu einem geradewegs aus der Hölle hervorkriechenden Monstrum. Heute Nachmittag, als er von dem alten Fabrikgelände aus mit eigenen Augen Thomas gesehen hatte, war er noch selbst das Monstrum gewesen, blutrünstig bis dort hinaus. Ein ganzes Heer

von Feinden hätte der
Tierarzt mit bloßen
Händen ermordet, um
seinen Sohn
zurückzubekommen, oder
hätte zumindest den
fanatischen Versuch dazu
unternommen. Aber jetzt,
da der Feind ein
menschliches, allzu
menschliches Gesicht
hatte, in Todesangst auf
dem Boden des

Badezimmers lag und schwer atmete, war von dieser Mordlust nicht mehr viel übrig.

Nicht dass es Maier gewundert hätte. Er hatte mal ein autobiographisches Buch von einem Soldaten gelesen, der auf dem Schlachtfeld einen verletzten nach seiner Mutter schreienden Feind

in den Armen gehalten
und getröstet hatte, bis
der andere seinen
Verwundungen erlegen
war. Noch die größten,
härtesten Kerle, die
einiges mitgemacht
hatten – und zu der Sorte
gehörte Sven ganz sicher
nicht –, wurden plötzlich
von Mitgefühl
überwältigt. Insofern

kamen Svens Empathie für den blondhaarigen jungen Kerl und die Abscheu vor Maiers gefühlskalter Haltung nicht ganz überraschend. Sie mochten es zwar mit einem gestörten Scheißkerl zu tun haben, der Kinder entführte oder jedenfalls an ihrer Entführung beteiligt war – aber er war ein Mensch.

Letztendlich waren sie das alle. Was immer sie auch auf dem Kerbholz hatten.

Aber für Empathie war es weder die richtige Zeit noch der richtige Ort. Irgendjemand musste bei der Sache bleiben.

Maier riss sich zusammen und zwang sich, alle Gefühle auszuschalten. Alle

Gefühle außer Wut,
Aggression und Hass. Die
er nun ganz auf
denjenigen richtete, der
da wie ein Zenbuddhist in
Trance auf die weißen
Bodenfliesen starrte.

Es gelang ihm.

»So dauert das noch
Stunden. Wenn nicht
Tage«, sagte er zu Sven
und warf seinen

Zigarettenstummel

achtlos in das
Waschbecken.

Mit wildem Blick sah
Sven ihn an. Sein Gesicht
ein einziges
Fragezeichen.

»Sag dem
Scheißfranzosen, ich
bin's leid«, sagte Maier.
Er stand auf und ging ins
Wohnzimmer. »Ich hab
die Schnauze voll von

ihm.«

Keine zwanzig Sekunden später kehrte er ins Bad zurück, begleitet von einem ohrenbetäubenden Lärm aus dem Fernseher im Wohnzimmer. Ein Livekonzert von Phil Collins. Maier hatte den Ton voll aufgedreht. *Something happened on the way to heaven.*

Der Typ saß immer noch in derselben Haltung da.

Maier ignorierte die Panik in Svens Blick. Zielte mit der Glock schräg nach unten und drückte ohne Zögern ab. Der gedämpfte Knall ging im Geschmetter der Trompeten, das nachfolgende Geschrei im

Gejauchze des
Konzertpublikums unter.
Blut floss in dünnen
Strömen über die weißen
Fliesen und fand seinen
Weg durch die flachen
Fugen. Der junge Kerl
zuckte unkontrolliert mit
dem Bein.

»Du hast ihm in den
Fuß geschossen!«, schrie
Sven.

Maier hörte ihn kaum.

Der Adrenalinschub hatte ihn einen Augenblick lang erstarren lassen. Jetzt aber stürzte er sich auf sein Opfer, packte den Mann am Unterkiefer und drückte ihm die Waffe in den Mund. Dass Sven ihn von hinten umklammert hatte und »Nicht, nicht!« schrie, nahm er kaum wahr.

»Letzte Gelegenheit!«,

überbrüllte Maier die Musik. »Sag es ihm, Sven! Wenn er das Maul nicht aufmacht, knall ich ihn ab!«

Sven schrie dem Franzosen etwas Unverständliches zu.

Nach ein paar Sekunden, die eine Ewigkeit zu dauern schienen, nickte der kurz,

fast unmerklich mit dem Kopf. Maier zog die Pistole aus dem Mund und trat einen Schritt zurück.

Der Junge hustete und zuckte mit dem Bein. Seine blonden Locken waren verklebt. Der Schweiß lief ihm in dünnen Strömen über Stirn und Wangenknochen.

»St. Maure«, sagte er heiser. »Il est à St. Maure.«

Sven beugte sich zu ihm und stellte eine Frage nach der anderen. Die Antworten kamen prompt, jedenfalls schien es Maier so.

Die Musik dröhnte in seinen Ohren. *How many times can I say I'm sorry* sang ein Frauenchor

voller Hingabe.

Sven wandte sich wieder Maier zu. »Ein Bauernhof, kurz vor St. Maure«, sagte er, »unterhalb von Tours. Er liegt an der Straße nach Bordeaux, zwei oder drei Stunden Fahrt von hier. Er kann uns den Weg zeigen.«

Maier verstand ihn

kaum. »Hol die Karte«, sagte er knapp.

Geistesabwesend starrte Sven ihn an.

»Die Frankreich-Karte und was zum Mitschreiben! ... Und stell diesen beschissenen Lärm ab.«

Sven verschwand im Wohnzimmer. Die Musik verstummte. Kurz darauf kam er mit einer

Straßenkarte von
Frankreich zurück.

Maier breitete sie im
Bad auf dem Boden aus.
Fuhr von Paris aus mit
dem Finger über das
Papier und fand
schließlich einen Ort
namens Tours. »Hier
irgendwo?«

»Ja, noch etwas weiter
unten. Ich ... ich kenn
mich da unten ein

bisschen aus«, sagte
Sven.

»Zufällig das 37ste
Departement?«

»Ja.«

»Schreib die Adresse
auf und alles, was er sonst
noch weiß. Dann fahren
wir gleich los.«

»Und ... und ... «,
stotterte Sven und schaute
den jungen Kerl an, der

offensichtlich Schmerzen hatte, »... was machen wir mit ihm?«

»Der kommt mit. Sicherheitshalber.

Verbinde ihm den Fuß. Ich will nicht, dass er verblutet ist, wenn ich noch irgendwelche Fragen habe.«

Als wäre der Teufel hinter ihm her, stürzte Sven erneut aus dem

Raum. Kam mit einem kleinen Kofferchen zurück und kniete sich neben den Verwundeten. Als er ihm den blutigen Schuh ausziehen wollte, schrie er wieder vor Schmerzen auf.

»Sag ihm, er soll sein Maul halten«, sagte Maier und zog sich ins Wohnzimmer zurück.

Während er seine

Schuhe, die Biwakmütze,
den Laptop und ein paar
andere Sachen
zusammensuchte, drang
ein gedämpftes Stöhnen
aus dem Bad. Sicher gab
Sven ihm Morphium. In
diesem Köfferchen
schleppte er eine halbe
Apotheke mit. Weil
Maier darum gebeten
hatte, hatte er sogar einen

Infusionsbeutel mit
Glukose-Wasser dabei.
Man konnte nie wissen.

Erst nachdem er alles
zusammengesucht hatte,
setzte Maier sich kurz
aufs Bett und stützte das
Gesicht in die Hände. Aus
dem Bad drang ein
Übelkeit erregender,
süßlicher Blutgeruch zu
ihm, vermischt mit einem
stechenden Kräuterduft.

Bestimmt lag es daran,
dass sich ihm fast der
Magen umdrehte. Am
Geruch. Der drückenden
Hitze. Am Smog. Dem
Schlafmangel. Der
stickigen Wohnung. Aber
er wusste, dass das
Unsinn war.

Lange hatte er sich
nicht mehr so dreckig
gefühl.

Er ging zum Fenster

und öffnete es. Eine kühle Morgenbrise strich ihm über das verschwitzte Gesicht. Es war schon beinahe hell. Der Himmel mattrosa. In der Ferne dröhnten die Autos auf dem Périphérique. Das abgelegene Viertel schien allmählich aufzuwachen.

Er atmete tief durch. Erst einmal, dann noch

einmal.

In den vergangenen Jahren war er mehrmals Menschen begegnet, die mit großem Vergnügen anderen Leuten Informationen zu entreißen versuchten, die richtiggehend auflebten, wenn sie ihr Opfer schreien und leiden sahen. Kranke Idioten.

Er hatte dem Jungen

nicht wehtun wollen.

Es machte keinen Spaß, einem gefesselten, wehrlosen Typen von knapp zwanzig Jahren so viel Angst einzujagen, dass der einknickte und seine Kumpel verriet. Nein, besonders stolz auf sich selbst war Maier nicht. Und dass dieses ganze Schauspiel, diese One-Man-Show, ihm so

viel leichter von der Hand
gegangen war, als er sich
selbst zugetraut hätte,
beunruhigte ihn. Wie war
noch mal der Spruch von
Nicholas Cage in diesem
dick aufgetragenen,
konsequent
unterbelichteten Film?
Irgendwie so: »If you
want to change the devil,
the devil changes you.«

Wieder hörte er
Gewinsel aus dem
Badezimmer, gefolgt von
Svens beruhigenden
Worten.

Der Gedanke, der sich
ihm jetzt aufdrängte,
bewirkte nicht, dass es
ihm besser ging. Im
Gegenteil: Wenn er sich
vorstellte, was noch auf
ihn zukam, wenn sie erst
den kleinen Thomas

diesen Typen entrissen hätten, fühlte er sich eher noch elender.

Offene Fragen waren lebensgefährlich. Als trüge man Sprengstoff am Körper und ließe die lange Lunte, die man hinter sich herschleifte, einfach weiterbrennen. So lang die Lunte auch sein mochte und so schnell

man auch rannte, im
Zickzack und mit
Sprüngen, irgendwann
kam doch unwiderruflich
der Augenblick, da das
letzte Ende durchbrannte
und man die tödliche
Rechnung der eigenen
Nachlässigkeit präsentiert
bekam.

Brennende Luntten
gehörten ausgetreten,
auch wenn sie nur vor

sich hin schmorten.

Spuren gehörten
verwischt.

Er beschloss, sich
darauf zu konzentrieren.
Nicht zu weit
vorausdenken.

First things first.

Er warf einen Blick auf
seine Seiko. Es war
Viertel vor sechs am
Morgen. Den Hof, von
dem Thierry gesprochen

hatte, konnten sie noch vor neun Uhr erreichen. Aber erst musste hier aufgeräumt werden.

Wenn Sven fertig war, würde er das Bad wischen. Alles so gut wie möglich sauber machen. In einer der Bodenfliesen befand sich jetzt wohl ein Einschussloch.

Darum konnte er sich

später kümmern.

Er ging in die Küche,
um nach Chlorreiniger
und einem Aufwischtuch
zu suchen. Die
Magenschmerzen
versuchte er zu
ignorieren.

21

Sie waren gut
zweieinhalb Stunden
gefahren, im frühen
Morgenlicht, durch eine
hügelige Landschaft mit
wogenden Kornfeldern.
Dazwischen Laubwälder
und weite Ebenen
verblühter
Sonnenblumen, die ihre

welken Köpfe hängen
ließen.

Maier sah nichts als
dunkelgrüne und
beigefarbene Flächen,
über denen eine
bedrohlich graue
Wolkendecke hing.

Thierry lag mit
Kabelbindern gefesselt
und zusammengerollt im
Kofferraum seines
eigenen Mercedes und

durchlebte vermutlich die
furchterregendste und
unbequemste Autofahrt
seines bedenkenwert
kurzen Lebens.

Vor einer halben
Stunde hatte Maier
angehalten und den
Kofferraum geöffnet.
Einerseits weil er nicht
sicher war, ob Thierry
genug Luft bekam.
Andererseits um noch ein

paar Informationen aus ihm herauszuholen.

Schweißnass und mit einem fachmännisch verbundenen Fuß, auf den jeder Labrador Retriever stolz gewesen wäre, hatte er Sven in verstottertem Französisch noch einmal genau erklärt, wo sie hinmussten. Was sie dort möglicherweise

erwartete, wie die Sicherheitsvorrichtungen aussahen – angeblich gab es keine – und wie eventuell anwesende Personen bewaffnet waren. Dann hatten sie den Kofferraum wieder zugesperrt und waren weitergefahren.

Maier schaute in den Rückspiegel. Sven folgte ihnen mit dem schwarzen

Laguna in knapp dreißig Metern Abstand.

Ziel ihrer Reise war das Dorf Sainte-Maure de Touraine, ein in hügeliger Umgebung gelegenes Viertausend-Seelen-Nest. Gerade war Maier an dem rot umrandeten Ortsschild vorbeigefahren. Das Dorf, das aus eng aneinandergebauten Häusern mit verputzten

Fassaden und hölzernen
Fensterläden mit
Lamellen bestand, wurde
in fast gerader Linie von
der Straße durchschnitten.
Es gab ein kleines
Restaurant und ein
Dorfhôtel, und ein großes
Schild verwies auf den
wenige hundert Meter
von der Zufahrtsstraße
entfernten

INTERMARCHÉ-

Supermarkt. Zu dieser frühen Stunde waren nur wenige Menschen auf den Beinen.

Im nächsten Augenblick fuhr Maier schon wieder aus dem Dorf heraus. Die von Thierry erwähnte Erkennungsmarke, eine Vogelscheuche, war nicht zu übersehen gewesen:

eine schätzungsweise acht
Meter hohe Puppe aus
Strohballen und -rollen,
zusammengehalten von
schwarzen Plastikplanen
und Seilen. Auf einem
weißen Spanntuch war
mit schwarzer Farbe
irgendein
landwirtschaftliches
Spektakel gegen Ende des
Monats angekündigt. Von
einem Kornfeld zu seiner

Linken aus grinste die einsame Puppe ihn an.

Hier war es also. Gleich musste er links abbiegen. Sie waren nahe dran. Maier spürte, wie seine innere Anspannung wuchs.

Eigentlich war er es gewohnt, solche Aktionen gut vorzubereiten. Fast wie besessen gut

vorzubereiten. Er hatte immer dafür gesorgt, dass er über die Zielpersonen mehr, viel mehr wusste, als streng genommen nötig war. Diesmal wusste er faktisch gar nichts. Bloß das, was Thierry ihm erzählt hatte: dass die Straße bei einem Bauernhof enden würde, wo sich zwei Männer aufhielten, einer etwa

fünfunddreißig, der
andere etwa vierzig Jahre
alt, beide mit
Faustfeuerwaffen. Der
ältere der beiden fuhr
einen Renault 21. Der
andere einen weißen
Kleintransporter, dessen
Marke Thierry nicht
wusste.

Maier spähte in die
Ferne, in der Hoffnung,
einen Blick auf den Hof

zu erhaschen, aber das hügelige Kornfeld versperrte ihm die Sicht. Er bremste und bog links ab. Sven folgte ihm in kurzem Abstand. Die asphaltierte Straße machte eine kleine Kurve und stieg dann leicht an. Auf dem höchsten Punkt wurde sie schmaler, und aus dem Asphalt wurde

abrupt ein hubbeliger
schmäler Weg, der diesen
Namen eigentlich gar
nicht verdient hatte. Es
war eher eine Wagenspur
im hellbraunen Lehm, in
der Mitte ein spärlicher
Streifen dürres gelbes
Gras. Links und rechts
noch mehr verdorrtes
Gras, gedrungene
Sträucher voll schwarzer
Brombeeren und dahinter,

rechts und links,
Stoppelfelder. Hier waren
die Sonnenblumen
allesamt abgeerntet
worden.

Dass es anscheinend
schon so lange trocken
war, kam Maier entgegen.
Auf diesem knallharten
Lehmboden voller Brüche
und Risse würden weder
die Autoreifen noch seine
Schuhsohlen bedeutsame

Spuren hinterlassen.

Ein Stück weiter, auf der rechten Seite des Wegs, lag inmitten der Stoppelfelder ein kleines Waldstück. Kurz bevor er daran vorbeigefahren wäre, lenkte er den Mercedes auf das Feld. Fuhr vorbei an dem Waldstück zu seiner Linken, bis er dahinter

herauskam und das Auto von der Wagenspur aus nicht mehr zu sehen war.

Der alte Mercedes bockte, als Maier damit quer über eine festgetrocknete Fahrrille von dicken Traktorreifen hinwegsetzte. Im

Schritttempo fuhr er ein Stück weiter und fand schließlich eine unter ein paar dicht belaubten

Bäumen gelegene
Einbuchtung. Enorme
Bündel
zusammengebundener
Zweige sowie
Baumstämme mit roten
Markierungen auf den
Sägeflächen lagen auf
dem Boden. Hinter einem
der meterhohen Stapel
von Ästen hielt Maier an,
zog den Zündschlüssel
aus dem Schloss und stieg

aus. Sven folgte seinem Beispiel. Mit einem Gesicht, von dem die Anspannung geradezu abstrahlte, kam er auf ihn zugelaufen.

Stirnrunzelnd schaute Maier auf die Staubwolken, die der Mercedes und der Laguna aufgewirbelt hatten. Hoffentlich fielen die

niemandem auf.

»Was jetzt?«, fragte Sven. Er sah erhitzt aus, und um das zu unterstreichen, wischte er sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

»Ich packe erst meine Sachen. Dann müssen wir uns etwas einfallen lassen, um die Autos vor fremden Blicken zu schützen. «

Sven sah sich um.

»Hier kommt doch niemand her.«

»Das kann man nie wissen.«

Maier holte seinen Rucksack aus dem Kofferraum des Laguna und legte ihn auf die Böschung. Schleifte dann mit beiden Händen ein paar Zweigbündel heran und lehnte sie schräg an

die Autos. Sven tat es ihm gleich. Eine Weile arbeiteten sie schweigend weiter und gingen schließlich an den Rand des Feldes, um das Endergebnis aus einem gewissen Abstand zu betrachten.

Nachdem er die Camouflage der Autos begutachtet hatte, drehte

Sven sich zu der
Hügellandschaft hinter
ihnen um. »Und wenn ein
Bauer vorbeikommt? Ich
finde, es sieht nach zwei
mit Zweigen bedeckten
Autos aus.«

Maier zuckte mit den
Schultern. »Besser
bekommen wir's nicht
hin. Aus größerem
Abstand fällt es nicht auf,
also wird sich schon

niemand bemüßt
fühlen, es sich aus der
Nähe anzuschauen. «

»Was machen wir
jetzt?«

»Wenn unser neuer
Freund recht hat, kann der
Hof nicht weit weg sein.
Bleibst du hier und passt
auf ihn auf? Dann schau
ich mich mal um.«

»Ich komme mit.«

Maier schüttelte den

Kopf. »Nein, Sven, sorry.
Ich habe keine Ahnung,
wie wachsam die Jungs
sind. Tu mir den
Gefallen, bleib hier.
Mach zwischendurch ab
und zu mal den
Kofferraum auf, damit
der Kerl ein bisschen
frische Luft kriegt, aber
binde ihn nicht los und
fang nicht an, mit ihm

über seine Mutter und arme kleine Kinder und so zu quatschen. Und wenn er zu schreien anfängt, klebst du ihm den Mund mit Isotape zu. Alles klar?«

Sven nickte.

Maier ging zum Waldrand zurück, hob den Rucksack vom Boden und holte eine Rolle Klebeband heraus. Warf

es in hohem Bogen Sven zu, der es ungeschickt auffing.

Dann kehrte er Sven den Rücken zu und verschwand in dem Waldstück. Dort nahm er sich kurz Zeit, um noch ein paar Dinge aus dem Rucksack herauszunehmen. Seine Tarnhose hatte er noch an, was ihm im Wald

zupasskam, sowie einen schwarzen Rollkragenpullover und Turnschuhe.

Im Auto hatte er kurz mit dem Gedanken gespielt, sich als Tourist auszugeben. Wer in kurzer Hose und Hawaiihemd mit einem Fernglas dastand und den Himmel nach fliegenden

Viechern absuchte,
erweckte keinen
Argwohn. In einem
solchen Outfit würde er
weniger auffallen als
jetzt. Lief man hingegen
mit Biwakmütze und
Tarnklamotten durch die
Gegend, war es nicht
angesagt, Fußgängern
freundlich zuzuwinken,
als wäre alles in bester
Ordnung.

Auf dem Weg nach St. Maure hatte er die Idee eine Weile reifen lassen und schließlich verworfen. Für Verkleidungsaktionen blieb keine Zeit.

Er zog sich die Biwakmütze über den Kopf und die Handschuhe an. Schnallte das Holster um und zog eine dünne Baumwolljacke über.

Holte die Glock heraus
und zog den Schlitten
zurück, sodass die erste
Patrone in die
Munitionskammer
wanderte und die Waffe
scharf war. Steckte sie ins
Holster.

Es befanden sich noch
vierzehn Patronen im
Magazin.
Sicherheitshalber

kalkulierte er auf zwölf.
Wenn das Magazin
mitsamt Patronen
jahrelang herumgelegen
hatte, konnte man sich
auf die Metallfeder, die
bei einem Feuergefecht
die Patronen in rasend
schnellem Tempo
hochdrückte,
möglicherweise nicht
mehr hundertprozentig
verlassen. Sie konnte an

Spannkraft verloren haben, wodurch die letzte Patrone nicht mehr oben ankam, möglicherweise auch die vorletzte nicht. Wenn man davon ausgegangen war, auf jeden Fall vierzehn Schuss zur Verfügung zu haben, konnte das unangenehm werden.

Von der Geschichte dieser Waffe wusste er

überhaupt nichts, und er hatte auch keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern. Also ging er vorsichtshalber davon aus, dass die Magazinfeder eine Menge mitgemacht hatte.

Zwölf Patronen. Wenn das nicht reichte, dann saß er sowieso ziemlich in der Scheiße. Dann

würde es auf ein oder
zwei Schuss mehr auch
nicht ankommen.

Thierrys Messer
verschwand in der
Seidentasche seiner
Tarnhose.

Er machte kehrt und
lief zum Saum des
Waldes vor, auf die
Wagenspur zu. Legte das
letzte Stück auf dem
Boden robbend zurück.

Thierry zufolge gab es weder Sicherheitsmaßnahmen noch Wachen. Aber besonders viel Wert maß er dieser Aussage nicht zu.

Lieber ging er auf Nummer sicher und hielt sich nahe am Boden, damit Sträucher und Gestrüpp ihn verbargen. Es fiel ihm leicht. Er kam

nicht mal außer Atem.
Sorgen aber bereitete ihm
das Geräusch, das die
Fortbewegung seiner
neunzig Kilo
Körpermasse verursachte.
Wegen der anhaltenden
Trockenheit war der
Waldboden mit
abgefallenen Blättern und
knochentrockenen dünnen
Ästen übersät. Er

hinterließ eine Spur der Verwüstung. Es sah aus, als wäre eine Horde von Elefanten durch den Wald getrampelt.

Ein anderes Übel war seine dunkle Kleidung. Im Wald war sie vorteilhaft, aber vor offener Landschaft würden sich Tarnhose, schwarze Biwakmütze und Pullover doch sehr

abheben. Er musste so lange wie möglich im Schutz der Sträucher zu bleiben versuchen.

Eine Weile robbte er in etwa vier Metern Abstand parallel zu der Wagenspur, bis er am anderen Ende des Waldstücks herauskam, wo sich ihm die Sicht auf ein weiteres sanft abschüssiges Feld

eröffnete. Es war
vollkommen verlassen.
Die Bauern hatten hier so
viel Land, dass sie Zäune
oder sonstige
Absperrungen nicht
brauchten. Allerdings gab
es etwa zwei Meter von
der Wagenspur entfernt
einen kochentrockenen
und etwa anderthalb
Meter tiefen Graben.

Er zog sich dorthin und ließ sich hineinsacken. Als er mit einem Plumps unten landete, flogen zwitschernd ein paar Vögel auf.

Gebückt und schnell lief er los. Nach etwa dreißig Metern machte er Halt, setzte sich, nahm die Biwakmütze vom Kopf und verstaute sie in der Seitentasche seiner

Hose. Sein Haar war etwa genauso schwarz wie diese Mütze, aber weil er noch kurz vor ihrem Aufbruch die Haarschneidemaschine eingesetzt hatte, schimmerte jetzt die Haut durch. Als Tarnfarbe war das noch besser.

Direkt vor ihm machte die Wagenspur eine

Kurve nach links. Auf der gegenüberliegenden Seite war der Bewuchs höher und dichter. Sträucher, ein paar Bäume. Noch immer keine Spur von Bebauung. Er kroch vor und zog sich hoch. Spitzte die Ohren, hörte aber nichts außer Vogelstimmen und Verkehrslärm von der Autobahn, etwa drei

Kilometer westlich. Er schaute nach links und nach rechts. Kletterte aus dem Graben, sprintete über die Wagenspur hinweg und verschwand auf der gegenüberliegenden Seite wieder zwischen den Sträuchern. Kroch dann noch ein paar hundert Meter neben dem Weg entlang.

Schließlich konnte er durch das Blätterwerk hindurch ein paar sandfarbene, eckige Konturen wahrnehmen. Langsam und mit nochmals gesteigerter Wachsamkeit kroch er durch die Sträucher vorwärts, sich des Knackens und Knisterns der Zweige und Blätter

voll bewusst.

Ein Gehöft, vom Baustil her anders als die Höfe hier in der Gegend. Verputzte Wände mit dicken Sandsteinblöcken um die Fenster und an den Hausecken. Dunkelgraue Dächer mit Schieferplatten.

Von hier aus konnte er alles gut überblicken. Der größte Teil der beinahe L-

förmig angeordneten Gebäude wurde von einer großen Scheune verdeckt, die der Wagenspur gegenüberlag und den langen Teil des L darstellte.

Sie war keine sechs Meter von ihm entfernt. In der Mitte befand sich eine ursprünglich wohl von großen Toren verdeckte Öffnung.

Er blieb etwa zehn Minuten zwischen den Sträuchern liegen. Ließ die Umgebung auf sich wirken. Nichts als Vogelstimmen, zirpende Grillen und summende Insekten. In der Ferne rauschte der Verkehr über die Autobahn. Der Lärm wurde hier weit über das Land getragen.

Der Hof wirkte menschenleer. Aber das konnte täuschen.

Er sprang auf und lief schnell auf die andere Seite. An die Scheunenwand gedrückt, ging er seitlich weiter zu der Toröffnung. Schaute um die Ecke. Der etwa zwanzig Meter lange und höchstens sechs Meter tiefe Lagerraum war nach

Augenmaß mit einer Schräge an das Wohnhaus angebaut. Der Boden war aus Beton oder sah zumindest danach aus. In etwa fünf Meter Höhe befand sich die Unterseite des Schieferdachs, das auf einer Konstruktion von kreuz und quer angebrachten Leisten und krummen Baumstämmen

auflag. Quer durch die
Wände ragten große
Holzbalken in den Raum
hinein. In der
gegenüberliegenden
Wand war auf genau
derselben Höhe ein
großes Loch. Er nahm an,
dass die Scheune derzeit
als eine Art überdachtes
Zugangstor diene, denn
er hatte keinen Weg
gesehen, der außen

herumgeführt hätte.

Er schlüpfte in das Gebäude hinein. Drückte sich sofort wieder mit dem Rücken an die Wand und ging in die Hocke. Unter den Dachsparren flatterten Tauben auf und flogen durch die Toröffnung der Freiheit entgegen.

Bis auf ein wenig Gerümpel war die

Scheune leer. Maiers
Blick fiel auf einen alten
Kühlschrank, einen
Traktor, auf Holzkisten,
Kanister und ein paar
kaputte Gartenstühle.
Keine sichtbaren
Kameras oder
Bewegungsmelder.

Er spurtete auf die
gegenüberliegende Seite
und drückte sich dort

erneut an die Wand. Jetzt hatte er Sicht auf das Anwesen.

Vor dem Bauernhaus, keine zehn Meter von ihm entfernt, stand ein dunkelgrauer Renault 21.

22

»Mann, was für eine Hütte!« Reno stand mit Susan im Bogen der Auffahrt vor dem Haus und kriegte den Mund nicht mehr zu.

Das zweigeschossige Herrenhaus wirkte fast grotesk in dem an eine Parkanlage erinnernden

Garten mit uralten
Bäumen.

Susan betrachtete ihr
elterliches Haus, als sähe
sie es zum ersten Mal.
Die Treppe vor der
dunkelrot gestrichenen
Holztür, die großen,
hohen Fenster mit
Ornamenten aus Stein.
Alles jämmerlich
verwahrlost. Die
geschwungene Auffahrt

war überwuchert. Die Fenster waren fast blind vor Schmutz, der sich mit den Jahren in immer dickeren Schichten darauf abgelagert hatte. Die Farbe blätterte ab. Die Regenrinne hing schief. Mehrere Dachziegel fehlten.

Das ganze Haus brach allmählich zusammen.

Das entging Reno

völlig.

»Bist du hier
aufgewachsen, San? Wart
ihr dermaßen reich?«

»Hat mein Vater
geerbt«, sagte sie knapp.
»Von seinen Eltern,
meinen Großeltern.«

Sie ging rechts um das
Haus herum, gefolgt von
Reno, der sich voll
Bewunderung umsah.

Auf dem von Unkraut
durchwachsenen Rasen
stand ein gelber,
metallener
Abfallcontainer. Susan
schielte zu dem Atelier
hinüber, rechts im
hinteren Teil des Gartens.
Der hölzerne Bau war
zum Teil von Zaunwinden
überwuchert. Hunderte
von weißen,
kelchförmigen Blumen

verliehen der
dunkelgrünen Scheune
etwas beinahe Idyllisches.

Beinahe.

Das Atelier würde sie
sich ganz zum Schluss
vornehmen.

»Na, dann mal los«,
sagte sie, um sich selbst
Mut zu machen, als sie
die Holzveranda betrat
und die Küchentür

öffnete. Unter ihren
Turnschuhen federte das
Holz leicht.

Die Atmosphäre in der
Küche erinnerte noch am
ehesten an eine Gruft. Es
hatte sich in all den
Jahren wirklich nichts
verändert. Auf einem
Brett über der Spüle
standen
Shampooflaschen,
Bleichmittel und

Bienenwachs, überzogen
von einer dicken
Staubschicht. Alles
wirkte, als stünde das
Haus schon ein Jahrzehnt
lang leer.

Reno sagte kein Wort.
Schaute sich bloß um.

Susanne seufzte. »Lass
uns oben anfangen, dann
arbeiten wir uns nach
unten vor.«

»Okay.«

Durch die Wohnküche
kamen sie in einen
düsteren Flur. An der
hohen Decke ein
Kronleuchter. Auf dem
Boden ein grün geblümter
Läufer. Schulterhohe
Wandvertäfelung. Durch
den schmalen Glaseinsatz
in der Eingangstür fiel
spärliches Licht.
Schweigend stiegen sie

die Treppe hinauf.

In diesem Haus hatte sie mehr Zeit verbracht als irgendwo sonst auf der Welt. Aber es war so lange her, dass sie sich vorkam wie ein Eindringling. Es war nicht ihr Haus, sondern das ihres Vaters. Dessen Körper würde morgen früh für immer verschwinden, in einem

auf achthundert Grad Celsius vorgeheizten Ofen des örtlichen Krematoriums.

»Nett hier«, flüsterte Reno.

»Ja, gemütlich, nicht wahr?«

An der Wand neben der Treppe hingen gestickte Wandbilder im Laura-Ashley-Stil: Kinder auf einem Schaukelpferd, ein

Mädchen mit
Ringellöckchen auf einer
Schaukel. Diese
Stickereien gehörten zu
den wenigen Dingen, die
noch von ihrer Mutter
stammten. Nach Jeannys
Verschwinden hatte
Geran Staal alles
weggeworfen, was an sie
erinnerte. Susans Mutter
hatte diese Bilder selbst

in Handarbeit angefertigt.
Wahrscheinlich hatte ihr
Vater sie übersehen.

Wie er so vieles
übersehen hatte.

Oben war es noch
dunkler als unten. Der
Flur hatte keine Fenster.
Das obere Stockwerk lag
auf Holzbalken auf,
sodass beim Gehen auch
hier der Boden unter
ihren Füßen federte. Sie

tastete die Wand nach dem Lichtschalter ab. Er funktionierte nicht.

Sie öffnete eine der Türen und trat ein. Die Decke des Schlafzimmers ihrer Eltern war fast dreieinhalb Meter hoch, und das Sonnenlicht wurde durch alte braunscheckige Gardinen gefiltert.

Wie lange war sie hier

nicht mehr gewesen? Seit Jahren.

Leere und Vergänglichkeit waren allgegenwärtig in diesem Haus. Wie hatte ihr Vater es hier um Himmels willen ausgehalten? Wie unglaublich bitter musste es gewesen sein, allmorgendlich in einem Haus aufzuwachen, das so

voller Erinnerungen war?
In dem die Abwesenheit
derer, die es einst mit
Leben gefüllt hatten, noch
viel schmerzhafter sein
musste, als sie sich
überhaupt vorstellen
konnte?

Sie bekam fast
Schuldgefühle, weil sie
den Besuch bei ihrem
Vater immer wieder
hinausgezögert hatte. Ihn

so gut wie nie angerufen hatte. Ihn all die Zeit in seinem eigenen Saft hatte schmoren lassen. Ihn mehr oder weniger behandelt hatte, als wäre er schon tot.

Er war aber selbst schuld, Susan, schoss es ihr durch den Kopf. Er hat alle anderen davongejagt. Quäl dich nicht so.

Sie räumte die

Schränke aus, und auf dem Bett stapelten sich nach und nach immer mehr Kleidungsstücke. Das ganze Haus sollte so schnell wie möglich leer werden. Reno riss einen Müllsack von der Rolle, die er mit nach oben genommen hatte, und fing an, die Klamotten hineinzustopfen.

Schweigend arbeiteten sie sich von einem Zimmer ins nächste vor. Reno lief mehrmals nach unten und warf die Säcke in den Flur, der sich allmählich füllte. Was wirklich nichts mehr wert war, landete im Abfallcontainer. Alte Kleiderbügel, dreißig Jahre alte Rasierseife, ein geborstener Spiegel,

psychedelisch gemusterte Tagesdecken. Es nahm kein Ende mit all dem Krempel, der zehn Jahre lang einen festen Ort und Zweck gehabt hatte, und der jetzt im Container verschwand.

In einem der Erdgeschossräume befand sich ein Bücherregal mit lauter alten Büchern.

Reno streifte mit den Fingerspitzen über ihre Rücken. »Puh, eine ganze Menge Lesestoff.«

Susan reagierte nicht.

»Schau doch mal, das ist ja eine richtige Bibliothek.«

»Die sind ... waren von meinem Vater«, sagte sie.

»Was machst du damit?«

»Wegwerfen.«

»Ist das nicht schade drum?«

»Außer ihm hat da nie jemand reingeschaut. Ich wüsste nicht, was ich damit anfangen sollte.«

Reno nahm einen dicken Wälzer aus dem Regal und klopfte den Staub ab. »Hier, von Karl May, ist das nicht der mit den Cowboybüchern?«

»Das ist Karl Marx.«

Sie zog einen leeren
Bananenkarton zu sich
heran und fing an, die
Bücher hineinzustapeln.
»Marx, der Vater des
Kommunismus.«

»Oh. War dein Vater
Kommunist?«

»Mit Leib und Seele.«

Gegen elf klopfte es an
der Haustür. Susan eilte
nach unten. Die Tür

klemmte, sie musste ziemlich daran zerren. In der Auffahrt stand ein apfelgrüner Möbeltransporter, und vor ihr auf den Treppenstufen warteten zwei Männer mittleren Alters, deren T-Shirts mit der Aufschrift ZWEITE CHANCE dieselbe Farbe hatten wie der kleine Frachtwagen.

Zu viert schleppten sie erst die Kleidersäcke nach draußen, dann die Betten, die auseinandergenommenen Kleiderschränke, die Nachttischchen, die Lampen, die Sitzgruppe. Die Möbelstücke verschwanden eines nach dem anderen in dem geräumigen Frachtwagen, wo sie fachmännisch mit

Schnüren und
Spannseilen fixiert und
mit Decken vor
Stoßbeschädigungen
geschützt wurden. Die
Männer piffen fröhlich
und ausgelassen vor sich
hin, machten Witze. Je
mehr Betriebsamkeit sich
ausbreitete, desto mehr
schien die Traurigkeit zu
verfliegen, die auf dem

Haus lastete. Natürlich, dachte Susan, war das Haus über Jahre hinweg von den Menschen, die darin gelebt hatten, geprägt worden. Wenn es jetzt jemand in Schuss brächte, wenn Leben hier einziehen würde, Kinder da wären oder Freunde, dann könnte es ein wunderbarer Ort werden, den man gerne aufsuchte.

Ein Zuhause. Wie es eines gewesen war, vor langer Zeit, ehe ihre Mutter verschwunden war.

Aber so würde es nie mehr werden.

Das obere Stockwerk war mittlerweile leer geräumt. Die Männer nahmen noch einen Sessel und ein paar Klamotten aus dem Wohnzimmer

mit. Sie versprachen, im Laufe des Tages den Rest zu holen.

Susan zog die Haustür zu. Sie war müde. Es war sehr warm, mindestens fünfundzwanzig Grad. Reno saß mit einer Dose Bier im Schatten der Veranda hinter dem Haus. Seine Springerstiefel standen vor ihm im hohen

Gras, und mit seinen knöchrigen Fingern drehte er sich gerade eine Zigarette.

Susan setzte sich mit einer Flasche Cola zu ihm.

Sie wusste, dass Reno praktische Tätigkeiten aller Art immer extrem anstrengend fand. Er war ein Gefühlsmensch. Er konnte stundenlang

dasitzen und vor sich hin
träumen, auf seiner
Klumpfe zupfen,
komponieren. Die Ärmel
hochzukrempeln, lag ihm
weniger. Umso mehr
wusste sie es zu schätzen,
dass er mitgekommen
war. Außerdem
betrachtete er das Haus
mit ganz anderen Augen.
Teilte ihre Geschichte
nicht. Das half ihr dabei,

nicht von Gefühlen
überwältigt zu werden.

»Ist ja alles nicht so
wild«, sagte sie, den
Blick auf den Garten
gerichtet. »Heute Abend
wird es schon ein ganzes
Stück leerer sein.«

Reno brummte etwas
vor sich hin. Ließ die
Bierdose zwischen den
Fingerspitzen baumeln.

Die selbstgedrehte
Zigarette verströmte
einen schweren, süßlichen
Duft. »War das hier schon
immer so, San?«

»Nein, nicht immer.
Man kann es sich jetzt
kaum vorstellen, aber als
meine Mutter noch lebte,
war das Haus immer
voller Leute. Der Himmel
weiß, wo die alle
herkamen, wo meine

Eltern sie aufgabelten.
Und mein Vater hatte
zwei gute Freunde, die
praktisch Tag und Nacht
hier herumhingen.«

»Siehst du die noch
gelegentlich?«

Sie nahm einen
Schluck von ihrer Cola.
»Nach dem Verschwinden
meiner Mutter war das
soziale Leben hier mehr
oder weniger vorbei.«

»Hast du dich mal gefragt, was mit ihr passiert ist?«, fragte Reno vorsichtig.

Nachdenklich schaute sie auf die Rasenfläche. »Ja, oft.« Wieder musste sie an die Worte ihres Vaters denken. Dass es ihm leidtue. War das nur das wirre Gerede eines Sterbenden gewesen, der

Traum und Wirklichkeit
nicht mehr
auseinanderhalten
konnte? Oder ein letzter
Versuch der Buße? »Aber
ich werde es
wahrscheinlich nie
erfahren«, fuhr sie fort.
»Also wäre es eher
masochistisch, wenn ich
es trotzdem
herauszufinden versuchen
würde. Glaube ich.«

»Meinst du wirklich?«

Susan hatte ihn nicht gehört. Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit ab. »Vor allem im Sommer war es hier schön. Wir hatten sogar ein Schwimmbad.«

Reno sah sie an.
»Echt?«

Sie deutete mit einem Nicken in Richtung des Containers. »Dahinter.

Ein altes Schwimmbad mit grünen Fliesen und alten Statuen. Die sind jetzt bestimmt total überwuchert. Oder verschwunden. Jedenfalls sind sie nicht mehr zu sehen.«

Reno stand auf. »Mal schauen.«

Sie erhob sich ebenfalls und ging von

der Veranda, hinter ihm her. Im Wettstreit von Unkraut und Rasen hatten die Brennnesseln die Oberhand gewonnen. Vorsichtig wich Susan ihnen aus.

Das Schwimmbad war etwa acht Meter lang und halb so breit. Viel war von ihm nicht übrig. Im Becken stand mehrere Zentimeter hoch das

Regenwasser, grün vor Algen, sodass man nicht auf den Grund sehen konnte.

»Hier sind wir früher immer geschwommen«, sagte sie leise. »Im öffentlichen Schwimmbad waren wir nie.«

»Das war bestimmt lustig«, sagte Reno mit einem gutmütigen

Lächeln.

»Ja, allerdings.«

»Ist das das Atelier von deinem Vater?« Er zeigte auf die grüne Scheune.

»Ja.«

»Darf ich mal schauen?«

»Tu dir keinen Zwang an.«

Susan blickte Reno nach, wie er mit seinen

langen Beinen durch das Unkraut stiefelte und in Richtung Scheune verschwand. Sie steckte die Hände in die Hosentaschen und ging ziellos ein paar Schritte durch den Garten. Drehte sich dann um und schaute zum Haus. Dass es schon bald nicht mehr dort stehen würde, konnte sie sich kaum vorstellen. Sie

hätte ihre Kamera mitnehmen sollen. Ein paar letzte Fotos von dem Haus machen.

Vielleicht morgen.

»San! Schau dir das an!«

Sie sah auf und ging zur Scheune hinüber. Plötzlich sackte ihr Fuß ein, weil das Erdreich an der Stelle weich und locker war. Sie

strauchelte und fiel auf die Knie. Richtete sich wieder auf und klopfte sich den Sand von der Hose. Drehte sich um und stellte fest, dass sie einen tiefen Fußabdruck im Boden hinterlassen hatte. Trat einen Schritt zurück und sah genauer hin. Sonderbar. Der ganze Garten war zugewuchert.

Überall wuchs Unkraut,
und wo wenig Sonne
hinkam, war der Boden
hart und von
Schlingpflanzen und
Moos überzogen. Nur hier
nicht.

Sie kniete sich hin und
fing an, den losen Boden
zu durchwühlen. Die Erde
war feucht und blieb an
ihren Händen hängen. Sie
stieß auf Pflanzentriebe,

fahl und dünn, sowie auf
hölzerne Wurzelstöcke
mit faserigen Enden. An
den Rändern des
umgewühlten Bodens
fanden sich umgeknickte
Brennnesseln und Blätter.

»Alles in Ordnung?«

Die Stimme in ihrem
Rücken hörte sie kaum.
Sie starrte auf das Stück
Boden vor ihren Füßen
und versuchte zu

erfassen, was dies zu bedeuten hatte.

»Hier hat wohl kürzlich jemand gebuddelt«, bemerkte Reno.

»Sieht so aus, ja.«

»Aber warum?« Er sah sich um. »Hatte dein Vater einen Hund?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er konnte Hunde nicht ausstehen.«

Susan richtete sich auf.

Insgesamt war das umgewühlte Stück Boden etwa zwei Meter lang und gut einen Meter breit. Ein sonderbarer Umriss. Sie stellte ihren Fuß genau neben den Abdruck von ihrem Adidas-Turnschuh. Wieder sank sie ein. Der Boden war locker und weich.

»Hier hat jemand was

weggeholt.« Sie merkte kaum, dass ihre Stimme zitterte. »Erst kürzlich. Hier war irgendwas eingegraben. «

Wieder kniete sie sich hin. Starrte wie versteinert auf die umgewühlte Erde.

Es tut mir so leid ... sie dürfen es nicht finden.

Die pechschwarzen

Puzzlestücke fügten sich zu einem Ganzen, zu einem Bild, das so grauenhaft war, dass es ihr Denken gänzlich erstarren ließ.

Kalter Schweiß brach ihr aus.

»Susan?« Reno stand hinter ihr. »Was ist los?«

»Ich muss etwas tun«, sagte sie, ohne aufzuschauen.

»Was?«

»Ich will wissen, was hier passiert ist. Ich muss es wissen.«

Renos Blick wanderte von der umgewühlten Erde zu Susan. »Was hier passiert ist ... ?«

Susan biss sich auf die Unterlippe, während sie mit den Fingerspitzen die lockere Erde durchkämmte. »Ich weiß

nicht mehr, was ich denken soll.«

»San, das kann doch alles Mögliche sein. Ein Stück Boden mit lockerer Erde, na und?«

»Das ist ganz frisch, Reno.«

»Vielleicht hat dein Vater hier irgendwelchen Müll eingebuddelt. Oder er wollte ein Beet

anlegen.« Er schaute um sich. »Zugegebenermaßen kein besonders naheliegender Ort dafür.«

»Ich muss mit diesen alten Freunden meines Vaters reden. Seit meine Mutter verschwunden ist, habe ich die nie wieder gesehen. Dabei standen sie hier vorher quasi täglich auf der Matte. Vielleicht ... vielleicht

wissen die mehr.«

Reno schwieg.

»Und ... wenn es nun wahr ist? Wenn meine Mutter damals ...« Sie geriet ins Stocken.

»Wenn er sie weggeholt hat«, fuhr sie flüsternd fort, »wegen der Enteignung? Und dann die Herzbeschwerden bekommen hat, von dem Stress?«

Perplex sah Reno sie an. »Kann sein«, sagte er bloß.

»Ja. Kann sein. Und ich will wissen, ob es wirklich so war.«

»Was waren das denn für Freunde?«

Sie stand auf und klopfte sich erneut den Sand von der Hose.
»Walter Elias und Roger

... Roger irgendwas.«

23

Maier lag höchst
unbequem, mit dem
Oberkörper unter einem
enormen

Brombeerstrauch, am
Rande des Anwesens,
genau gegenüber der
Eingangstür des
Wohnhauses. Es war vier
Minuten nach halb zwölf

Uhr mittags. Gut
anderthalb Stunden war er
damit beschäftigt
gewesen, den gesamten
Gebäudekomplex
auszukundschaften.

Er spähte zwischen den
Zweigen hindurch in den
Himmel. Die bedrohliche
Wolkendecke war nun an
einigen Stellen
aufgerissen, und es sah
danach aus, dass das

Gewitter oder zumindest der Regen, den er erwartet hatte, ausbleiben würde. Die Sonne brannte immer heißer. Selbst im dunklen Schatten unter den Baumwipfeln war die Hitze zu spüren.

Konzentriert schaute er zu dem Haus auf der anderen Seite hinüber und versuchte sich anhand des äußeren Anblicks ein Bild

davon zu machen, wie das
Gebäudeinnere
beschaffen sein musste.
In der Mitte der gelb
verputzten Fassade
befand sich unter einem
dunkelbraun gebeizten
Türbalken eine Tür, die
ehemals weiß gewesen
war, von der die Farbe
abblätterte und
stellenweise blankes Holz

preisgab. Links davon
zwei verwitterte weiße
Sprossenfenster, rechts
nur eines. Alle drei etwa
gleich groß, einen guten
Meter hoch und etwa
siebzig Zentimeter breit.
Er vermutete, dass sich
die Küche an der linken
Seite befand und das
Wohnzimmer rechts. Die
Dachgaube rechts über
der Eingangstür ließ

darauf schließen, dass sich über dem Erdgeschoss ein weiteres Stockwerk befand, aber sonderlich viele Zimmer konnte es insgesamt trotzdem nicht geben. In der Breite maß das Gebäude kaum fünf Meter, sodass ihm eine ellenlange Suche nach Thomas erspart bliebe.

Vorausgesetzt, Thomas

befand sich tatsächlich in diesem Haus.

In den zwanzig Minuten, die er hier schon lag und für ganze Schwärme um seinen Kopf schwirrender Mücken ein gefundenes Fressen darstellte, hatte er eine Art von Plan geschmiedet. Es würde ihm wahrscheinlich nicht

erspart bleiben, das Haus zu betreten.

Aber er würde nicht alleine gehen.

Ein zusätzliches Augenpaar, zusätzliche Feuerkraft waren hochwillkommen. Denn wie er es auch drehen und wenden mochte, er sah keine Möglichkeit, ungesehen oder gar geräuschlos

hineinzugelangen. Rund
um das Haus lag
scharfkantiger Kies, der
bei jedem Schritt
knirschte. Der Weg übers
Scheunendach würde
genauso viel Lärm
machen — die
Schieferplatten waren
dort oben mit dünnen,
kleinen Nägeln befestigt,
und besonders viel
Vertrauen in die

nachlässig und chaotisch
wirkende

Dachkonstruktion dieser
Scheune hatte er nicht.
Sich heimlich
hineinzuschleichen, fiel
also aus.

Sie mussten auf den
Überraschungseffekt
setzen.

Wenn Sven seine
Pistole hier genauso

schnell ziehen konnte wie
gestern in Paris – und vor
allem bereit wäre, sie
auch einzusetzen –, dann
sollte er das ruhig tun.
Ein Problem stellte
allerdings seine
Nervosität dar. Nichts
war gefährlicher als ein
untrainierter und äußerst
angespannter Typ mit
dem Finger am Abzug,
zumal in einer

Umgebung, wo jederzeit
wehrlose Unbeteiligte
auftauchen konnten.
Selbst geschulte
Polizisten neigten in
solchen
Extremsituationen
bisweilen dazu,
reflexartig auf alles zu
schießen, was sich
bewegte. Es war nicht
einmal ein rein
theoretischer Gedanke,

dass Sven am Ende seinen
eigenen Sohn abknallte,
weil seine Nerven bis
zum Zerreißen
angespannt waren.

Er würde die Sache
gleich noch mit Sven
besprechen. Ihm
einschärfen, dass es
darauf ankam, erst
nachzudenken, bevor man
handelte. Vielleicht

konnte er ihn dazu bringen, den Finger auf den Abzugsbügel zu legen, statt direkt an den Abzug selbst, wenn sie in das Haus einfielen. Um seine

Reaktionsgeschwindigkeit ein bisschen zu drosseln.

Maier behielt das Haus, das teils im Schatten eines großen Walnussbaums auf der

linken Seite verborgen lag, unablässig im Blick. Der Renault hatte sich nicht vom Fleck bewegt. Nicht der kleinste Laut war nach draußen gedrungen. Kein Radio, keine Stimmen. An den Fenstern keinerlei Bewegung. Nichts.

Allmählich fragte er sich schon, ob da drinnen überhaupt jemand war.

Ob die Vögel nicht längst
ausgeflogen waren. Ob
die Typen einfach das
Auto hier hatten stehen
lassen. Aber das würde
man noch früh genug
herausfinden.

Es wurde Zeit,
zurückzugehen und Sven
ins Schlepptau zu
nehmen.

Auf Ellbogen und

Zehen gestützt, arbeitete er sich rückwärts aus dem Brombeerstrauch heraus. Die langen Zweige mit ihren scharfen Dornen waren nicht schlimm gewesen, solange er reglos dagelegen hatte, aber nun, wo er weg wollte, schienen sie plötzlich sehr an ihm zu hängen. Die Dornen verhakten sich in seiner

Kleidung. Zerschrammten
ihm Gesicht und Hände.
Kaum hatte er einzelne
entfernt, hatten sich
schon wieder zwanzig
neue festgesetzt. Am
einfachsten wäre es, sich
ruckartig loszureißen,
aber das würde zu viel
Bewegung im Gestrüpp
verursachen. Ein
wackelnder
Brombeerstrauch fiel

jedem, der zufällig gerade
durchs Fenster auf den
Hof schaute, sofort auf.

Den Strauch still
verfluchend, arbeitete er
sich beharrlich nach
hinten heraus. Versuchte,
die tiefen Schrammen,
die die Dornen ihm
zufügten, wo sein Körper
unbedeckt war, möglichst
nicht zu spüren.

Die Haustür ging auf.

Reflexartig drückte er sich flach auf den Boden. Blieb totenstill liegen und hielt die Luft an.

Ein Mann erschien im Türrahmen. Dunkles, zurückgekämmtes, dünnes Haar, leichter Bauchansatz, höchstens eins fünfundsechzig groß, vielleicht sogar ein wenig kleiner. Er schien um die

vierzig zu sein,
womöglich war er aber
auch zehn Jahre älter.
Sicher war nur eins: Dies
war der Mann, der
Thomas von Paris
hierhergebracht hatte. Der
Fahrer des Renault 21. Er
trug noch dieselbe, für
seine kurzen Beine zu
lange graue Hose und ein
weißes Hemd.

Körperhygiene gehörte offenbar nicht zu seinen obersten Prioritäten, oder er hatte kofferweise dasselbe Outfit dabei. Drei zum Preis von zwei, aus dem Monoprix.

Der Mann war nun auf den Hof hinausgegangen und blinzelte ins grelle Sonnenlicht. Gähnte. Kratzte sich ungeniert im Schritt und kam dann mit

langsamen Schritten auf ihn zu.

Ohne den Blick abzuwenden, glitt Maiers Hand langsam zur Glock hinunter, die in dem Holster unter seiner Jacke steckte. Die Dornen zerschrammten ihm die Hände. Er bewegte sich ausgesprochen langsam. War wachsam.

Der Mann blieb mitten

auf dem Hof stehen, auf seinem Kahlkopf glänzte die Sonne. Gelangweilt schaute er sich um und griff dann in seine Tasche. Im selben Augenblick zog Maier die Glock und streckte sie mit beiden Händen vor sich. Gespannt wartete er, was passieren würde.

Der Mann zog ein

Handy heraus.

Er wählte eine Nummer und hielt sich das Ding ans Ohr. Anscheinend nahm schnell jemand ab, denn quasi im selben Augenblick begann er, in schwungvollem, schnellem Französisch draufloszureden, lange Sätze ohne Punkt und Komma, so kam es Maier

vor. Der Mann nickte, schüttelte den Kopf, gestikulierte. Regte sich offenbar über irgendwas auf.

Hatten sie Thierrys Verschwinden bemerkt? Ging es darum, dass Thomas woandershin gebracht werden sollte? Bekam der Kerl gerade den Auftrag, die Sache zu Ende zu bringen?

... oder hatte er das bereits getan?

Der Mann steckte sein Handy wieder ein. Schien ins Haus gehen zu wollen, zögerte aber. Dann drehte er sich um und kam direkt auf das dornige Versteck zu, in dem Maier sich verborgen hielt. Er spürte, wie ihm das Blut in den Adern gefror. Keinen

Meter von ihm entfernt blieb er stehen, am Rand des Hofes, und öffnete den Reißverschluss seiner Hose. Maier stockte der Atem. Er hatte einen Kloß im Hals, wagte aber nicht zu schlucken.

Ein gelber Strahl prasselte neben ihm nieder und lief in winzig kleinen Rinnsalen über den ausgetrockneten

Lehmboden. Von seiner
Liegeposition aus konnte
er lediglich die Füße des
Manns sehen, die in ein
paar altmodischen,
schwarzen Herrenslippen
mit Goldschnalle
steckten, sowie die
schlecht sitzende Hose
beziehungsweise den
umgeschlagenen Saum
der Hosenbeine.

Maier rührte sich nicht.

Hielt ganz still. Wurde gleichsam eins mit dem Boden, auf dem er lag. Seine schwarze Biwakmütze, der Pullover, die Handschuhe und die Tarnhose bedeuteten hier im Schatten glücklicherweise einen Vorteil. Außerdem würden sich die Augen des anderen, nachdem er

gerade noch mitten auf dem Hof im blendenden Sonnenlicht gestanden hatte, erst an die Dunkelheit gewöhnen müssen. Hoffentlich war seine Blase vorher geleert. Maier war zwar gut getarnt, aber der Kerl stand so nahe, dass die kleinste Bewegung ihn verraten würde.

Er versuchte, nach

oben zu schauen, ohne dabei den Kopf zu bewegen. Verdrehte die Augen, so weit er konnte, aber trotz aller Anstrengung ließ sich nicht viel erkennen. Lediglich die Augenmuskeln taten ihm weh, und er bekam stechende Kopfschmerzen.

Der Mann stand

grauenerregend dicht vor ihm. Würde er den Arm nur ein kleines Stückchen weiter ausstrecken, könnte er ihn berühren. Blieb nur zu hoffen, dass der Kerl den Blick in die Ferne gerichtet hielt.

Es waren die längsten Sekunden seines Lebens. Sämtliche Fasern in seinem Körper waren bis

zum Zerreißen gespannt.
Das Adrenalin schoss ihm
durch die Adern. Glatt
und schwer lag die Glock
in seiner Hand. Er
krümmte den Zeigefinger
äußerst langsam um den
Abzug. Er konnte zwar
nicht schießen, bevor er
wusste, ob der andere
allein war, aber das
vertraute, kühle Metall in
der Hand zu spüren,

vermittelte ihm das beruhigende Gefühl, die Situation besser im Griff zu haben.

Quälend langsam verstrichen die Sekunden. Die Welt war plötzlich extrem klein. Direkt vor seinen Augen suchten rote Waldameisen, die sich wie überschwemmt vorkommen mussten, einen sicheren

Unterschlupf. Kreuz und quer krabbelten sie auf dem harten Lehm Boden übereinander her. Liefen über seine Hand und den Lauf der Glock, die auf dem Boden auflag.

Urin tröpfelte nach. Dann wurde der Reißverschluss wieder zugezogen. Der Mann blieb vor dem Gestrüpp

stehen.

Maier spürte, wie seine
Nackenhaare sich
aufrichteten.

Es blieb still.

Das fühlte sich gar
nicht gut an. Da lief
irgendwas ganz schief.

Langsam, extrem
langsam hob er den Kopf.
Holte in kurzen
Atemzügen Luft, so leise
wie möglich. Die Knie

gerieten in sein Blickfeld.
Er hob den Kopf noch
weiter an. Ganz langsam.
Über den Rand der grauen
Hose hing ein
zerknitterter Hemdsaum.

Es war eine plötzliche
Bewegung, die seinen
Instinkt alarmierte.
Blitzschnell rollte er sich
auf die Seite. Ein zwanzig
Zentimeter langes Messer
sauste so knapp an

seinem Gesicht vorbei,
dass er den Luftzug an
der Wange spürte. Er
wollte noch ein Stück
weiterrollen, wurde aber
vom zähen
Brombeergestrüpp
aufgehalten. Er hatte sich
in den dornigen Zweigen
verhakt, steckte fest.
Blitzschnell reagierte er.
Ungedämpft

verursachten die Schüsse einen enormen Lärm, sie mussten bis auf den Marktplatz in St. Maure zu hören sein.

Der Mann sackte in sich zusammen. Kippte dramatisch zur Seite weg und blieb im Brombeerstrauch hängen. Regungslos. In der Mitte seines weißen Hemds breitete sich schnell ein

roter Fleck aus.

Maier befreite sich aus dem Gestrüpp und stürmte auf die Tür zu. Im Flur war es dunkel und kühl. Ein enormer Kontrast zum Hof, wo die Sonne auf dem Kies glitzerte. Flecken tanzten ihm vor den Augen. Er ging in die Hocke, die Glock beidhändig vorgestreckt. Lauschte.

Reglos wie eine Skulptur
verharrte er, an den
Türpfosten gelehnt, und
wartete darauf, dass seine
Augen sich an die
Dunkelheit gewöhnten.

Für den Bruchteil einer
Sekunde, der eine
Ewigkeit zu dauern
schien, sah er plötzlich
ein Bild von Thomas vor
sich, auf dem Schoß

seines Bewachers, der ihm mit der einen Hand den Mund zu und mit der anderen ein Messer an den Hals hielt. Maiers Gegenspieler, der nun auf seine Schritte lauschte. Auf seine Atemzüge.

Eine kalte Hand griff nach seinem Herz.

Wo?

Sein durch die Konzentration geschärftes

Gehör fing keinen Laut auf, der irgendwie bedeutsam schien. Die Flecken vor seinen Augen lösten sich auf. Ihm gegenüber eine Treppe nach oben. Links davon eine offene Tür. Scharf rechts eine geschlossene. Weiter zur Mitte hin, neben der Treppe, führte ein schmaler Flur in die Tiefe und endete

wiederum bei einer Tür. Er sprang auf. Das Herz raste ihm wie wild im Brustkorb.

Er machte einen Schritt auf die linke Tür zu und spähte durch die Öffnung. Es handelte sich um eine Wohnküche, im hinteren Teil des Raums eine Küchenzeile, moosgrün mit Holzgriffen. Darüber

befand sich ein kleines Fenster. Er ging in die Hocke und stieß die Tür ein Stück weiter auf. Die Glock fest im Griff, drehte er sich seitlich, um weniger Angriffsfläche zu bieten.

Bis auf einen Tisch aus Eichenholz mit zwei überfüllten Aschenbechern, ein monströses

Pferdegemälde aus den siebziger Jahren und an der gegenüberliegenden Wand einen enormen Kamin, fast so breit wie das Zimmer lang, war der Raum leer.

Mit der Glock im Anschlag drehte Maier sich um, stürzte zwei Meter durch den Flur auf die gegenüberliegende Tür zu und drückte die

Klinke hinunter.
Versetzte ihr einen Stoß
und duckte sich. Es war
ihm schon fast zur
Gewohnheit geworden,
sich in derartigen
Situationen immer
möglichst nahe am Boden
zu halten. Falls hinter der
Tür jemand mit einer wie
auch immer gearteten
Waffe im Anschlag stand,

ging dieser davon aus, dass der Eindringling aufrecht und nicht kriechend oder robbend in den Raum kam. Die Verwirrung, die er mit diesem Schachzug stiftete, konnte von Vorteil sein.

Knarrend ging die Tür auf. Durch ein Fenster fiel Licht von draußen auf die Terrakottafliesen. In

der Ecke stand ein niedriger Fernsehschrank, aus demselben rustikalen Eichenholz wie der Esstisch in dem anderen Raum, mit einer ungleichmäßig gehäkelten, vergilbten kleinen Decke.

Er schluckte und lauschte. Nichts.

Rasend schnell robbte er bäuchlings vorwärts.

Eine grüne Sitzgruppe,
die ihre beste Zeit vor
etwa dreißig Jahren
gehabt hatte. Auf den
Rücken- und Armlehnen
weitere selbst gehäkelte
kleine Decken.

Großmutter's
Fernsehzimmer.

*Wo zum Teufel ist
Thomas?*

Er sprang auf und

rannte durch den engen
Flur an der Treppe vorbei
nach hinten durch.
Drückte die Klinke
hinunter, zog die Tür auf.
Eine Toilette. Leer.
Zunehmend beunruhigt,
stürmte er die Treppe
hinauf. Die Stufen
knarrten und knackten
unter seinen Schritten,
aber um den Lärm, den er
verursachte, kümmerte er

sich keine Sekunde. Falls
irgendjemand da war, war
er von den Schüssen
längst alarmiert.

Er stieß einen leisen
Fluch aus. Es hätte noch
andere Möglichkeiten
gegeben als diese
Schüsse. Dass er
schließlich auch ein
Messer dabeigehabt hatte,
mit dem er den viel
kleineren Mann

vermutlich sogar trotz seiner unvorteilhaften körperlichen Lage hätte unterkriegen können, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen. Er beging einen Fehler nach dem anderen.

Mist, Mist, Mist!

Die Treppe machte eine Biegung nach oben und endete auf einem

Absatz, kaum einen Quadratmeter groß. Zwei Türen, eine links, eine rechts.

Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, öffnete er die linke. Ein Badezimmer. Zwischen dunkelbraun gemusterten Kacheln flitzte eine Eidechse auf das Licht zu und verschwand beim Fensterrahmen im

Mauerwerk.

Er stieß die Tür weiter auf. Kroch ein Stück vor und lugte um die Ecke. Ein Bad, eine Duschzelle mit hellblauem Plastikvorhang.

Leer.

Keuchend wie ein dämpfiges Pferd, zog er sich zurück. Wurde immer nervöser. Die letzte Tür.

Der Türgriff aus Bakelit an der braunen Hochglanztür hakte. Die Versuchung, einfach hineinzustürmen, war groß, aber solche Fehler wurden oft genug gemacht und gingen oft genug tödlich aus. Auf Ellbogen und Zehenspitzen arbeitete er sich langsam voran. Auf

dem Boden ein grüner,
geknüpfter Teppich,
genau wie im Flur. Der
dicke, braune Vorhang
hinten im Zimmer war
zugezogen. Im
Halbdunkel erkannte er
ein Doppelbett. Benutzt.
Die weißen Laken hingen
zusammengeknüllt halb
auf den Boden herunter.
Links und rechts davon
zwei weiße, kitschige

Nachtschränkchen mit
Goldverzierung.

Niemand.

Das war doch einfach
nicht möglich.

Er musste irgendetwas
übersehen haben.

Er sprang auf und trat
wieder auf den Flur
hinaus. Schaute nach
oben. Durchhängende,
vergilbte Gipsplatten, die
mit braun gestrichenen

Latten befestigt waren.
Keine Luke, keine
Treppe, kein Dachboden.
Aber das hatte er von
draußen schon gesehen.
Lauter schräge Wände, er
stand direkt unter dem
Dach.

Ein Keller.

Er hastete die Treppe
hinunter. Stieß die Tür zu
seiner Rechten mit der

Schulter auf und stürmte
auf den Spülschrank zu.
Rechts davon befand sich
eine kleine, braune Tür.
Sie sah aus, als gehörte
sie zu einem
Einbauschränk, aber
vielleicht bot sie einen
Zugang zum Keller.
Maier drückte die Klinke,
aber die Tür ging nicht
auf. Unter dem
schwarzen, matten

Bakelit-Griff befand sich ein Schlüsselloch.

Laut fluchend schaute er sich nach einem Schlüsselhaken um. Es war keiner zu entdecken. Er zog die Schubladen unter der Spüle auf. Brachte Geschirrtücher und Bürsten zum Vorschein, durchwühlte den Besteckkasten, nahm ihn heraus. Kein

Schlüssel.

Angetrieben von
Ohnmacht und Frust
drehte er sich um, stieß
sich von der Spüle ab und
trat mit aller Kraft, die er
aufbringen konnte, neben
dem Schloss gegen die
Tür. Sie rumpelte laut in
ihren Angeln und gab
dann ein Knacken von
sich. Parallel zum

Türrahmen zeichnete sich ein J-förmiger Riss ab. Maier atmete tief durch, zog das Bein seitlich hoch und trat noch einmal zu, kräftiger diesmal und ein Stück weiter rechts. Versuchte den brennenden Schmerz, der ihm dabei in die Hüfte schoss, zu ignorieren. Rund um die Türklinke zeichnete sich jetzt ein

bogenförmiger Riss ab.
Er trat noch einmal zu
und stieß dabei einen
Schrei aus.

Das Holz splitterte.

Keuchend trat er noch
ein paarmal nach, bis sich
eine Öffnung gebildet
hatte. Dahinter war es
stockfinster.

Möglicherweise war da
jemand.

Während er sich mit

dem Rücken gegen die niedrige Spüle drückte, hielt er mit ausgestreckten Armen die Glock im Anschlag. Wartete. Neigte den Kopf leicht zur Seite, um hineinzuschauen. Nichts als Finsternis.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen daran. Hinter der Tür führte eine

Treppe nach unten. Er sah sich noch einmal um. Horchte, ob von draußen irgendein Geräusch zu vernehmen war. Etwa ein Automotor. Nichts. Der Monoprix-Mann war mausetot, von dem waren keine Überraschungen zu befürchten. Aber es konnte jeden Augenblick ein zweiter Mann auftauchen.

Falls der nicht dort unten war.

Mit Thomas.

Wegen der niedrigen Decke zog er den Kopf ein und stolperte die kleine Holzterappe hinunter. Unten sah er die Hand vor Augen nicht. Ein weiteres Mal verfluchte er sich selbst: Die Maglite befand sich in seinem Rucksack, im

Brombeerstrauch.

Der Boden unter seinen Turnschuhen war holprig, aber hart. Er schlurfte ein Stückchen vor, tastete mit den Händen die Wand ab, die aus unordentlich geschichteten, groben Natursteinen zu bestehen schien. Langsam zog er sich dann wieder Richtung Treppe zurück,

wobei er mit der Hand über das Mauerwerk strich. Irgendwo musste ein Lichtschalter sein.

Er stieg die wackligen Stufen wieder hinauf. Ganz oben, direkt hinter der Tür, befand sich ein Lichtschalter. Als er ihn umlegte, ging unten eine Lampe an.

Erneut polterte er die Treppe hinunter. Der

Kellerraum war knapp
fünf mal fünf Meter groß.
Von der Decke hing eine
nackte Glühbirne
herunter, die ein
gelbliches Licht
verbreitete. Auf dem
Boden lagen alte,
gebrannte braun-
orangefarbene Fliesen
kreuz und quer
durcheinander. An den
Wänden Holzregale mit

Konserven und
Einweckgläsern. Den
vergilbten Etiketten und
Spinnweben zufolge
standen die dort schon
eine ganze Weile.

Eine Tür links neben
der Treppe zog seine
Aufmerksamkeit auf sich.
Sie sah relativ neu aus.
War anscheinend aus
Metall. Schloss

fugendicht an den
Rahmen an. Keine
Klinke, bloß ein
Zylinderschloss.

Eine Zelle?

Rasch blickte er sich
um, konnte aber wieder
keinen Schlüssel
entdecken. Aufdrücken
ließ sich die Tür ebenfalls
nicht, so kräftig er auch
die Hände gegen das
Metall stemmte. Er fing

an, zwischen den Weckgläsern zu suchen und sie hin und her zu schieben, wobei zwei herunterfielen und auf dem Boden zu Bruch gingen. Der Geruch verdorbener Früchte stieg ihm in die Nase. Kein Schlüssel.

Wer den hatte, konnte er sich allerdings denken.

Er drehte sich um, und

jeweils drei Stufen auf
einmal nehmend,
sprintete er die Treppe
wieder hinauf, stürzte
durch die Küche und den
Raum mit dem Esstisch
auf den Flur hinaus und
blieb im Rahmen der
Eingangstür stehen. Die
Sonne brannte
erbarmungslos auf den
Hof herab. Dunkle

Flecken tanzten ihm vor den Augen.

Während er seinen Augen Zeit gab, sich an die Helligkeit zu gewöhnen, spitzte er die Ohren. Es konnte immer noch sein, dass plötzlich eine weitere Person auftauchte. Thierry hatte von zwei Männern und zwei Autos gesprochen, aber bisher hatte er

lediglich den Renault 21 gesehen und dessen Fahrer, den Monoprix-Mann. Wenn der zweite Kerl sich jetzt nicht im Keller befand, konnte er jederzeit noch kommen. Wenn er ausgerechnet jetzt auf den Hof eingebogen käme, würde es ziemlich brenzlich.

Er spurtete auf die andere Seite hinüber und

beugte sich über den Toten, dessen Oberkörper noch immer von dem Brombeerstrauch gestützt wurde. Der Unterkiefer war leicht abgesackt, die Augen halb geschlossen, als ob der Mann in Traumgefilten weilte. Die fahle Haut und der unregelmäßige, dunkelrote Fleck auf

seinem Hemd, etwa auf Höhe des Zwerchfells, zeigten allerdings deutlich, dass dieser Mann nicht schlief.

Die grünen Mistfliegen hatten ihn auch bereits gefunden. Giftig summten sie um Maier herum, als dieser den Toten an den Beinen von den Sträuchern wegzog. Gehetzt schaute er sich

um und horchte noch einmal in die Ferne. Nichts, lediglich das Gesumme der Fliegen und das monotone Dröhnen von der Autobahn in der Ferne.

Er zerrte die Leiche über den Hof in den Flur und ließ den Oberkörper dort mit einem dumpfen Laut auf die TerrakottaFliesen fallen.

Von der Anstrengung war er außer Atem geraten, und er schwitzte. Draußen herrschten mindestens dreißig Grad. Hier drinnen hingegen war es relativ kühl.

Er kniete sich neben den Mann auf den Boden und fing an, dessen Hosentaschen zu durchsuchen. Die Fliegen

summten wie wild um seinen Kopf. Er fand eine Packung Kaugummi und einen Autoschlüssel mit Renault-Logo. Dann ein Handy. Er drehte den leblosen Körper auf die Seite. Die Rückseite des Hemdes war fast komplett dunkelrot eingefärbt. Es wies ein Loch von der Größe eines Tischtennisballs auf. Das

.45er-Geschoss hatte das weiche Gewebe durchquert, rollend und kippend, und hatte auf seinem mörderischen Weg nach draußen eine enorme Verwüstung angerichtet.

Rasch warf Maier einen Blick nach draußen. Auf der kleinen Stufe vor der Haustür war eine rote Schleifspur zu erkennen,

und auch auf der
Schwelle klebte Blut.

Es war die reinste
Sauerei.

*Hoffentlich kommt jetzt
niemand.*

Bloß nicht jetzt.

Er drehte die Leiche
noch weiter um. Plötzlich
gab der leblose Körper
einen Laut von sich, der
aus dem Bauch zu

kommen schien, eine Art tiefes Seufzen. Maier zog die Hände zurück, als hätte er einen Stromstoß bekommen. Wie in Zeitlupe rollte der Mann von selbst wieder auf den Rücken. Sein Mund stand nun sperrangelweit offen, der Unterkiefer lag auf der Brust. Unter den halb geschlossenen Lidern lugten zwei graue Augen

hervor, starrten blind an die Decke.

Der Kerl ist mausetot, sagte Maier zu sich selbst. Der kann keinen Mucks mehr von sich geben.

Er überwand seinen Abscheu, zog die Handschuhe aus und legte Zeige- und Mittelfinger an den Hals des Mannes. Kratzige Bartstoppeln

spürte er an den
Fingerspitzen, und die
Haut fühlte sich noch
warm an, aber es war kein
Herzschlag zu spüren.

Maier schüttelte den
Kopf. Womöglich hatte
der Kerl noch einen Rest
Luft in den Lungen
gehabt, der durch das
Gezerre und die
veränderte

Körperposition entwichen war. So etwas musste es sein. »Eine ganz normale biologische Reaktion, Maier, Körpergase, kein Grund zur Beunruhigung«, flüsterte er leise vor sich hin, um sich Mut zu machen.

Es hatte sich verdammt echt angehört.

Er drängte die Gefühle so weit wie möglich

beiseite, zögerte jedoch mit der weiteren Inspektion des Toten. Die Sache war alles andere als angenehm. Es war nicht seine erste Leiche. Aber man gewöhnte sich nie daran. Schon gar nicht auf so engem Raum wie hier, wo er dem Toten fast schon intim nahe war, während alles in ihm danach lechzte

wegzukommen.

Je schneller, desto besser.

Er beugte sich noch einmal über die Leiche und griff in die andere Hosentasche. Ein

Schlüsselbund. Mit den Schlüsseln in der Hand sprang er auf und rannte zum Keller zurück, zu den alten Weckgläsern

und der Metaltür.

Einer der Schlüssel
passte. Die schwere
Metaltür ließ sich ohne
das leiseste Quietschen
öffnen.

Im nächsten
Augenblick blieb er wie
angewurzelt stehen.

»Hast du darüber mal nachgedacht?« Reno schaute Susan mit weit aufgerissenen Augen an, als versuche er, einen Basedow-Kranken zu imitieren. »Was für eine Farbe eigentlich meine Augen haben?«

»Braun.«

Reno ließ sich in den
Sessel zurücksinken.
»Siehst du, genau das
meine ich.«

Susan blätterte im
Telefonbuch von Den
Bosch.

»Was?«

Er spreizte die Finger.
»Augen sind weiß. Bloß
die Iris hat eine Farbe.
Und trotzdem reden alle
von blauen oder braunen

Augen.
eigentlich ...«

Während

»Reno?«

»Ja?«

»Deswegen würde ich
jetzt nicht unbedingt eine
Bürgerinitiative
gründen.«

Kein Elias.

In der ganzen Stadt
nicht.

Sie suchte weiter, im

Umkreis.

»Hast du Bier im Haus?«, hörte sie Reno fragen.

»Wenn, dann im Kühlschrank.«

Susan stand auf und ging in ihr Arbeitszimmer. Fuhr den PC hoch. Im Online-Telefonverzeichnis konnte man nicht nur einzelne Orte, sondern

ganze Provinzen nach einem Namen absuchen. Das würde schneller gehen.

Falls Walter Elias überhaupt noch in den Niederlanden wohnte.

Reno erschien im Türrahmen. »Ist kein Bier mehr da«, beschwerte er sich. Als sie nicht reagierte, trat er hinter ihren Stuhl. »Willst du

jetzt die halben
Niederlande nach diesem
Freund von deinem Vater
absuchen?«

»Die ganzen
Niederlande. Und zur Not
auch noch Belgien.«

»Der kann doch auch
emigriert sein. Oder tot.
Oder eine
Geheimnummer haben.«

Sie ignorierte ihn und

beugte sich zum Monitor vor. In Drenthe gab es ein Zeitarbeitsbüro namens Elias. In Flevoland hießen sechs Leute Elias mit Nachnamen, aber keiner der Vornamen fing mit W an. Am häufigsten war der Name in Nord-Brabant und den vier großen Städten im Westen des Landes vertreten. Es gab

Beratungsfirmen,
Juristen, Architekten und
Schuhgeschäfte, die so
hießen.

Nach zehn Minuten
hatte sie alle Provinzen
durch und mehr als
zweihundert Personen mit
dem Nachnamen Elias
gefunden. Sie legte einen
Block vor sich auf den
Schreibtisch. Am besten
rief sie erst diejenigen an,

bei denen ein W als Anfangsbuchstabe des Vornamens verzeichnet war.

Sie drehte sich zu Reno um. »Wenn du magst, hol uns doch was zu essen. Sandwiches oder so, und eine Tüte Milch. Nimm ruhig mein Portemonnaie.«

»Auch Bier?«

»Ja, bring ruhig mit.«

25

Der unterirdische Raum war in Neonlicht getaucht. Er war etwa zehn Meter lang und halb so breit. Links und rechts Arbeitsflächen aus Metall, wie in einer Restaurantküche, und in der Mitte etwa sechzig Zentimeter breite

Metallgestelle, die bis unter die Decke reichten. Der gesamte Raum war weiß gefliest. Es roch nach Putzmitteln und alles sah ausgesprochen effizient und hypermodern aus. Dieser Raum war eindeutig nachträglich in dem alten Haus eingerichtet worden.

Ein Labor? Ein *illegales* Labor?

Er schaute kurz über die Schulter zurück. Der andere Kellerraum war düster, staubig, heruntergekommen. Für ein altes Bauernhaus völlig normal. Er blickte wieder nach vorn. Der Kontrast war bizarr.

Wurde hier Ecstasy hergestellt?

Klar war jetzt zumindest, dass dieses

Haus, ja der ganze Hof, als Tarnung fungierte. In Wirklichkeit spielte die Musik hier unten. Ein alter Bauernhof von Hunderten in der Gegend. Wer erwartete schon inmitten dieser ländlichen Region ein so modernes Labor?

Einen Augenblick lang vergaß er alles andere:

Thomas, die Leiche im Flur und die Tatsache, dass er sich beeilen musste.

Er stieg die vier weiß gefliesten Stufen hinunter und sah sich die kleinen Fläschchen und Gefäße in den Gestellen an. Sie enthielten Flüssigkeiten, und die Etiketten waren mit irgendwelchen Codes beschriftet, die er beim

besten Willen nicht
entziffern konnte. Sven
vielleicht schon. Der
hatte Medizin studiert.

Das konnte warten.

Jetzt erst Thomas.

Die einzigen
Räumlichkeiten, die er
noch nicht untersucht
hatte, waren die Scheune
rechts neben dem Haus
und der halb verfallene
Speicher.

Er verließ den Raum und steckte die Schlüssel in die Hosentasche. Im Flur begegnete er wieder dem Toten und einem ganzen Schwarm von Fliegen, die ihn als Futterstelle für ihre Nachkommenschaft entdeckt hatten. Er stieß die Tür zum Salon auf und schleppte die Leiche

hinein. Das Hemd, klebrig vom stellenweise schon geronnenen Blut, war bis unter die Achseln hochgerutscht und gab einen schwarz behaarten Bauch mit rotbraunen Blutflecken und blasser Haut preis.

Maier machte die Tür wieder zu und ging nach draußen. Einer der Schlüssel aus der Tasche

des Toten passte zur Haustür. Er schloss auf und lief zur Scheune hinüber. Blieb stehen, lauschte, hörte aber nichts als die vertrauten Geräusche der Grillen, Vögel und Fliegen – sowie das Rauschen der Autobahn. Hier war offenbar sonst niemand.

Er verbrachte noch etwa zehn Minuten in der

Scheune. Suchte nach
Bodenluken und
unauffälligen Türen.
Öffnete alte Futtertruhen
und stieß auf eine
Armeeekiste aus dem
Zweiten Weltkrieg,
vollgestopft mit
vermotteten Decken, aber
weit und breit war kein
Kind. Ganz vorsichtig, in
banger Erwartung dessen,

was er womöglich entdecken würde, hob er den Deckel einer alten Kühltruhe an. Der Anblick eines toten Mannes war schon kein besonders erquicklicher gewesen. Der eines toten Kindes hätte ihm den Schlaf geraubt. Da war er ziemlich sicher.

Von Thomas keine Spur.

Es wurde allmählich Zeit, zu Sven und ihrem gemeinsamen neuen Freund zurückzukehren, dem Blondschoopf. Dieser Thierry wusste bestimmt mehr, als er verraten hatte. Dem musste man noch mal gründlich auf den Zahn fühlen.

Er ging durch die Scheune, blieb am Eingang sicherheitshalber

noch einmal stehen und warf einen Blick nach rechts auf die Wagenspur, die von Sträuchern und Bäumen flankiert wurde. Nichts als Hitzeflimmern und Grillengezirp. Es war wirklich verdammt heiß. Das setzte ihm allmählich richtig zu. Sein Pullover war am Rücken völlig durchgeschwitzt, und der

feuchte Rollkragen fing an zu jucken.

Er spurtete auf die andere Seite des Wegs und duckte sich hinter die Sträucher.

Möglicherweise war das ganz überflüssig, aber er wollte lieber jede Begegnung vermeiden. Nachdem er sich etwa fünfhundert Meter durchs Gestrüpp geschlagen

hatte, landete er wieder vor dem Graben. Hier zog er sich die Biwakmütze vom Kopf. Besonders viel Erleichterung brachte das nicht. Es war trotzdem noch knallheiß, und er spürte, wie ihm der Schweiß den Rücken herunterlief.

Gebückt lief er auf dem harten, unebenen Boden des Grabens zurück. Als

er den Waldrand erreicht hatte, schlug er sich wieder in die Sträucher und arbeitete sich zielstrebig in Richtung der Autos vor.

Er hielt nach Sven Ausschau, konnte ihn aber nirgends entdecken. Vielleicht hatte er sich irgendwo hingesezt oder machte ein Nickerchen

im Wagen. Es war schließlich auch für ihn eine lange Nacht gewesen.

Maier spürte es selbst. Er lechzte nach einem Becher starken Kaffee.

Als er den Standplatz der beiden Wagen erreicht hatte, verschwand seine Müdigkeit schlagartig.

Eine eiskalte Hand

klammerte sich um
seinen Magen.

Sven saß mit
geschlossenen Augen an
das Hinterrad des Laguna
gelehnt. Mit der linken
Hand fasste er sich an den
rechten Oberarm. Blut. In
seinem Gesichtsausdruck
mischten sich
Schuldbewusstsein und
blanke Panik.

Maiers Augen schossen

schnell von links nach rechts. Die Zweige, die den Mercedes verdeckt hatten, waren verschwunden, und der Kofferraum stand sperrangelweit offen.

»Wo ist Thierry, verdammt?«, zischte er, wobei er Svens Zustand einfach übergang.

Mit einem Nicken

deutete Sven auf den
Waldrand und stammelte:
»T... tut mir leid ...«

Jetzt quetschte die
Hand den Magen
zusammen.

Thierry stand keine
fünf Meter entfernt. Mit
zitternder Hand hielt er
Svens Beretta im
Anschlag. Im Bruchteil
einer Sekunde hatte
Maier die Situation

erfasst. Seine Kehle
fühlte sich auf einen
Schlag ebenso trocken an
wie der Lehm Boden unter
seinen Sohlen. Die
anfängliche Überraschung
wurde durch Wut
abgelöst.

Thierry stand
regungslos da und schaute
ihn aus glühenden Augen
triumphierend an.
Offenbar zu Recht.

Maier dachte an die Glock, die unter seiner Jacke im Holster steckte. Verfluchte sich selbst dafür, dass er sie dort hatte stecken lassen. Dass er wie der erstbeste Idiot zu den Autos geschlendert war, als käme er gerade von einem Sonntagsspaziergang

zurück. Dass er hier nicht
dieselben

Vorsichtsmaßnahmen

getroffen hatte wie

drüben beim Hof. Dass er

diese Situation nicht

vorhergesehen hatte,

wurmte ihn maßlos.

Er hatte sich auf Sven

verlassen. Auf jemand

anderen.

Ein unverzeihlicher

Fehler.

Mit festem Blick sah
Maier zu Thierry hinüber.
Das selbstsichere Grinsen
in seinem Engelsgesicht
stand in
bemerkenswertem
Kontrast zu seiner
zitternden Hand. Thierry
hatte Angst, war nervös.

Maier zwang sich,
konzentriert
nachzudenken. Zwei
Mann hätten sich

Thierrys Angaben zufolge auf dem Hof aufhalten sollen. Angetroffen hatte er aber nur einen. Dass der andere sich nicht hatte blicken lassen, lag möglicherweise daran, dass Thierry ihn gewarnt hatte – zum Beispiel mit Svens Handy.

Er riskierte einen Seitenblick zu Sven und

schaute dann wieder
Thierry an, der am
Waldrand stand und sich
offenbar nicht
entschließen konnte, wie
es nun weitergehen sollte.

»Hat er jemanden
angerufen?«, fragte
Maier.

»W ... was?«

»Ta gueule! —

Schnauze halten! «,
brüllte Thierry und trat

einen Schritt vor.

Maier versuchte ihn zu ignorieren. Es war einfach zu wichtig: Hatten sie es mit einem einzigen Gegner zu tun, hier und jetzt, oder wusste mittlerweile eine komplette, straff organisierte Ecstasy-Bande über ihren Besuch Bescheid?

Es war lebenswichtig.

Er entschloss sich, es drauf ankommen zu lassen.

»Sven, antworte! Hat er telefoniert? Jemanden angerufen?«

»Nein«, sagte Sven. Seine Stimme war schwach.

»Ta gueule, enculé!«
Maier hielt den Kopf leicht schräg. In

Situationen wie dieser
spielte man besser nicht
den besonders Schlaunen.
Das funktionierte nur in
amerikanischen
Actionfilmen. In

Wirklichkeit wurden
Leute mit dem Finger am
Abzug davon ziemlich
nervös. Wütend.

Und drückten dann
einfach ab.

Er rührte sich nicht

vom Fleck, vergewisserte sich aber, indem er unmerklich das Bein vor- und zurückbewegte, dass Thierrys Kampfmesser sich noch in der rechten Tasche seiner Hose befand. Das schwere Stück Metall war deutlich zu spüren.

Langsam hob er die Arme. Die Handinnenflächen

Thierry zugewandt. In der Wange spürte er einen Muskel zittern.

Mit der freien Hand fing Thierry plötzlich wild zu gestikulieren an, wobei er Maier alles Mögliche zurief. Seine Nervosität schien sich in einem endlosen Redefluss zu entladen. Er sprach so schnell, dass Maier

lediglich ein paar
einzelne Wörter
mitbekam. Nicht genug,
um irgendetwas zu
begreifen.

Aus dem Augenwinkel
sah er Sven. Der lehnte
noch immer am Laguna.
Mit niedergeschlagenem
Blick und einem vor
Hitze und Angst geröteten
Gesicht, auf dem der
Schweiß glänzte.

»Er ist stinksauer«, sagte Sven leise, als Thierrys Redeschwall endlich versiegte. »Weil du ihn in den Fuß geschossen hast. Das wird er bei dir auch machen, sagt er. Und ...«

»Schon gut«, unterbrach Maier ihn, ohne den Blick von Thierry abzuwenden. »Ich kann's mir denken.«

Während er seinem
Gegenüber unverwandt in
die stahlblauen Augen
schaute, liefen die
Zahnräder in seinem Kopf
auf Hochtouren. Aus dem
Wust von Möglichkeiten
und Unmöglichkeiten
kristallisierte sich ein
alles beherrschender
Gedanke heraus, der wie
ein Mantra in ihm

nachhallte: Er musste verhindern, dass Thierry die Zügel in der Hand behielt.

Koste es, was es wolle.

Denn sonst würden sie das nicht überleben. Sven nicht, er selbst nicht, und Thomas schon gar nicht. Wo immer sie ihn auch festhielten.

Dies hier würde übel werden. Ganz übel.

Thierry rief ihm etwas zu. Es klang wie ein Befehl, aber er verstand es nicht.

»Du sollst ihm deine Waffe hinwerfen«, übersetzte Sven.

»Lenk ihn ab.« Maier stieß die Worte hervor, als würde er seinen Freund anschauzen. Sah Thierry dabei so ungerührt an, dass der

unmöglich erraten
konnte, was er gesagt
hatte.

Um Thierrys
Aufmerksamkeit zu
halten, fing er ganz
langsam an, den
Reißverschluss seiner
Jacke aufzuziehen. Zog
die beiden Hälften
langsam auseinander,
sodass das Pistolenholster

mit der Glock sichtbar wurde. Näherte die Hand dem Griff der Waffe. Fasste die Pistole mit Daumen und Zeigefinger an, als ginge es darum, an einem Tatort Beweismittel sicherzustellen. Zog sie wie in Zeitlupe aus dem Holster und warf sie vorsich auf den Boden.

Er spannte sämtliche

Muskeln an. Thierry würde jetzt schießen. Da war er ziemlich sicher. Im nächsten Augenblick wäre er ein Stück seines Fußes los.

Plötzlich wurde die Stille von einem abscheulichen Schrei zerrissen, einem Urschrei, in dem sich Schmerz, Wut und Ohnmacht mischten.

rechts. Der Schuss blieb aus.

In den zwei Sekunden, die Maier brauchte, um die miteinander ringenden Männer zu erreichen, hatte er das Messer gezogen und die Klinge aufspringen lassen. Kurz sah es aus, als wollte er Thierry über den Haufen rennen. Doch mit der gleichen

Bewegung packte er ihn,
riss ihn nach vorn und
nahm den
blondschröpfigen Kopf in
einen stahlharten
Schwitzkasten. Thierry
fiel zu kreischen an wie
Schlachtvieh, hoch, dünn
und wahnsinnig, als die
zwölf Zentimeter lange,
glatt polierte und scharf
geschliffene Stahlklinge
bis zum schweren Griff

aus Kunststoff in seinem Bauch verschwand. Der Stahl traf nicht auf den geringsten Widerstand. Glitt mühelos durch die zähe Haut. Schnitt sich einen verwüstenden Weg durch das weiche Organfleisch.

Maier dachte weder an die Beretta, noch an Sven und Thomas. Ein neuer

Gedanke, der alles andere in den Hintergrund drängte, hatte sich seiner bemächtigt: *Bring das hier zu Ende.*

Er zog Thierry näher an sich heran, ruckelte am Messer, drehte die Klinge im Fleisch herum. Zog sie heraus und stach erneut zu. Warme Flüssigkeit lief über seine Handschuhe und die

nackten Handgelenke. Er spürte, wie der fremde Körper in seiner tödlichen Umarmung zuckte und erzitterte. Rauschhaft durchfuhr ihn plötzlich die Erkenntnis, dass der jetzt angerichtete Schaden nicht mehr zu beheben wäre. Fatal.

Das Gekreische war verstummt. Er spürte keinerlei Widerstand

mehr.

Maier zog das Messer zurück und gab den Körper des anderen frei. Keuchend trat er einen Schritt zurück, am ganzen Leib zitternd. Dass Sven neben ihn trat, bekam er nur halb mit. Die Beretta noch in der Hand, sah der dem mörderischen Schauspiel atemlos zu,

mit offenem Mund und Abscheu im Blick.

Thierry sackte in sich zusammen, die blutigen Fäuste gegen den Magen gepresst. Stürzte zuckend vornüber. Hustete Blut, das dunkelviolette Flecken auf seiner Jeans hinterließ. Sein Gesicht sank auf den knochentrockenen Lehm Boden herab, sein

Körper zuckte leicht, ein Zittern durchlief ihn.

Maier sah zu, wie Thierrys Körper von Konvulsionen erschüttert wurde, bis der letzte Hauch Leben aus ihm gewichen war.

Alles wurde still.

Als hielte die Welt die Luft an.

Keine Vögel. Kein Autolärm. Keine Grillen.

Nur eine leichte Brise,
die wie ein unsichtbarer
Zeigefinger an einer von
Thierrys blonden
Haarlocken zog.

Maier und Sven
standen wie erstarrt, nicht
in der Lage, irgendetwas
zu tun oder zu sagen.

»War das ... jetzt
wirklich nötig?«,
durchbrach Sven

schließlich die Stille.

»Schießen ging nicht.
Zu laut.«

Brennende Luntten
gehörten ausgetreten.

»Ich hatte seine Pistole
umklammert. Wir waren
zu zweit. Er konnte
unmöglich ...«

»Sven?«

»Ja?«

»Er muss hier weg.«

Sven nickte. »Ja, ja«,

sagte er geistesabwesend,
als hörte er gar nicht
richtig zu. »Ich weiß.«
Mechanisch steckte er die
Beretta in den
Hosenbund, unfähig, den
Blick von dem
abgeschlachteten
Menschen, der ihm zu
Füßen auf dem
Stoppelfeld lag,
abzuwenden.

»Wie ist er

freigekommen?«, fragte Maier. Er beugte sich vor, um Thierry unter die Achseln zu fassen.

Der junge Mann konnte kaum mehr als siebzig Kilo wiegen, fühlte sich aber um einiges schwerer an. Maier spürte, wie sich ihm der Magen umdrehte. Er schleifte die Leiche in den Schutz der Bäume am

Waldrand, wobei er sich bemühte, seine wachsende Übelkeit zu unterdrücken. Er konnte sich nicht erinnern, sich jemals so dreckig gefühlt zu haben. Seine Handschuhe waren blutverschmiert, die Handgelenke ebenfalls.

Er sah Sven an, der noch immer keine Antwort gegeben hatte.

Regungslos stand er auf dem Feld, den gesenkten Blick auf den blutdurchtränkten Boden vor seinen Füßen gerichtet.

»Sven?«

Keine Reaktion. Maier ging zu ihm zurück. Hielt den Kopf schief, um seinem Nachbarn in die Augen schauen zu können. Geistesabwesend

starrte Sven vor sich hin. Maier erwartete, dass er jeden Moment in Tränen ausbrach. Aber nichts dergleichen. Als ob irgendeine Verbindung abgerissen, der Kontakt zu seiner Gefühlswelt lahmgelegt wäre.

Unter Schock.

»Er ... er musste pinkeln«, fing Sven

unvermittelt zu stottern
an, ohne den Blick zu
heben. »Ich hatte die
Wahl: entweder ihn
losbinden oder ihm
helfen. Also hab ich die
Beretta geladen und den
Plastikstreifen
durchgeschnitten. Und
erst hinterher ist mir
eingefallen, dass ich gar
keine neuen Dings, äh
...«

»Kabelbinder.«

»... Kabelbinder,

genau, dass ich die gar nicht hatte. Die steckten ja in deinem Rucksack.«

Nachdenklich musterte Maier das blasse Gesicht seines Freundes, der auf einen Schlag dreißig Jahre gealtert zu sein schien.

Sven schaute auf. Sein Blick glitt zum Waldrand

und ruhte dann auf
Thierrys Leiche. Seine
Miene verhärtete sich.

»Er war es«, sagte er
plötzlich, »er hat Thomas
entführt. Und Valerie
halb zu Tode gewürgt, bis
sie in Ohnmacht gefallen
ist. Es hat ihm sogar Spaß
gemacht, meinte er. Und
dann hat er noch gesagt,
als Nächstes wird er ...«

Sven schüttelte den Kopf, bekam die Worte nicht heraus. Mit den Handballen wischte er sich imaginären Schmutz aus den Augen.

Aus Erfahrung wusste Maier, dass das, was Sven da wegwischen wollte, sich nicht einfach wegwischen ließ. Nie mehr.

Entweder lernte er,

damit zu leben, oder er ließ sich davon in den Wahnsinn treiben.

»Der wird gar nichts mehr«, sagte Maier. »Hilf mir mal. Wir legen ihn in den Kofferraum.« Sein Blick wanderte in Richtung des Hofs. »Wir sehen schon noch, was wir mit ihm machen.«

So gut es eben ging,

hatten sie sich frisch
gemacht. Während Sven
in dem alten Bad unter
die Dusche gestiegen war,
hatte Maier am
Küchenfenster Wache
gehalten, mit
durchgeladener Glock.
Dann hatten sie getauscht.
Es hatte lange
gedauert, bis das
abfließende Wasser nicht

mehr von rosaroten
Schlieren durchzogen
war, so viel Blut hatte er
aus seiner Kleidung und
den Handschuhen
herausgespült. Nachdem
er selbst und seine
Klamotten wieder sauber
waren, hatte er noch die
Terrakotta-Fliesen im
Flur geschrubbt.

Jetzt standen sie
zusammen in der Küche.

Svens Arm steckte in einer provisorischen Schlinge, gemacht aus einem Laken, das Maier im Wäscheschrank gefunden hatte. Sein eigener schwarzer Rollkragenpullover war vom chlorhaltigen Leitungswasser noch ganz feucht. Maier unterdrückte ein Frösteln. Durch die nassen

Klamotten und den Mangel an Sonnenlicht hinter diesen dicken Wänden war sein Körper völlig ausgekühlt.

Auch fühlte er sich auf sonderbare Weise niedergeschlagen. Als hätte er all seine Trümpfe verspielt.

»Können wir mit den Handys irgendwas

anfangen?« Mit einem Nicken deutete Sven auf die beiden identischen französischen Alcatels auf dem Esstisch aus Eichenholz.

Maier schüttelte den Kopf. »Ich hab schon geschaut. Die Adressbücher sind leer.«

»Und die gewählten Rufnummern?«

»Wenn sie zum

Beispiel einen Code vereinbart haben, kann das kontraproduktiv sein.«

Als Sven ihn verständnislos ansah, fügte er hinzu: »Wenn sie zum Beispiel verabredet haben, sich bei Anrufen mit einer bestimmten Begrüßungsformel zu melden oder so etwas.«

Sven wischte sich mit

dem Ärmel seines blauen
Replay-T-Shirts den
Schweiß von der Stirn.
»Können wir's nicht
einfach ausprobieren?«

»Nein. Zu riskant.«

»Was dann?«

»Warten, bis sich
jemand meldet. Wenn sie
von Thierry und dem
anderen Typen nichts
mehr hören, werden sie

irgendwann schon von
selbst auf die Idee
kommen, hier mal nach
dem Rechten zu
schauen.«

»Geht das nicht auch
anders?«

»Ich wüsste nicht, wie.
Du?« Plötzlich fiel Maier
das Labor wieder ein.
»Hier im Keller ist so
eine Art von Labor.
Vielleicht wirst du schlau

draus.«

Sven schwieg.

»Sven?«

»Was ... was für ein Labor?«

»Ich dachte, dass du das vielleicht wüsstest.«

Sven folgte ihm über die Treppe in den Keller. Maier schloss die Tür auf. Das Licht brannte immer noch. Er schaute schräg über die Schulter nach

oben. Bewegungsmelder.

Erneut fiel ihm der frappierende Kontrast zu den anderen Räumen des Hauses auf. Hier war es frisch und roch nach Chlor, während sonst überall der muffige Geruch fünfzig Jahre alter Fußböden in der Luft lag.

»Und?«, fragte Maier.

»Was sagst du dazu?«

Zögerlich stieg Sven
die gefliesten Stufen
hinunter und trat vor das
Metallgestell in der Mitte
des Raums. Las die
Etiketten. Sah sich die
Flüssigkeiten an.
Verschob kleine Gläser
von links nach rechts.
Drehte sie um und
betrachtete die
Rückseiten. »Keine
Ahnung«, sagte er.

»Diese Codes, das sind keine chemischen Formeln oder so?«

Langsam schüttelte Sven den Kopf, während er weiter kleine Gläser hin und her schob. Er schien tief in Gedanken versunken zu sein. »Nein, nicht dass ich wüsste. Jedenfalls keine, die ich kennen würde.«

Im Schein der
Neonlampen sah Sven
todmüde aus. Er hatte
Schmerzen, wurde Maier
plötzlich bewusst. Und er
war durcheinander,
verstört. Am heutigen
Tag war nicht nur auf ihn
geschossen worden,
sondern er hatte auch
einen Mord mit
angesehen, und er befand
sich nach wie vor im

Ungewissen über das
Schicksal seines kleinen
Sohns. Das war
wahrscheinlich ein
bisschen viel auf einmal
gewesen. Wie ein müder
Zombie hielt er sich noch
auf den Beinen, der Blick
in seinen Augen war leer.
Wahrscheinlich konnte er
überhaupt nicht mehr klar
denken.

Zugleich wurde Maier bewusst, dass es um ihn selbst nicht viel besser bestellt sein konnte. Es war fast drei Uhr nachmittags, und er war total erschöpft. Das typische Adrenalin-Tief. Zeit für eine Pause. Er wusste genau, dass man, wenn man eine Expedition wie diese durchhalten wollte, die

Gelegenheit zu essen oder zu schlafen nicht verpassen durfte. Es konnte jederzeit etwas passieren, das einen zwang, die Befriedigung solcher existentiellen Bedürfnisse ein paar Stunden, wenn nicht länger, aufzuschieben. Außerdem hatte er mit leerem Magen noch nie

sonderlich gut
nachdenken können.

»Lass gut sein.« Maier
ging in den Vorraum
zurück. »Erst mal
schauen, ob es hier
irgendwo Kaffee gibt.
Und was zu essen. «

Schweigend gingen sie
die Kellertreppe wieder
hinauf. Wie ein unruhiger
Patient im Wartezimmer
setzte Sven sich an den

Eichenholztisch.

Maier durchforstete die
Küchenschubladen,
schaute zwischendurch
immer wieder nach
draußen. Die Luft über
der Zufahrt flimmerte vor
Hitze, aber es war und
blieb alles still. Das
konnte sich allerdings
jederzeit ändern. An
Schlaf war nicht zu
denken.

Rechts neben dem Durchlauferhitzer fand er eine Tüte Reis. Daneben eine Dose, sein Blick fiel auf das Etikett. Offenbar irgendetwas mit Fleisch, vielleicht Haschee in Soße. Jedenfalls sah es geradezu verführerisch nach richtigem Essen aus. Aber zum Kochen hatten sie zu wenig Ruhe.

In einem der oberen Schränke fand er löslichen Kaffee und darunter einen verbeulten Topf mit verrußtem Boden. Er drehte den Wasserhahn auf. Es war kaum Druck auf der Leitung, das Wasser kam in unregelmäßigen Stößen.

Im Kühlschrank fand er ein Stück Ziegenkäse,

eine halbe Dose Oliven,
ein Glas mit etwas
Joghurtähnlichem und
eine Flasche Fruchtsaft.
Außerdem zwei
zusammengeklappte
Toasts mit Marmelade in
einem Plastikbeutel.

Er prüfte die Daten auf
den Verpackungen. Alle
noch ziemlich frisch.
»Oliven, Käse?«, bot er

Sven an, während er zwei Teller aus dem Schrank nahm und gleichzeitig nach draußen spähte.

Sven hatte seinen Koffer auf einem Stuhl aufgeklappt und beugte sich nachdenklich über den Inhalt. Er schien nicht richtig zuzuhören. »Ich habe ein Problem«, sagte er.

»Nein, du *bist*

verdammt noch mal ein Problem«, antwortete Maier.

Als ihn Svens Blick traf und ihm bewusst wurde, dass er bloß versucht hatte, seinen Frust an Sven abzureagieren, hätte er sich auf die Zunge beißen können. Es war menschlich, aber nicht fair. Sven hatte ihn

enttäuscht, aber waren
Enttäuschungen nicht
immer eine Folge zu
hoher Erwartungen?

Trotz seiner
anfänglichen Zweifel
hatte er erwartet – oder
besser: gehofft –, dass
Sven ihm eine Stütze
wäre, dass man zu zweit
mehr erreichte als allein.
Er hatte sich getäuscht.

Aber das war nicht Svens Schuld.

Normalerweise hätte er dafür eine Antenne gehabt und darauf reagiert. Diesmal nicht, und das lag daran, dass eine tiefere Schicht psychologisch in die Sache hineinspielte. Sven schien umgeben zu sein von einem unruhigen Kraftfeld, das genauso

unbeständig und
unberechenbar war wie
Sven selbst. Es brach aus
seinem Denkmuster aus,
warf alles über den
Haufen. Der Tierarzt
sandte widersprüchliche
Signale. Das war von
Anfang an so gewesen,
aber Maier gestand es
sich erst jetzt ein, oder es
wurde ihm vielleicht auch
erst jetzt in dieser

Deutlichkeit bewusst:
Svens Gegenwart machte
ihn nervös.

»Entschuldige, Sven.«
Er drehte sich zu ihm um.
»Das nehme ich zurück.«

Mit seiner unverletzten
Hand winkte Sven ab.
»Du hast ja recht. Ich
habe mich wie der letzte
Stümper benommen. Ich
... ich glaube, für solche

Aktionen bin ich einfach nicht gemacht.«

»Wer ist das schon«, sagte Maier seufzend.

Das musste reichen. Kein Gezanke, keinen Ärger. Er musste Sven einfach nach Hause schicken, unter irgendeinem Vorwand, bevor ein Unglück geschah, das nicht wieder rückgängig zu machen

wäre. Das er sich dann selbst zuzuschreiben hätte. Denn er wusste ja jetzt Bescheid.

Das Wasser kochte. Maier fand zwei Becher, spülte sie unter dem spritzenden Hahn aus und tat eine großzügige Portion löslichen Kaffees hinein. Schüttete dann dampfendes Wasser drüber. Nicht mal der

Geruch erinnerte an Kaffee. Aber Hauptsache, es war genügend Koffein drin, sodass er endlich seine Gedanken ordnen könnte. Er war schlicht übermüdet. Körperlich wie geistig.

»Wo ist das Problem?«

»Mir fehlt Material«, sagte Sven. »Ich hab alles für diesen Kerl

verbraucht.«

»Was genau brauchst du?«

»Von allem etwas. Nähgarn – ich hatte zwei von diesen Sets mit Nadel und Garn dabei.« Er grinste säuerlich. »Beim Einpacken hab ich noch gedacht: Das ist vielleicht ein bisschen viel des Guten, die werden wir doch nicht brauchen.

Aber denkste. Alles für
Thierry verbraucht. Und
Morphium. Es tut
verdammt weh, Mann.
Als hätte sich ein ganzes
Rudel von Ratten in
meinen Arm verbissen.
Und ... na ja, ganz
banalen Verband. Ist
einfach alle. Ich hatte zu
wenig dabei. Ganz schön
blöde.«

»Man kann eben nicht

alles vorplanen.«

»Wenn ich gewusst hätte, was für ein Scheißkerl dieser Thierry war, hätte ich seinem Fuß nicht so eine Fünf-Sterne-Behandlung angedeihen lassen, sondern ihn mit Salzsäure überschüttet.«

»Dafür bist du nicht der Typ. Sei froh drum.«

»Vielleicht doch. Seit

heute.« Sven zischte und verzog das Gesicht.

Maier nahm ein paar Oliven aus der Dose, schnitt den Käse in kleine Stücke und verteilte beides auf einem gebrochenen Frühstücksbrett. Stellte es zusammen mit einem Becher löslichem Kaffee auf den Tisch. Sven fiel gierig darüber her.

»Antibiotikum brauche ich auch«, sagte Sven mit vollem Mund. »Das kann sich entzünden, solche Wunden sind heimtückisch. Ich will den Arm nicht verlieren.«

Maier nahm ihm gegenüber Platz und aß abwechselnd von dem Ziegenkäse und dem Brot. Sven hatte recht. Sie wussten schließlich nicht,

wie lange sie hier noch
würden ausharren
müssen. Eine

unbehandelte

Schusswunde konnte sich
schrecklich entzünden.

Dann hätten sie noch ein
zusätzliches Problem am
Hals.

»Und wo willst du das
Zeug herkriegen?
Krankenhaus oder

Hausarzt fallen ja wohl aus.«

»Damals, als ich hier gearbeitet habe, wohnte ein Freund von mir in der Gegend. Auch Tierarzt, mit eigener Praxis. Vielleicht könnten wir da kurz vorbeifahren.«

Maier schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage.«

»Ich könnte doch so

tun, als ob ich alleine im Urlaub wäre. Ich bin geschieden, und es ist Hochsaison. Überall sind jetzt Touristen.«

»Aber nicht mit Schusswunden.«

Maiers Blick fiel auf die Armschlinge. Es schimmerten bereits ein paar rote Flecken durch den Verband hindurch. In etwa einer Stunde wären

die zu einem einzigen
großen Fleck
zusammengelaufen. Die
Wunde musste genäht
werden.

»Und wenn ich mit
einem Wilderer
aneinandergeraten wäre?«

Manchmal konnte Sven
beachtlich scharfsinnig
und schnell denken. In
Frankreich war die Jagd

eine ganz große Sache.
Unfälle waren dabei gang
und gäbe, besonders nach
der Mittagszeit, wenn die
Jäger sich eben erst einen
halben Liter Wein hinter
die Binde gekippt hatten
und schon wieder munter
in den Wald
hineinspazierten.

Aber der Plan hatte
auch seine
Schwachpunkte.

»Vielleicht drängt er dich, die Polizei zu rufen und Anzeige zu erstatten«, sagte Maier. »Und fragt sich, warum du nicht einfach ins Krankenhaus gehst.«

»Da fällt mir schon was ein.«

»Wenn du erst vor Ort darüber nachzudenken anfängst, ist das ein bisschen spät.«

»Im Krankenhaus wird man immer gleich einen Tag lang festgehalten«, sagte Sven schnell. »Ich könnte sagen, dass ich nicht so viel Zeit habe. Dass ich in Eile bin. Oder keine Versicherung habe. Oder ...«

»Oder was ausgefressen hast. Das wird nämlich das Erste

sein, was ihm dazu einfällt, wenn er nicht ganz blöd ist.«

»Und wenn schon. Ich seh ihn doch nie wieder. Ich lass mir das Zeug geben, bezahle und bin wieder weg. Wenn ich nichts unternehme, habe ich morgen ein Pochen in dieser Wunde, als ob jemand mit dem Vorschlaghammer drauf

herumhämmer. Und dann dauert es nicht mehr lange, und ich bin meinen Arm los.« Sven sah richtig unglücklich aus.

»Wo wohnt der Typ?«

»In Poitiers. Nicht weit von hier.«

»Kannst du Auto fahren?«

Sven sah ihn verständnislos an. »Du meinst ... ich soll da

alleine hinfahren?«

»Einer von uns muss hierbleiben.«

Das war tatsächlich so. Doch zugleich fand Maier die Aussicht auf ein bisschen Ruhe eine ausgesprochen reizvolle Perspektive. Über die nächsten Schritte nachdenken zu können, ohne Svens heißen Atem

im Nacken. Ohne mit
undurchdachten, ja
gänzlich
unvorhersehbaren
Querschüssen von seiner
Seite rechnen zu müssen.

»Wie lange fährt man
bis dorthin?«

»Äh ... nicht so lang,
'ne Dreiviertelstunde,
schätze ich.«

»Und meinst du, du
schaffst das?«

»Wenn's sein muss.«

»Dann mal los. Nimm den Laguna. Aber, Sven, merk dir eins: Du kannst hier nicht einfach auf den Hof fahren, wenn du zurückkommst. «

»Nein, ist klar. Soll ich dich anrufen?«

»Ich hab das Handy auf stumm geschaltet. Schick mir eine SMS, wenn du bei dem Kreisel bist.«

»Bei dem Kreisel?«

»Der Kreisel bei diesem Restaurant, wo man nach St. Maure abfährt. In anderthalb Stunden fange ich an, alle Viertelstunde nachzuschauen, ob eine Nachricht von dir gekommen ist. Bleib auf jeden Fall dort, bis ich zurückgerufen habe.«

Sven nickte.

»Und halt die Augen offen. Vielleicht ist der andere, von dem dieser Thierry erzählt hat, schon auf dem Weg hierher. Der kann dir jederzeit über den Weg laufen, wenn du hier wegfährst, und wenn du wiederkommst, auch.«

Sven erhob sich. An der Tür drehte er sich noch einmal zu Maier

um. »Ich habe heute einen Fehler gemacht. Und gestern auch. Und ich kann mir vorstellen, wie du jetzt über mich denkst. Aber glaub mir, ich lerne schnell. Das passiert mir nicht noch mal. Ich brauche bloß ein bisschen Morphium, Nähzeug, Antibiotikum und Verbandszeug. Mehr

nicht. In etwa einer Stunde hab ich das geregelt. Und diesmal mache ich nichts falsch, wirklich nicht.«

Maier wollte gerade etwas entgegen, als ein eindringlicher Summton den Raum erfüllte. Sie sahen einander an.

»Ein Anrufer«, flüsterte Maier und griff nach dem schwarzen

Handy, das dem Monoprix-Mann gehört hatte. APPEL stand auf dem Display.

»Appel?«, fragte Maier nachdenklich.

»Appel, Anruf«, erklärte Sven.

»Anscheinend mit unterdrückter Rufnummer.«

Das Handy summete weiter vor sich an.

»Ich geh dran.« Sven streckte bereits den Arm aus.

Maier reagierte nicht. Das Telefon summete weiter.

»Gib schon«, sagte Sven, »keine Sorge.«

Zögerlich reichte Maier es ihm hinüber. Sven nahm das Gespräch an, hielt sich das Handy

ans Ohr und wartete.

»D'accord«, sagte er kurz darauf, beendete die Verbindung und sah Maier nervös an. »Er ist unterwegs, sagt er.«

»Wer?«

»Keine Ahnung. Ein Typ.«

»Wo ist er jetzt?«

»Das hat er nicht gesagt.«

Rasend schnell traten

sie in Aktion. Sven legte seine Beretta auf den Tisch. Einhändig versuchte er die Waffe zu laden, was ihm nicht gelang.

Maier übernahm, gab ihm die Pistole zurück und sagte: »Geh du nach oben. Von dem Fenster im Schlafzimmer aus, oben links, kann man die Zufahrt im Auge

behalten. Du hältst für mich Ausschau, in Ordnung? Nur spähen, nicht schießen! Wenn du etwas siehst, gibst du es mir durch. Achte drauf, dass du selbst nicht zu sehen bist. Und sprich leise.«

Aufgeregt sah Sven ihn an. »Meinst du ... glaubst du, dass ...«

Maier zuckte mit den Schultern. »Kann sein.«

Sven wollte gerade loslaufen, als Maier ihn an der Schulter festhielt. »Verpatz es nicht.«

Für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke, ein Augenblick des Einvernehmens. In Svens Augen las Maier ein Versprechen.

Während er ihn die

Treppe hinaufstürmen hörte, griff er nach seinem Rucksack. Dass Sven mit dieser ganzen Aktion etwas zu tun hatte, konnte die Gegenseite sich leicht ausrechnen – wegen seiner Verbindung zu Thomas.

Sil Maier nicht. Sie wussten nicht mal, wer er war. Und das wollte er

gern so belassen.

Er zog sich die Biwakmütze über den Kopf und bezog Stellung im Flur, neben der Eingangstür. Schraubte den Dämpfer auf den Lauf der Glock und blieb mit dem Rücken an die Wand gedrückt stehen, die Waffe in der Rechten.

Wie viele hatte er zu erwarten? Nur einen, wie

Thierry behauptet hatte,
oder waren sie zu
mehreren? Die Tür hatte
keinen Glaseinsatz, er
musste sich ganz auf die
Informationen verlassen,
die Sven ihm vom
Schlafzimmer aus
zuspielte. Dass er schon
wieder ganz auf Sven
vertrauen musste,
erschwerte ihm die
Konzentration

beträchtlich. Zu vieles konnte schiefgehen.

Er schaute zu der abgeschlossenen Tür. War es eigentlich plausibel, dass die abgeschlossen war?

Er fischte den Schlüsselbund des Monoprix-Manns aus der Hosentasche und schloss auf, ohne die Tür jedoch

zu öffnen. Als er noch viel mit Kriminellen zu tun gehabt hatte, war er häufig auf nicht abgeschlossene Türen gestoßen, aber nie hatte eine sperrangelweit offen gestanden.

»Weißer Lieferwagen.«

Gedämpft drang Svens Stimme von oben zu ihm.

Im selben Augenblick hörte er draußen einen

Dieselmotor. Dann das Knirschen von Kies unter Autoreifen. Oben lief Sven über die Holzdielen. Seine Schritte hallten durch das ganze Haus und brachten die Deckenleuchte zum Erzittern.

Anscheinend lief er zur Frontseite hinüber, um dann über der Wohnküche stehen zu bleiben. Er

musste sich nun bei der kleinen Dachgaube des Badezimmers befinden, von der aus man Sicht auf den Hof hatte.

Maier verhielt sich ganz still. Hoffentlich stellte Sven keinen Unsinn an. Hoffentlich blieb er auf Tauchstation. Hoffentlich ...

»Ein Mann«, hörte er

von oben. »Er steigt aus.«

»Still jetzt.«

Knirschender Kies.

Eine kurze Pause, dann erneutes Knirschen. Ein Quietschen und Knacken, gefolgt von einem metallischen Rumpeln, wie von einer Seitentür, durch die man an die Ladefläche herankam.

»Thomas«, hörte er Sven oben flüstern.

Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie Sven sich jetzt fühlte. Welchen Ausdruck sein Gesicht jetzt annahm. Er drückte den Gedanken sofort weg. Konzentrierte sich auf die Geräusche, die von draußen kamen.

Zögerliche Schritte.

Die Zeit schien stillzustehen, während Maier sich anstrebte,

allein von dem Gehörten
darauf zu schließen, was
draußen vor sich ging.
Sobald der Kerl durch die
Tür kam, musste er in
Aktion treten. Er wusste
genau, wie. Es war nicht
das erste Mal. Und er
stand auch nicht zum
ersten Mal unter Druck.
Doch nie zuvor war dieser
Druck auch nur halb so

groß gewesen. Denn diesmal war der Feind nicht allein. Er hatte ein Kind bei sich. Es durfte nichts schiefgehen.

Maier vernahm keinen Laut mehr. Vor der Tür war alles ganz still.

Vielleicht, so schoss ihm durch den Kopf, kam es dem anderen sonderbar vor, dass sein Komplize ihn nicht begrüßte, ihm

nicht entgegenkam oder nicht wenigstens die Tür für ihn aufmachte. Maier hatte keine Ahnung, wie diese Typen normalerweise miteinander umgingen. Wie nahe oder fern sie sich standen. Zum Beschatten war keine Zeit geblieben. Jetzt konnte sich das rächen.

Aber für Bedenken war

es jetzt zu spät.

Erneut hörte er Schritte auf dem Kies, die ihm nun zögerlich voorkamen. Er griff fester um die Glock. Drückte sich dichter an die Wand.

Starrte fieberhaft den Türgriff an.

Nichts geschah.

Inzwischen war er sich sicher: Der Kerl war eine

andere Art von Empfang gewöhnt. Der stand jetzt da und grübelte darüber nach, was er tun sollte. Andernfalls wäre er schon längst drinnen gewesen.

Im nächsten Augenblick kam von oben ein ohrenbetäubendes Getöse. Es dauerte kurz, bis Maiers überspannte Nerven es richtig eingeordnet hatten:

Wasser, durchlaufendes Wasser. Sven hatte die Toilettenspülung betätigt. Genau der richtige Einfall. Scharfsinniges, schnelles Handeln. Wer auf der Toilette saß, konnte nicht gleichzeitig seinen Kollegen begrüßen.

»Olivier?«, rief der Unbekannte zögerlich.

Maier kniff die Augen

zu. Mist!

»La porte est ouverte«,
antwortete Sven rasch
von oben, mit gedämpfter
Stimme.

Maier riss die Augen
wieder auf und schluckte.
Lehnte den Kopf an die
Wand. Das war link.
Gewagt. Sehr sogar.

Die Tür ging nach
innen auf. Sonnenlicht

fiel auf die Fliesen und die braune Treppe. Maier drückte sich noch mehr an die Wand, die Glock mit ausgestreckten Armen vor sich. Wenn er dafür eine Antenne hatte, konnte der Unbekannte Maiers Anwesenheit instinktiv spüren. Also musste es schnell gehen. Bevor dieser Typ auch nur zu ahnen begann, dass

hier etwas nicht stimmte.

Durch den Mund holte Maier Luft. Nahm all seine Konzentration zusammen. Das Erste, was er sah, war eine Decke: dieselbe graue Pferdedecke, die er schon in Paris zu Gesicht bekommen hatte.

Mit dem grauen Bündel in den Armen trat der Mann ein, blieb aber

hinter der Tür verborgen.

»Olivier, ça va?«

Jetzt!

Maier tat einen Sprung nach vorn. Im selben Augenblick wurde ihm die Tür vor den Kopf geschlagen, sodass er taumelte. Er ging zu Boden.

In raschem Tempo eilten Schritte über den

Hof davon.

Maier fluchte. Seine Schulter hatte einen kräftigen Schlag abbekommen, und seine rechte Gesichtshälfte fühlte sich taub an. Rasend schnell robbte er vor, die Glock beidhändig vorgestreckt.

Von seiner Statur her war der Mann unauffällig. Er trug eine Jeans und ein

enges gelbes T-Shirt, das in der grellen Sonne fast schon zu fluoreszieren schien. Die Pferdedecke glitt auseinander, und an der Schulter des Mannes kam der hin und her schlingende blonde Kopf von Thomas zum Vorschein.

Maier zielte, den Finger am Abzug. Biss die Zähne zusammen.

Zögerte.

Er konnte nicht schießen.

Nicht, solange Thomas dabei war.

Der Mann rannte auf einen weißen Citroën-Lieferwagen zu, der in der Mitte des Hofes stand. Drehte sich um, und ohne Thomas loszulassen, zog er eine

Waffe aus dem Hosenbund. Lief weiter und zielte dabei auf den Hauseingang.

Maier krümmte sich und spürte im nächsten Augenblick einen Luftzug am Gesicht, gefolgt von einem lauten, in der Hügellandschaft widerhallenden Knall. Dann ein zweiter Schuss, der das Holz der Treppe

in seinem Rücken
durchlöchernte.

Er reagierte instinktiv.
Zielte und drückte ab.
Zweimal nacheinander.
Die .45 ACPs aus seiner
Glock durchschlugen das
dicke Verbundglas der
Windschutzscheibe, die
sofort in tausend stumpfe,
wasserfallartig
herabrieselnde Stücke
zersplitterte. Eine der

beiden Kugeln
durchbohrte die
Kopfstütze des
Fahrersitzes. Der Mann
hatte sich geduckt und
rollte nun zur Seite weg,
riss Thomas mit. Die
Pferdedecke fiel in den
Staub.

Maier sah, wie der
Mann sich hinter dem
Radkasten des Autos

wegduckte, um dann
plötzlich wieder
aufzutauchen, sich auf der
Motorhaube abzustützen
und erneut anzulegen.
Intuitiv drehte Maier sich
auf die Seite, um weniger
Zielfläche zu bieten.
Gespenstisch dicht neben
ihm schlug eine Kugel
tief in die massive Wand
ein.

Noch im selben

Augenblick streckte er den Arm vor und feuerte zweimal nacheinander. Der Mann verschwand aus seinem Blickfeld.

Dann war alles still.

»Du hast ihn getroffen«, rief Sven von oben. »Scheiße, du hast ihn getroffen !«

Sven kam die Treppe heruntergerast, mit großen Sprüngen über

jeweils drei bis vier Stufen und schließlich über den am Boden liegenden Sil Maier hinweg und rannte auf den Hof hinaus.

Auch Maier sprintete, die Glock schussbereit in der Hand, auf den Wagen zu.

» Thomas! «, hörte er Sven rufen. »Thomas!«

So schnell er konnte, lief Maier um den Lieferwagen herum.

Sven kniete bei seinem Sohn. Etwa einen Meter weiter lag der Mann in dem gelben T-Shirt, auf dem sich jetzt dunkle Flecken abzeichneten. Maier beugte sich über ihn. Ein kleines rundes Loch unterhalb der Augenhöhle. Er zog den

Kopf des Mannes nach hinten und legte ihm die Finger an den Hals, suchte nach der Halsschlagader.

Nichts.

Die Pistole lag neben dem Vorderrad. Maier fischte sie vom Boden und steckte sie ein. Durchsuchte den Toten, öffnete dann die

Vordertür des Wagens
und schaute unter die
Sitze und ins
Handschuhfach. Fand
aber nichts, was ihm
wichtig erschienen wäre.

Dann wandte er sich an
Sven.

Der schien in Trance
gefallen zu sein. Tränen
standen ihm in den
Augen. »Thomas,
Thomas, Thomas«,

flüsterte er in einem fort und drückte seinen Sohn an sich.

Erst jetzt fiel Maier auf, dass Thomas gar nicht reagierte. Dass er schlapp wie eine Lumpenpuppe in Svens Armen baumelte, mit geschlossenen Augen, halb offenem Mund. Es war ein grauenhafter Anblick.

Mit raschen Blicken
suchte Maier den Körper
des Kleinen nach
irgendwelchen
Verletzungen ab.

Er konnte keine
entdecken.

Sven kam langsam zu
sich. Der Vater in ihm
wollte das Kind einfach
fest in den Armen halten,
doch irgendwo tief in

seinem Innern regte sich
der Arzt und gewann
allmählich die Oberhand.

Er trug das Kind über
den Hof ins Haus.

Maier zögerte. Sah um
sich, warf noch einen
Blick auf den Toten und
folgte Sven dann nach
drinnen.

Sven legte seinen
kleinen Sohn auf den
Esstisch. Zog seine

Augenlider hoch, erst das eine, dann das andere. Legte ihm das Ohr an die Brust, ertastete den Puls. Schaute ihm in den Mund. Und die ganze Zeit über liefen Sven geräuschlos Tränen über die Wangen.

Maier zog sich die Biwakmütze vom Kopf. Blieb schräg hinter Sven stehen. Das kleine Kind

auf dem Tisch. Der Vater,
der immer wieder die
lebenswichtigen
Körperfunktionen
kontrollierte. Er konnte
sich nicht entsinnen,
jemals etwas derart
Ergreifendes, ja
Herzzerreißendes gesehen
zu haben.

»Schlafmittel«, sagte
Sven schluchzend. »Das

muss es sein. Das muss es einfach sein ...«

Hörbar atmete Maier aus.

»Ich glaube, sie haben ihn ruhiggestellt«, fügte Sven hinzu. »Diese Schufte. Diese dreckigen Schufte.« Er beugte sich über seinen Sohn, als wollte er ihn mit dem eigenen Körper vor allen bösen Einflüssen der

Außenwelt beschützen.
Als wollte er ihn mit
seiner Liebe panzern, so
umarmte Sven den
schlafenden Kleinen.
Strich ihm über die
blonden Locken, küsste
vorsichtig seine feuchte
Stirn.

Maier stand wieder am
Küchenfenster und
schaute auf die Zufahrt
hinaus. »Wir müssen hier

weg«, sagte er knapp.
»Komm.«

26

»Hier bei Elias.«

Susan hielt den Telefonhörer mit beiden Händen. Bei Elias, das bedeutete wahrscheinlich, dass die Person am anderen Ende eine Haushälterin oder ein Kindermädchen war. »Guten Tag, hier spricht

Susan Staal. Ist Walter Elias auch zu Hause?«

»Worum geht es?«

Susan setzte sich gerade hin. Dies war das erste ihrer Telefonate, bei dem der Vorname Walter am anderen Ende eine mehr oder weniger bestätigende Reaktion hervorrief. »Es geht um meinen Vater, Geran Staal«, sagte sie. »Er ist

vor Kurzem gestorben,
und da Walter Elias und
mein Vater früher
befreundet waren, dachte
ich, er möchte das
vielleicht wissen.«

»Herzliches Beileid.
Ich werde es ihm
ausrichten.«

Vielleicht war diese
Frau doch mehr als eine
Haushälterin. Oder wollte
gern diesen Eindruck

erwecken. »Ich würde es ihm lieber selbst sagen.«

Kurze Stille am anderen Ende. »Einen Moment, bitte«, hörte sie dann.

Gedämpftes Geflüster. Die Frau hielt ihre Hand vor die Sprechmuschel.

»Walter Elias.«

»Guten Tag, mein Name ist Susan Staal. Ich

bin die Tochter von Geran Staal.« Bewusst legte sie eine kurze Pause ein.

Der Mann am anderen Ende reagierte nicht.

»Sie waren früher öfter bei uns zu Besuch, wenn ich mich nicht täusche.«

»Es tut mir leid, aber ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich fürchte, Sie haben den Falschen erwischt.«

Zitterte seine Stimme?
Zögerte er? Oder bildete
sie sich das nur ein?

»Sie waren doch mit
meinem Vater befreundet,
Geran Staal, oder?«

»Nein, tut mir leid. Ich
kenne keinen Geran Staal.
Es tut mir sehr leid für
Sie.«

»Kurz zu meiner
Information: Sie haben in
den achtziger Jahren doch

in Den Bosch gewohnt,
oder?«

Wieder ein paar
Sekunden Schweigen.

»Ja, das ist korrekt. Aber
ich habe Ihren Vater nicht
gekannt. Nochmals, Sie
täuschen sich.«

»Das muss dann wohl
so sein, ja. Entschuldigen
Sie bitte die Störung.«

Sie legte auf und

starrte vor sich hin.

War das möglich, dass sie einen anderen Walter Elias an die Strippe bekommen hatte? Sie schüttelte den Kopf. Nicht nur hatte er zugegeben, in Den Bosch gewohnt zu haben, auch die Stimme war ihr bekannt vorgekommen. Es konnte nur der alte Freund ihres Vaters

gewesen sein.

Sie biss sich auf die Unterlippe. Vielleicht war dies genau der richtige Moment, genau der richtige Anlass, die Sache ein für alle Mal in Ordnung zu bringen. Sie hatte nichts zu verlieren.

Gar nichts.

Ihr Zeigefinger wanderte über die Notizen auf ihrem Block.

Rasch hatte sie gefunden,
was sie suchte: die
Adresse von Walter Elias.

27

Maier lenkte den Laguna auf die A10 Richtung Paris. Das kleine Poitiers, wo Sven seinen alten Freund hatte aufsuchen wollen, lag hinter ihnen. Die Praxis gab es noch, auch den Assistenten kannte Sven noch von früher, aus der Zeit, als er

hier gelebt und gearbeitet hatte. Benoît selbst hingegen war aus der Studentenstadt weggezogen. Dem Assistenten zufolge hatte der Tierarzt sich vor einem Jahr in eine Gemeinschaftspraxis eingekauft, in der Kleinstadt Le Chesnay, einen Steinwurf östlich von Paris.

Dorthin waren sie nun unterwegs.

Wenn es nach Maier gegangen wäre, wären sie gleich bis in die Niederlande durchgefahren. Jede weitere Minute in Frankreich war aus seiner Sicht eine zu viel. Von Poitiers aus waren es sieben bis acht Stunden Fahrt nach Hause.

Aber Sven wollte nicht. Er hatte ohnehin schon viel Blut verloren. Was ihm nicht viel ausmachte, es war ihm bloß ein bisschen schwindlig zumute. Aber die Wunde an sich bereitete ihm Sorgen. Zum einen tat sie einfach weh, zum anderen sah sie tatsächlich nicht gut aus. Sven hatte Angst

vor einer Infektion, vor allem vor einer Amputation. Wenn er Pech hatte, konnte es schnell darauf hinauslaufen. Jede Stunde zählte. Das Risiko, seinen Arm zu verlieren, wollte er nicht eingehen.

Das konnte Maier ihm schwerlich verübeln.

Auf dem Weg von der Tierarztpraxis Richtung

Autobahn waren sie an einem riesigen Mr.-Bricolage-Baumarkt vorbeigekommen. Kurz entschlossen war Maier auf dessen Parkplatz gefahren. In den vergangenen Stunden war so viel geschehen, dass er die kaputte Bodenfliese in Jacks Safe House fast vergessen hatte. Die musste noch ersetzt

werden. Es schien ein unwichtiges Detail, erst recht nach allem, was sie heute schon durchgemacht hatten. Aber Details waren wichtig. Ein Einschussloch in einer Badezimmer-Fliese konnte noch Jahre später Fragen aufwerfen. Das konnte er sich nicht

leisten.

Er hatte zunächst das Zubehör besorgt und dann lange vor einer Wand mit unzähligen Bodenfliesen gestanden, in seiner Erinnerung grabend. Was die Größe anging, war er sich ziemlich sicher, aber es gab mehr als ein Dutzend verschiedener Weißtöne und ebenso viele unterschiedliche

Oberflächenstrukturen.

Schließlich nahm er von jeder Sorte, die ihn auch nur entfernt an die Fliesen in Jacks Appartement erinnerte, einen Karton mit. Trotzdem wagte er nicht unbedingt darauf zu vertrauen, dass die richtige dabei war.

Aber sie hatten ohnehin noch den einen oder

anderen Programmpunkt vor sich, bevor sie nach Hause konnten. Maier hatte sich darauf eingestellt, eher spät anzukommen. Vielleicht sogar erst nach Mitternacht.

Er schaute in den Innenspiegel. Sven döste auf der Rückbank vor sich hin, den blonden Kopf an

die Stütze gelehnt, seinen in die Pferdedecke eingewickelten Sohn im Arm.

»Ist Thomas immer noch nicht aufgewacht?«

Sven schlug die Augen auf. Er beugte sich vor und sah dem Kleinen ins Gesicht. »Nein. Keine Ahnung, was sie ihm da eingeflößt haben. Aber es wirkt verdammt lange.«

»Bist du sicher, dass es überhaupt ein Schlafmittel war?«

»Nein, aber was sollte es sonst sein?«

Rechts von der Autobahn ragten hohe, außergewöhnliche Gebäude aus Stahl und Glas in den Himmel, flankiert von billigen Kettenhotels.

FUTUROSCOPE stand

auf Wegweisern am
Straßenrand.

»Hast du schon
überlegt, wie es jetzt
weitergehen soll?«

»Wenn wir wieder zu
Hause sind und er immer
noch nicht wach ist,
bringe ich ihn ins
Krankenhaus. Es bleibt
mir wohl wenig anderes
übrig«, antwortete Sven.

»Nein, ich meinte, wo du ihn hinbringst. Und wer auf ihn aufpasst. Du selbst oder Valerie.«

»Vielleicht ist es besser, wenn er vorläufig bei mir bleibt.«

Maier sagte nichts. Er wusste aus Erfahrung, dass man erst wieder ruhig schlafen konnte, wenn man den Stecker aus der Organisation

herausgezogen hatte: den Chef, den Mann oder die Frau, die am Schaltbrett saß. Dann wurde so ein Laden orientierungslos, fiel auseinander. Und dann war man schnell vergessen.

Er dachte noch einmal an die drei Männer zurück, denen sie begegnet waren. Keiner

von ihnen hatte einen besonders professionellen Eindruck gemacht. Es hätte ihn sehr gewundert, sollte einer von ihnen tatsächlich der Anführer gewesen sein. Wahrscheinlich gab es noch jemand anderen, der in der Hierarchie über ihnen stand und der es bei diesem Ausgang der Geschichte nicht

bewenden lassen würde.

Also konnte man sich noch nicht einfach zufrieden zurücklehnen.

»Die Typen werden dich nicht in Ruhe lassen, Sven. Nicht solange der eigentliche Grund für diese Entführung weiter akut ist. Wenn sie ihre Hausarbeiten gemacht haben, wissen sie, wo du wohnst. Dann kommen

sie ihn früher oder später
abholen. Oder sie
schnappen sich Valerie.«
Um seinen Worten
Nachdruck zu verleihen,
ließ Maier eine kurze
Pause entstehen. »Du
musst unbedingt Druck
auf Walter ausüben.«

Mit einem kurzen
Blick in den Rückspiegel
versuchte er, Svens

Reaktion abzuschätzen.
Dieser schaute
nachdenklich aus dem
Fenster. Obwohl die
Klimaanlage auf vollen
Touren lief, stand ihm
Schweiß auf der Stirn.

»Warum?«, fragte Sven
unsicher und wich Maiers
Blick aus.

»Weil an dieser ganzen
Geschichte was faul ist,
Sven. Darum.«

Sven antwortete nicht. Maier bemerkte, wie er schluckte.

»Walter kann ich das nicht erzählen«, sagte er schließlich. »Er würde doch wissen wollen, wie wir Thomas da rausgeholt haben. Wenn er Wind davon kriegt, was da abgegangen ist, bin ich dran. Und du auch. Er ist Strafrichter. Das sind

doch alles Kreuzritter der
Moral, du weißt schon.
Theoretiker. Die bringen
es fertig und schicken uns
zum Dank dafür, dass wir
ein Kind gerettet haben,
fünfzehn Jahre in
Frankreich hinter Gitter.
Nur weil das so in ihren
Gesetzbüchern steht.«

»Und wie willst du
Walter dann Thomas'

wundersame Heimkehr
erklären? Willst du
behaupten, eine gute Fee
hätte ihn dir
zurückgebracht?«

»Weiß ich noch nicht.
Da fällt mir schon noch
was ein.«

»Hör doch auf mit dem
Geschwätz, Nielsen!«

Inzwischen war er sich
sicher. Von Anfang an
hatte er das undeutliche

Gefühl gehabt, dass
irgendetwas nicht
stimmte. Dass Sven mehr
wusste, als er zugab.
Seine ganze Haltung
deutete darauf hin, seine
Nervosität und seine
widersprüchlichen
Reaktionen. Am Anfang
hatte Maier sich noch
eingeredet, dass
Nervosität in solchen
Situation schließlich

normal war. Aber der Verdacht war nur stärker geworden.

Außerdem hatte er mit Drogenbanden so seine Erfahrungen. Die waren straff organisiert. Diesmal war er wohl eher an einen schnell zusammengetrommelten Haufen Kleinkrimineller geraten. Keine

Sicherheitsmaßnahmen,
schlechte Bewaffnung,
keine Hunde. Im Grunde
war er einfach so in das
Haus hineinspaziert. Der
Kontrast zu den
paramilitärischen
Strukturen knallharter
Drogenkartelle hätte
kaum größer sein können.

Sven oder Elias – einer
von den beiden nahm es
mit der Wahrheit nicht so

genau. Und wenn seine Intuition ihn nicht täuschte, dann eher Sven als Walter Elias. Denn in einem Punkt hatte der Tierarzt nicht unrecht: Strafrichter waren Theoretiker. Nicht zufällig hatten sie jahrelang Paragraphen studiert und eingepaukt. Der Buchstabe des Gesetzes war solchen

Leuten quasi heilig. Um in dem vorgegebenen Rahmen funktionieren zu können, musste man bestimmte Denkstrukturen verinnerlicht haben. Von denen wich man nicht ohne Weiteres ab. Ob es nun vernünftig war oder nicht – der archetypische Strafrichter würde sich

nie im Leben von einem
Haufen Krimineller
knebeln lassen. Das kam
solchen Leuten einfach
nicht in den Sinn.

Wenn Walter von
dieser Sache irgendetwas
gewusst hätte, hätte er
sofort alle Hebel in
Bewegung gesetzt, die
ihm zur Verfügung
standen: die Hebel des
Gesetzes. Strafrichter

hatten täglich mit
Staatsanwälten und
Polizeipräsidenten zu tun.
Bestimmt hatte auch
Elias solche Leute in
seinem Freundeskreis.
Und garantiert hätte er
die noch am Tag der
Entführung selbst
zusammengetrommelt.
Blitzschnell.

Sodass Sven und er
hier gar nicht erst

aufgekreuzt wären.

Diese ganze Geschichte stimmte hinten und vorne nicht. Nachdem sie nun ein bisschen Druck vom Kessel genommen hatten und er wieder halbwegs klar denken konnte, kam ihm die glückliche Aneinanderreihung von Zufällen immer unwahrscheinlicher vor.

Erst diese Adresse in Paris, die Sven auf Anhieb herausbekommen hatte, dann das 37ste Departement, wo er früher gearbeitet hatte und sich gut auskannte ... von Minute zu Minute wurde Maier klarer, dass mehr dahinterstecken musste. Dass Sven mit grundlegenden Informationen hinter dem

Berg hielt.

»Erzählst du mir gelegentlich noch, was hier eigentlich los ist, oder erwartest du, dass ich den Quatsch, den du mir aufgetischt hast, tatsächlich glaube?«

Durch den Rückspiegel sah er Sven direkt in die Augen. Erschrocken schaute dieser zurück, wandte dann aber schnell

den Blick ab und sah nach draußen.

Minutenlang blieb es still im Wageninnern. Sie überholten einen Sattelzug, der Laguna raste mit hundertvierzig Stundenkilometern über den Asphalt, und die Landschaft flitzte nur so an ihnen vorbei.

»Du hast mich in diese

Sache reingezogen. Ich will wissen, worauf ich mich gefasst machen kann.«

Schweigen.

Vor unterdrückter Wut fuhr Maier, ohne es zu merken, immer schneller. In einiger Entfernung tauchte ein *aire* auf, ein Rastplatz. An der entsprechenden Ausfahrt bog Maier von der

Autobahn ab und an
geparkten Autos und
Wohnwagen vorbei, bis
sie zu jenem Bereich
gelangten, wo nur noch
Lastwagen standen und es
ansonsten ziemlich ruhig
war. Er hielt an, stellte
den Motor ab und drehte
sich zu Sven um.

»Also?«

Sven war alles Blut aus
den Wangen gewichen.

Seine Haut sah blasser aus als sein T-Shirt, und rote Flecken waren auf seinen Hals getreten.

Im selben Augenblick regte sich etwas unter der grauen Pferdedecke. Sven zog sie zur Seite und beugte sich über Thomas. Der sah sich erschrocken um, blinzelte mit den Augen und schloss sie

wieder.

»Thomas.« Sven zog den Jungen an sich.

»Thomas, bist du wach?

Thomas, ich bin's, Papa.

Papa ist bei dir.«

Zwei kleine Arme kamen zum Vorschein

und klammerten sich an

Sven fest. »Ich will zu

Mama«, kam eine

schüchterne Stimme unter

der Decke hervor.

»Wir fahren zu Mama, Liebling, wir fahren jetzt zu Mama.«

Maier schwieg. Sven legte den unversehrten Arm um sein Kind, Tränen liefen ihm über die blassen Wangen. Immer wieder flüsterte er seinem Sohn zu, dass alles gut werden würde, dass sein Vater bei ihm sei und dass sie jetzt nach

Hause führen.

Maiers Wut ebbte
langsam ab.

Welchen Grund Sven
auch immer gehabt haben
mochte, ihn anzulügen,
die Sache konnte warten.

28

Miguel saß in einem Internetcafé im Süden von Paris und loggte sich in sein Account ein. Das tat er immer montags, mittwochs und freitags gegen halb neun Uhr abends. Dann erstattete er Bericht, selbst wenn es nichts zu melden gab. Er

starrte auf den
Bildschirm, doch was er
vor sich sah, war nicht die
Startseite von Wanadoo.

Sondern das Blutbad.
Anders ließ sich, was er
vor nicht einmal vier
Stunden in St. Maure
angetroffen hatte, nicht
beschreiben. Bilder, wie
er sie zuletzt in
Kolumbien gesehen hatte.
Und wenn er ehrlich war:

In Kolumbien war es schlimmer gewesen. Viel schlimmer. In seiner Heimat, wo das Chaos regierte, war es in den letzten Jahren üblich geworden, Leuten erst die Kehle durchzuschneiden und sie dann in Stücke zu hacken.

Seine Männer waren zumindest körperlich noch ganz gewesen, als er

sie gefunden hatte.

Aber trotzdem
mausetot.

Als auf seine
Telefonanrufe niemand
reagiert hatte, hatte er
gleich gewusst, dass die
Kacke am Dampfen war.
Thierry hatte sein Handy
manchmal einfach
ausgeschaltet, was
Miguel extrem auf die

Nerven ging, aber Alain und Olivier gingen immer sofort dran. Diesmal jedoch nicht, und das war ausgesprochen sonderbar. Eine Abweichung von der üblichen Prozedur.

Er war sofort in den Wagen gesprungen.

Anderthalb Kilometer vom Hof entfernt hatte er Thierrys 190er Mercedes entdeckt, geparkt hinter

einem Waldstück. Jeder normale Bürger wäre einfach daran vorbeigelaufen, aber seinem geübten Auge war das unnatürliche Glitzern von Metall und Glas nicht entgangen. Im Kofferraum hatte Thierry selbst gelegen — beziehungsweise das, was von ihm übrig war. Ein brauner, blutverklebter

Klumpen Fleisch, der bereits zu verwesen angefangen hatte. Die Hitze im Kofferraum hatte den Prozess wahrscheinlich beschleunigt. Der Gestank war nicht zum Aushalten.

Kurz, nur ganz kurz, schoss ihm eine plausible Erklärung durch den

Kopf: Alain und Olivier hatten genug gehabt von Thierry und ihn auf brutale Weise aus dem Weg geräumt. Miguel hätte sich nicht darüber gewundert. Bei seinen Kompagnons hatte Thierry sich nicht gerade beliebt gemacht.

Aber der Fundort sprach eindeutig gegen diese Version der

Geschichte. So knallblöde waren sie nicht, das Auto mit der Leiche im Kofferraum außerhalb des Geländes abzustellen.

Auf Umwegen und mit gesteigerter Wachsamkeit näherte er sich dem Hof. Unterwegs traf er auf Spuren. Er hatte jahrelang im Urwald gearbeitet und gelernt, dass die Natur Bände sprach, wenn man

ein Auge dafür hatte.
Wusste, worauf man
achten musste.
Zerbrochene Äste und
dünne, biegsame Zweige,
die sich alle in derselben
Richtung hinter stärkeren
Zweigen und Ästen
festgehakt hatten.
Undeutliche Fußabdrücke
im Boden. Winzige
schwarze

Baumwollfäden, die ihm unmissverständlich zuflüsterten, dass vor nicht langer Zeit schon mal jemand sich seinen Weg durch dieses Gestrüpp gebahnt hatte.

Beim Haus war er mindestens ebenso umsichtig vorgegangen. Ganz langsam, mit Späherblick und gespitzten Ohren, um

keine Bewegung und kein Geräusch zu verpassen, hatte er die unmittelbare Umgebung vom Hof durchkämmt. Dortselbst hatte er den Renault von Olivier und den Lieferwagen von Alain gefunden, Letzteren mit zertrümmerter Windschutzscheibe. Ein kurzer Blick auf die Autos sagte ihm

eigentlich schon, dass die Eigentümer dieser Wagen nicht mehr darin fahren würden.

In dieser Vermutung bestärkten ihn die Patronenhülsen, die den Hof übersäten. Und das Blut. Undeutliche Schleifspuren, die zur Haustür führten. Und noch mehr entdeckte er.

Einen Brombeerstrauch beispielsweise, in dem es sich jemand über längere Zeit hinweg gemütlich gemacht zu haben schien. Davon zeugten die platt gedrückten Blätter und Zweige sowie weitere schwarze Fussel, die in den Dornen hängen geblieben waren. Derselbe Stoff, auf den er zuvor schon gestoßen

war.

Durch den unterirdischen Gang, dessen Zugang sich unter einer dicken Schicht Stroh in einem der Ställe verbarg, war er zu dem Labor vorgedrungen. Dieses war anscheinend verschont geblieben. Es schien auch nichts zu fehlen. Vielleicht war es unentdeckt geblieben.

Beim Anblick eines auf
dem Boden zu Bruch
gegangenen

Einweckglases runzelte er
die Stirn. War es denkbar,
dass dies aufs Konto
seiner eigenen Leute
ging? Olivier hätte die
Scherben und die Sauerei
nie im Leben einfach so
liegen gelassen. Das Haus
seiner Großtante hatte

ihm immer sehr am Herzen gelegen. Während der Bauarbeiten für das Labor hatte er ständig gefegt und Staub gesaugt. Immer Angst gehabt, dass irgendwas dreckig werden könnte. Olivier hätte auf jeden Fall aufgeräumt. Hatte hier vielleicht ein Ringkampf stattgefunden?
Entsprechende Spuren

waren jedenfalls nicht zu finden: kein Blut. Und alles Übrige stand auch noch an Ort und Stelle.

Der Geruch des Todes wehte ihm entgegen, sobald er die Tür zur Küche öffnete. Im Flur lag Alain. Sein Gesicht zerschossen. Olivier fand er nebenan, im Salon. Er lag auf dem Rücken vor dem Fernsehschrank, die

Arme lang ausgestreckt,
als hätte seine
Lieblingsfußballmannschaft
gerade einen Volltreffer
gelandet. Der Volltreffer
steckte in seinem Bauch.

Von dem Kind weit
und breit keine Spur. Er
wusste, was das zu
bedeuten hatte. Die ganze
Operation war den Bach
runtergegangen.

Er war noch eine gute Stunde damit beschäftigt gewesen, die stofflichen Überreste seiner Kumpel wegzuschaffen. Er hatte den Mercedes geholt, in einer Scheune geparkt und die Scheunentüren geschlossen.

Kurz hatte er mit dem Gedanken gespielt, das Labor komplett auszuräumen, das Innere

des Hauses mit Benzin aus den Kanistern in der Scheune zu begießen und die ganze Chose abzufackeln. Selbst wenn das Labor unentdeckt geblieben war — als Tarnung war der Hof keinen Pfifferling mehr wert. Allerdings hatte nicht er darüber zu entscheiden.

Nachdenklich starrte Miguel auf den Computerbildschirm und nahm noch einen Schluck von dem dünnen Kaffee. Der heiße Inhalt blhte den Plastikbecher richtig auf. Er schaute nach links. Ein Junge von etwa sechzehn Jahren, vermutlich arabischer Herkunft, ging ganz in einem Online-Game auf.

Rechts von ihm saß eine dunkelhäutige junge Frau in einem dünnen Blumenkleid und schrieb stirnrunzelnd eine Mail.

Genau das musste er jetzt auch tun: eine Mail schreiben. Aber es fiel ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Ob nun in der fremden oder in seiner eigenen Sprache,

es lief auf dasselbe hinaus: Sie hatten es vermasselt. Nein, schlimmer: Er hatte es vermasselt.

Ihm stand noch deutlich vor Augen, wie entgeistert sein Chef gewesen war, als er das Kind von der Mutter weggeholt hatte. Warum eigentlich, hatte Miguel nicht recht begriffen. Er

hatte den Auftrag bekommen, diesen Sven Nielsen ordentlich unter Druck zu setzen. Wie, das durfte er sich selbst aussuchen, solange dabei niemand ums Leben kam. In Kolumbien wurden jeden Tag durchschnittlich sieben Menschen entführt. Zweibis dreitausend im Jahr. Männer, Frauen, Kinder.

Journalisten, Mitarbeiter
von Hilfsorganisationen –
Arme genauso wie
Reiche. Es war eine
effektive Methode, die
eigenen Interessen
durchzusetzen. Um ihre
Liebsten
wiederzubekommen,
waren die Leute zu allem
bereit. Svens Sohn zu
entführen, war ihm als

das Naheliegendste erschienen. Erst die Reaktion seines Chefs hatte ihm klargemacht, dass er sich einen Schnitzer geleistet hatte. In Europa war jede einzelne Entführung eine große Schlagzeile wert. Die eines Kindes erst recht.

Per E-Mail hatte sein Chef ihm aufgetragen,

den Kleinen sofort zurückzubringen. Aber als Miguel in St. Maure angekommen war, war der Junge nicht mehr dort gewesen. Jemand war ihm zuvorgekommen.

Wie auch immer. Er hatte die ganze Operation jedenfalls sträflich unterschätzt.

Damit musste er nun allein fertig werden.

Er loggte sich in sein Hotmail-Account ein und tippte eine Nachricht. Er fasste sich kurz und bat ausdrücklich um Instruktionen. Formuliert vorsichtshalber so, dass die Mail, wenn sie in falsche Hände geraten sollte, wenig hergeben würde.

Er schickte die
Nachricht ab und
schlenderte zur
Kaffeemaschine. Wenn
sein Chef nicht jetzt
sofort antwortete, dann
bestimmt noch vor zehn.
Mit einem Plastikbecher
voll heißem Kaffee setzte
er sich wieder vor den
Computer und schlug die
Zeit tot, indem er im
Internet surfte.

Hin und wieder glitt
sein Blick zu den
übereinandergeschlagenen
Beinen der
dunkelhaarigen Frau
neben ihm. Ihr kurzer
Rock gab die Sicht auf
ihre rasierten Waden frei.
Er versuchte gar nicht
erst, Blickkontakt zu ihr
zu bekommen. Es war
sinnlos. Mit seinen von

den Mundwinkeln bis zu
den Ohren verlaufenden
zackigen Narben war er
ein Monster, eine
wandelnde Zombie-Show.
Also fickte er derzeit nur
noch Frauen, die
entweder zu stoned oder
zu betrunken waren, um
mitzubekommen, was sie
taten. Oder so hässlich,
dass sie mit dem
erstbesten steifen

Schwanz vorliebnahmen.
Die Frau neben ihm war
allerdings weder stoned
noch betrunken. Und
hässlich schon gar nicht.

Außerdem hatte er
anderes zu tun.

Er konzentrierte seine
Aufmerksamkeit wieder
auf den Bildschirm.

Keine Reaktion.
Hoffentlich meldete der
Chef sich noch im Lauf

des Abends.

Er loggte aus und ging nach draußen.

29

Im linken Außenspiegel sah er Sven zurückkommen. Er hatte eine neue Armschlinge und trug in der linken Hand eine volle Plastiktüte. Etwa zehn Meter hinter ihm, an der Straßenecke, stand ein Mann in weißem Kittel,

der sich mit erhobener Hand von Sven verabschiedete. Der hatte noch die letzten Meter zum Wagen, bevor er sich auf dem Rücksitz niederließ.

»Musstest du dich jetzt unbedingt von ihm rausbringen lassen ?«, fragte Maier.

»Tut mir leid. Ich hab mir nichts dabei gedacht.

Er ist einfach
mitgekommen.«

Maier drückte auf den
Startknopf rechts neben
dem Lenkrad. Der Laguna
sprang an, und er steuerte
den Wagen vom Rand des
Bürgersteigs auf die zu
beiden Seiten von
Blumenkübeln gesäumte
breite Allee. Le Chesnay
war durchaus eine schöne
Stadt, und die Gemeinde

tat offenbar ihr Bestes, damit das so blieb, aber an Maier ging das völlig vorüber.

Thomas kroch seinem Vater auf den Schoß und klammerte sich an ihn.

»Alles in Ordnung?«, fragte Maier.

»Ja. Es steckte keine Kugel drin. Aber das Muskelgewebe ist

ziemlich kaputt, und es ist viel Dreck in die Wunde gekommen. Er hat sie ausgespült und genäht.«

»Und hat er irgendwelche Schwierigkeiten gemacht?«

Sven zögerte. »Die Geschichte von dem Jäger hat er geschluckt, aber er fand es sonderbar, dass

ich nicht ins Krankenhaus
gegangen bin. Ehrlich
gesagt, ich bin kaum
wieder rausgekommen.
Eigentlich fand Benoît es
unverantwortlich, in
meinem Zustand in die
Niederlande zu fahren.
Ich sollte lieber über
Nacht bei ihm bleiben,
hat er gesagt. Er hatte
schon den Telefonhörer in
der Hand, um seiner Frau

Bescheid zu sagen, dass sie das Bett für mich machen sollte. Ich bräuchte dringend Bettruhe, meinte er. Ich musste ihm hoch und heilig versichern, dass ich über Nacht in Paris bleiben würde, sonst hätte er mich gar nicht gehen lassen.... Können wir nicht vielleicht doch in

Jacks Appartement
übernachten? Und
morgen früh auf brechen
?«

»Du kriegst alle
Bettruhe der Welt. In
sechs bis sieben Stunden.
«

»Aber ...«

»Du hast jetzt dein
Morphium, einen frischen
Wundverband und das
Antibiotikum. Ich muss

schnell die Sache mit der Bodenfliese regeln, dann bringen wir den Wagen zurück, und danach kannst du die ganze Rückfahrt über schlafen. Wenn du die Augen wieder aufmachst, sind wir schon in den Niederlanden.«

Sie hatten den Autobahnring rund um

Paris noch nicht erreicht,
da standen sie schon im
Stau. Der Laguna war
zwischen Lastwagen, Pkw
und Reisebussen
eingequetscht.

Motorräder schlängelten
sich im Schritttempo
zwischen den Wagen
hindurch. Den

Staumeldungen aus dem
Radio zufolge war dies

erst der Anfang.

Frustriert schlug Maier mit den Fäusten aufs Lenkrad. »Fuck!«

»Sil?« Sven meldete sich von der Rückbank aus zu Wort. »Mir ist nicht gut.«

Maier schaute kurz über die Schulter zurück. Sven war kreidebleich und völlig verschwitzt. Er sah aus, als könnte er

jeden Augenblick in Ohnmacht fallen.

»Ich muss schlafen. Ich brauche ein Bett. Bitte, von diesem dauernden Stop and Go wird mir ganz übel.«

Mit einem raschen Blick auf die Uhr stellte Maier fest, dass es halb zehn Uhr abends war. In Jacks Safe House erwartete ihn noch ein

ziemliches Stück Arbeit. Der Austausch der Fliese musste an sich kaum länger als eine halbe Stunde dauern, vorausgesetzt, eine von denen, die er beim Mr. Bricolage gekauft hatte, passte in Größe und Farbe. Aber dann mussten sie auch noch den Laguna bei Hertz abgeben, und

wenn nicht er selbst ins
Visier der
Überwachungskameras
auf dem Flughafen
geraten wollte, musste
Sven das erledigen. Der
aber sah leichenblass aus,
war todmüde und
gestresst. Den Tierarzt in
diesem Zustand auf den
hektischen Charles-de-
Gaulle-Flughafen zu
hetzen, brachte sie

möglicherweise noch in Schwierigkeiten.

Vielleicht fuhr er jemandem hinten drauf oder fiel am Schalter in Ohnmacht. Denkbar war alles.

Maier wollte am liebsten nach Hause, so spät es auch werden mochte. Aber unter den gegebenen Umständen war eine Übernachtung in

Paris wahrscheinlich
keine schlechte Idee. Eine
Nacht in Jacks
Appartement gut
durchschlafen, sodass sie
am nächsten Morgen
halbwegs fit aufbrechen
konnten.

»Okay«, sagte er,
während er im
Rückspiegel Svens
erschöpften Blick auffing.

»Wenn du drauf bestehst
...«

30

Susan stand vor einem
zwei Meter hohen Zaun,
der Walter Elias'
Vorgarten vom
Bürgersteig trennte. Das
Tor war geschlossen. Das
sanfte Licht einer
einsamen Laterne fiel auf
die perfekte Gartenanlage
und die Auffahrt mit

Kopfsteinpflaster. An deren Ende, keine dreißig Meter von Susan entfernt, stand das herrschaftliche Haus.

Walter Elias hatte sie als einen armen Studenten in Erinnerung, als jemanden, der sich in eher fortgeschrittenem Alter an der Uni eingeschrieben und seinen Lebensunterhalt

mit allerlei Jobs
bestritten hatte. Was
genau er studiert hatte,
wusste sie nicht mehr,
aber diesem Haus und
dem gesamten Drum und
Dran nach zu urteilen
wohl nicht gerade
Philosophie.

Wieder begann der
Zweifel an ihr zu nagen.
War es auch wirklich kein
Irrtum? Stand sie hier

nicht vielleicht doch bei
dem falschen Walter
Elias vor der Tür?

Sie schüttelte den
Gedanken ab. Sie würde
schon früh genug
dahinterkommen. Auch
wenn sie sich nach all der
langen Zeit an viele
Details nicht mehr
erinnern konnte —
bestimmte Merkmale

standen ihr noch klar vor Augen. So war der Walter, den sie damals gekannt hatte, extrem lang und dürr gewesen. Wenn gleich ein hitzköpfiges kleines Männlein hervorgestürmt käme, konnte sie sich immer noch überlegen, wie sie aus der Sache wieder herauskam.

Im Übrigen tat sie ja

nichts Verwerfliches.

Bei anderen Leuten an der Tür zu klingeln, war nicht verboten. Auch nicht mitten in der Nacht.

Rechts von dem Tor stand eine Säule mit einer modernen Gegensprechanlage.

Susan trat einen Schritt vor und betätigte den von hinten beleuchteten Klingelknopf. Vor

Spannung zitternd, hielt sie ihn eingedrückt.

Nach etwa einer Minute ging im ersten Stock Licht an, woraufhin sie den Klingelknopf losließ. Im nächsten Augenblick fiel ein rechteckiger Streifen Licht in die Auffahrt, und aus der Gegensprechanlage kam

eine krächzende Stimme.

»Was ist los?«

Sie beugte sich vor.

»Walter Elias?«

Ein paar Sekunden
Stille. »Ja, das bin ich.
Wer ist da? Was ist denn
los?«

»Susan Staal. Ich habe
heute Nachmittag
angerufen. Ich würde Sie
gern sprechen.«

»Jetzt ... ?«

Stille.

»Menschenskind«, rief er plötzlich. »Hau ab, bevor ich die Polizei rufe!«

»Erst wenn ich mit Ihnen gesprochen habe.«

Wieder ein Augenblick der Stille. »Sie sprechen doch mit mir.«

»Unter vier Augen.«

»Worum geht es?«, tönte es aus der

Gegensprechanlage, die derart schepperte, dass die Worte kaum zu verstehen waren.

»Um meine Mutter.«

»Ich rufe jetzt die Polizei. Das ist ja ungeheuerlich.« Es klang nicht sonderlich überzeugend.

»Tun Sie das«, sagte Susan knapp. Sie hatte

damit gerechnet. Es machte ihr nichts aus. Die sollten sie ruhig verhaften, wenn sie es nicht lassen konnten. Sobald sie freikäme, stünde sie hier wieder vor der Tür. So lange, bis ihre Fragen beantwortet wären.

Der Zaun knarrte. Unwillkürlich wich sie ein Stück zurück. Das Tor

öffnete sich automatisch,
und vor der Haustür
sprang ein Licht an.
Angespannt ging Susan
die Auffahrt hinauf.

Ein Mann in grünem
Bademantel und mit vom
Schlafen plattgedrückten
grauen Haaren öffnete die
Tür.

Es war zwanzig Jahre
her, dass sie Walter Elias
zum letzten Mal gesehen

hatte. Er war es.
Zweifellos. An seinen
Augen las sie ab, dass er
sie ebenfalls erkannt
hatte.

»Komm rein«, sagte er.

Er ging voraus. Der
Flur führte zu einem
Raum an der Rückseite
des Hauses. Auf dem
Parkett lag ein großer
Perserteppich in Blau-

und Elfenbein-Tönen, und an der Wand stand eine antike Uhr. Hinter dem englischen Schreibtisch ein Bücherregal, das bis unter die Decke reichte.

»Setz dich.« Mit einer einladenden Geste deutete Walter auf einen kleinen Chesterfield-Sessel hinter dem Schreibtisch.

»Ich bleibe lieber stehen.« Ihre Stimme

behte.

»Auch gut.«

Walter nahm nun selbst in dem Sessel Platz. Das gemaserte rote Leder knarrte. »Was möchtest du wissen?«

»Mein Vater ist letzte Woche gestorben. Vor seinem Tod hat er noch etwas über meine Mutter gesagt.«

Walters

Pupillen

schiene sich zu weiten.
Aber vielleicht täuschte
das auch.

»Ich habe so das
Gefühl, dass sie nicht
mehr am Leben ist«, fuhr
sie fort. »Und dass du mir
darüber mehr erzählen
kannst. Vorher werde ich
dieses Haus nicht wieder
verlassen.«

Walter schob den

Füllfederhalter auf seiner Schreibunterlage ein Stück von sich weg. Er errichtete eine Barriere, eine symbolische Grenze: bis hierher und nicht weiter.

Und er mied ihren Blick.

»Du weißt es«, sagte sie. »Du weißt, was damals geschehen ist.«

»Manchmal ist es

besser, bestimmte Dinge nicht zu wissen«, sagte er knapp.

»Das zu beurteilen, ist nicht deine Sache«, sagte sie streitlustig. »Ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren.«

Kurz schwiegen sie beide. Außer dem Ticken der Standuhr war in dem Arbeitszimmer kein Laut zu vernehmen.

Walter sah Susan an.
Mahlte mit den Kiefern,
als kaute er auf
irgendetwas.

Dann schüttelte er den
Kopf. »Es ist so lange
her, lass es doch ruhen.«

Also doch.

»Nein.«

Sie trat einen Schritt
auf ihn zu, blieb vor
seinem Schreibtisch

stehen. Ließ die Hand in ihre Tasche gleiten und schloss die Finger um das Stungun. Zu Hause hatte sie gründlich die Gebrauchsanweisung studiert. 750 000 Volt konnte das Ding erzeugen. Auf dem Weg nach Tilburg hatte sie sich unzählige Male vorgestellt, wie sie die durch Walter Elias'

Körper hindurchjagen
würde, wenn der es sich
einfallen ließe, ihr
irgendein Theater
vorzuspielen.

Mittlerweile war sie
sich nicht mehr so sicher.

Vielleicht lag es an
Walters Haltung. Der
Mann ihr gegenüber
wirkte weder feindselig
noch arrogant. Er strahlte
eher eine Art von

Traurigkeit aus.
Resignation.

Das befremdete sie.

»Wenn ...«, setzte sie an, »... wenn mein Vater sie ermordet haben sollte, könnte ich meinen Frieden damit schließen. Er ist nicht mehr unter uns. Er ist tot. Wenn ich wüsste, dass es tatsächlich so war, könnte

ich es wenigstens
innerlich einordnen.«

Walter blickte erstaunt
auf. »Meinst du das ernst,
Susan? Dein Vater küsste
den Boden unter ihren
Füßen. Er hätte ihr nie ein
Haar gekrümmt,
niemals.«

Ihre Unterlippe zitterte.
Der Jähzorn und die
dominante Art ihres
Vaters hatten ihre

gesamte Jugend
überschattet. Als Kind
hatte sie ihn geliebt, wie
alle Kinder ihre Eltern
lieben: vorbehaltlos. Aber
die Angst vor seinen
Wutausbrüchen und der
Schmerz, den er ihr mit
seinen hartherzigen
Worten und seiner
Gefühlskälte zugefügt
hatte, hatten diese Liebe
nach und nach erstickt.

Bis sie schließlich sogar angefangen hatte, einen Mörder in ihm zu sehen. Den Mörder ihrer Mutter.

Hatte sie ihn so falsch eingeschätzt?

Sie zitterte am ganzen Leib. Um nicht loszuheulen, musste sie sich so zusammenreißen, dass sie unwillkürlich den Mund verzog.

»Wer war es?«,
flüsterte sie. »Sag es mir.
Ich bin keine vierzehn
mehr. Ich kann es
verkraften. Wer hat
meine Mutter ermordet
?«

Walter holte tief Luft.
Lehnte sich in seinem
Sessel zurück. Fuhr sich
durchs graue Haar und
blickte hilfesuchend um
sich. Dann sah er ihr

plötzlich direkt ins
Gesicht.

»Deine Mutter, Susan«,
sagte er, wobei er jedes
Wort sorgfältig abwog,
»ist nicht tot.«

31

Der Wind zerrte an
Miguels Jacke, während
er die Feuertreppe an der
Seite der achtstöckigen
Wohnkaserne hinaufstieg.
Die Stufen ächzten unter
seinem Gewicht. In dieser
Höhe hatte der Wind
freies Spiel. Noch höher,
hoch oben am dunklen

Himmel, waren heute
Nacht keine Sterne zu
sehen. Eine dichte,
stürmisch
vorangetriebene
Wolkendecke über der
französischen Hauptstadt
reflektierte das
orangefarbene Leuchten
ihrer Millionen Lichter.
Plötzlich drehte sich der
Wind und fuhr ihm in das
schwarze Haar. Jeden

Augenblick konnte ein Unwetter losbrechen.

Er warf einen kurzen Blick nach unten. Aus zwanzig Metern Höhe sah dort alles so klein und unbedeutend aus. Ab und zu fuhren winzige Spielzeugautos auf der breiten Hauptstraße vor dem Gebäude vorbei. Leuchtende Laternen bildeten gelbe gepunktete

Linien zwischen den dunklen, rechteckigen Gebäuden. Lärm aus der Stadt fing man hier oben so gut wie gar nicht mehr auf.

Er stand jetzt ganz oben auf der Feuertreppe, die im Zickzack bis knapp unter das Dach führte. Vorsichtig legte er den länglichen

Kunststoffkoffer ab. Er war so lang, dass er ein Stück über den Absatz hinausragte. Miguel legte den Kopf in den Nacken. Das flache Dach des Bürogebäudes befand sich noch etwa vier Meter über ihm.

Er ging in die Hocke und holte ein zehn Meter langes Kletterseil aus dem Rucksack, dann ein

weiteres, etwas kürzeres, das er auf dem Koffer ablegte. Die längere Leine rollte er bis zur Hälfte ab und befestigte einen schweren Ankerhaken daran. Er nahm sich Zeit, so was musste man gründlich machen. Ein unordentlich gelegter Knoten konnte den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Er richtete sich auf.
Jetzt kam der
schwierigste Teil: dort
oben einen Halt zu
finden. Er schleuderte den
Ankerhaken in hohem
Bogen hinauf.
Schlingend folgte ihm
das daran befestigte Seil.
Zu tief. Mit einem lauten
Dinnng! schlug das
Metall gegen das

Mauerwerk und fiel wieder herunter. Er holte noch einmal aus, nahm diesmal mehr Schwung. Mit Adleraugen verfolgte er die Flugbahn des Hakens, als wollte er ihn über den Dachrand hinüberdirigieren. Das dreizackige Ding verschwand hinter dem Dachrand. Vorsichtig zog er an dem Seil. Befestigte

den Karabiner. Zog das Seil straff. Probierte es mit mehr Kraft. Der Haken gab nicht nach. Er umfasste das Seil mit beiden Händen und hingte sich probeweise mit seinem gesamten Körpergewicht daran. Es hielt.

Aus dem Rucksack holte er einen Nylon-Brustgurt, den er über

seine Jacke zog. Rollte
das Kletterseil weiter ab
und machte den
Karabiner daran fest. Ein
auch nur halbwegs
beschlager Bergsteiger
hätte einen Koller
bekommen, aber Miguel
arbeitete mit seinen
eigenen Methoden, und
die hatten sich seit
zwanzig Jahren

wunderbar bewährt. An dem Kunststoffkoffer zu seinen Füßen waren zwei weitere Karabinerhaken befestigt. Er zog das kürzere Seil durch diese hindurch und befestigte es an seinem Handgelenk.

Dann lehnte er sich schräg zurück und zog sich mit beiden Armen an dem Seil hoch, die Füße gegen das Mauerwerk

gestemmt. Den immer stärkeren Wind ignorierend, arbeitete er sich in gekonnter Alpinisten-Manier an der Wand des Bürogebäudes hinauf, während seine behandschuhten Hände das Seil mit eisernem Griff umklammerten. Schritt für Schritt, Griff für Griff arbeitete er sich vor.

Fast war er oben. Schon hörte er das Metall des Hakens unter seinem Gewicht am Mauerwerk scheuern. Mit zusammengebissenen Zähnen brachte er einen Ellbogen aufs Dach, schwang das rechte Bein über die Kante. Rollte über den breiten, hohen Dachrand, kauerte sich

auf die Fersen und holte das Seil ein. Rollte es auf und verstaute es wieder im Rucksack. Dann löste er den Knoten vom Handgelenk und legte sich flach aufs Dach, sodass er hinunterspähen konnte. Was jetzt kam, war Präzisionsarbeit. Ganz langsam zog er den Koffer hoch, wobei er penibel darauf achtete,

dass der ein Meter dreißig
lange Gegenstand nicht
gegen die Mauer stieß.
Das wäre einem kleinen
Desaster
gleichgekommen.

Nachdem er den Koffer
sicher geborgen hatte,
löste er das Seil und
verstaute auch dieses im
Rucksack.

Jetzt hatte er alle Zeit
der Welt.

Solange er sich vom Dachrand fernhielt, konnte ihn hier oben niemand sehen. Mit vorgebeugtem Oberkörper ging er über den Belag aus Ziegelgrus zur Rückseite des Gebäudes. Lehnte den Rucksack an die Kante des Dachrands, die mit ihren etwa achtzig

Zentimetern Höhe fast schon wie eine breite Betonreling aussah. Indem er sie als Rückenlehne benutzte, machte er es sich gemütlich. Nahm einen Frühstückssriegel aus dem vorderen Fach seines Rucksacks und aß ihn mit großem Appetit. Spülte den süßlichen Geschmack mit dem Inhalt einer

Viertelliterflasche Perrier hinunter. Gelangweilt blickte er in den Himmel, wo die Wolken sich übereinanderstapelten und zusammenballten, unablässig in Bewegung.

Es wirkte in dieser Höhe fast, als würde das Gebäude sich sanft im Wind hin- und herwiegen. Wahrscheinlich war das tatsächlich der Fall, auch

wenn man drinnen nie etwas davon merkte. Das Zellophan und die leere Flasche verschwanden wieder in der vorderen Rucksacktasche.

Konzentriert öffnete er nun den Koffer. Die tschechische CZ 700 Sniper Subsonic glänzte leicht. Die insgesamt einen Meter und

zweiundfünfzig
Zentimeter lange Waffe
wog annähernd sieben
Kilo und bot im Magazin
zehn .308 Winchester-
Subsonic-Patronen Platz.
Vorsichtig nahm er das
schwarz beschichtete
Scharfschützengewehr
aus dem Transportkoffer.
Das Zielfernrohr, ein
Schmidt & Bender PM II,
war millimetergenau

eingestellt. Man musste sich sehr vorsehen, die Justierung nicht zu beeinträchtigen. Auffällig war an der Waffe vor allem der Durchmesser des Laufs, der größer war als bei der normalen CZ 700. Das lag an dem Schalldämpfer: Dies war eins der wenigen Scharfschützengewehre, bei denen man keinen

Gehörschutz benötigte.
Vor allem wenn es in
Strömen regnete, war es
fast unmöglich, die
Herkunft eines Schusses
eindeutig zu bestimmen.
Entsprechend war die
tschechische
Präzisionswaffe ideal
dafür geeignet, in
bevölkerungsreichen
Gebieten aus großer

Entfernung zu schießen.

Ideal für
Meuchelmörder.

Er stellte das Zweibein,
das den Lauf stützte, auf
den Rand des Dachs.
Nahm das geladene
Magazin aus dem Koffer
und ließ es einrasten.
Drückte die Verriegelung
des Repetierhebels hoch,
zog Letzteren dann
zurück und schob ihn

wieder nach vorn, sodass die erste Patrone aus dem Magazin in den Lauf geschoben wurde. Den Sicherungshebel löste er vorläufig noch nicht.

Er spähte durch das Zielrohr, das wie ein Fernglas funktionierte und ein bemerkenswert helles und scharfes Bild der Umgebung wiedergab.

Langsam ließ er das schwach leuchtende Fadenkreuz über die Fassade des Gebäudekomplexes hinuntergleiten. Auf dem umzäunten Parkplatz der modernen Wohnsiedlung standen nur wenige Wagen.

Einer davon war ein schwarzer Renault

Laguna.

32

Er musste schlafen. Jeder Muskel in seinem Körper war übersäuert und lechzte nach Ruhe. Doch aus irgendwelchen Gründen war Maier trotzdem hellwach. Er ließ den Blick auf den beiden Schlafenden ruhen. Sven lag in dem

metallenen Doppelbett
auf dem Rücken, den
verletzten Arm mit der
Schlinge auf der Decke,
den anderen beschützend
um den Kopf seines
Sohns gelegt. Sein
Gesicht sah jetzt ganz
entspannt aus, er wirkte
Jahre jünger. Aller Druck
war von ihm abgefallen,
jegliche Anspannung aus
seinen Zügen gewichen.

Jetzt, da er seinen Sohn in Sicherheit wusste, war seine Haut ganz glatt und weich geworden.

Thomas drückte sich einen Zipfel der Decke ans Gesicht, das andere mollige Händchen lag reglos in der Hand seines Vaters. Verwuscheltes blondes Haar und eine ruhige, flache Atmung.

Stumm stand Maier am

Fußende und betrachtete
das Bild, das sich ihm
darbot.

Unschuld.

Geborgenheit. Liebe.

Kurz spürte er einen
Stich von Eifersucht.

Er war auch einmal so
ein kleiner Junge
gewesen. Aber einen
Vater, dem er so viel
bedeutet hätte, hatte er

nie gehabt. Nur
Wegwerfväter,
dutzendfach. Keiner von
ihnen war lang genug
geblieben, um etwas
zurückzulassen, was für
Maier von Bedeutung
gewesen wäre. Nur
fantasielose Mitbringsel,
Kuscheltiere, schnell
noch an der Tankstelle
gekauft, zusammen mit
dem Blumenstrauß für

seine Mutter. Als eine Art Abfindung oder als Eintrittsgeld für die paar Stunden, die sie mit ihr verbrachten und während derer sie die innere Leere dieser Frau ausfüllten, bis sie wieder verschwanden, um nie zurückzukehren. Und eine noch viel größere Leere zu hinterlassen.

Die Tankstelle an der

Straße zu ihrem Viertel
hatte nach dem Tod
seiner Mutter
wahrscheinlich einen
beträchtlichen
Umsatzrückgang zu
verzeichnen gehabt.

Mit einem letzten
Blick auf den schlafenden
kleinen Jungen ging er ins
Bad. Die Neonlampe
flackerte langsam auf. Er

nahm das Loch in
Augenschein, das die .45
in den Fußboden
geschlagen hatte. Es war
kaum vierundzwanzig
Stunden her, aber ihm
schien es Wochen
zurückzuliegen.

Gleichzeitig meinte er,
das Schießpulver noch
riechen zu können. Und
das Blut.

Er drehte sich zum

Spiegel um, betrachtete sein Gesicht. Falten um die Augen, dunkle Ringe darunter. Kleine

Bartstoppeln. Markante, dunkle Brauen und ein Augenpaar, das ihn dermaßen intensiv anstarrte, dass er kaum anders konnte als gebannt zurückzustarren.

Ins Gesicht eines Mörders.

Bei seiner
Konfrontation mit
Thierry in St. Maure hatte
er kurz einen
überwältigenden
Adrenalinstoß verspürt.
Eine Erregung, einen
Rausch. Als Thierry dann
wie ein abgeschlachtetes
Tier auf dem lehmigen
Boden lag: nur noch
Übelkeit.

Dann hatte sein Verstand wieder das Kommando übernommen. Und zwar so schnell und effizient, dass er selbst darüber erschrak, wenn er jetzt daran zurückdachte.

Er hatte keine Wahl gehabt, sagte er sich selbst. Früher oder später wäre es sowieso so gekommen.

Eine üble Sache blieb

es trotzdem.

Töten war nichts Heroisches. Überhaupt nicht.

Aber es war das, was ihn antrieb. Genau sein Ding. Sein Talent.

Thomas war in Sicherheit. Aber hatte er sich deshalb auf diese ganze Angelegenheit eingelassen? Nein. Es

hatte mit Thomas nichts zu tun. Der war bloß der Aufhänger gewesen. Das Alibi, mit dem er sein Gewissen beruhigt hatte.

Das war von Anfang an so gewesen.

Als Sven ihn um Hilfe gebeten hatte, hätte er ihn durchaus noch überreden können, zur Polizei zu gehen. Sven war ihm nicht gewachsen. Er hätte

ihn derart manipulieren können, dass er noch am selben Tag zu einem Kripobeamteten gelaufen wäre.

Aber das hatte er nicht getan.

Weil er es in seinem tiefsten Innern gar nicht gewollt hatte. Weil er in Wirklichkeit nur darauf gebrannt hatte, dem eigenen Körper und Geist

noch einmal das Äußerste abzuverlangen. In genau die Hölle zurückzukehren, der er vor nicht einmal zehn Monaten mit knapper Not entkommen war.

Was zum Teufel trieb ihn dazu? War er geistig gestört? Gehörte er zu einer neuen Art von Serienmördern, die zur

Abwechslung nicht
Frauen um die Ecke
brachten, um sich Kleider
aus ihrer Haut zu
schneiden, oder die mit
Jungfrauenblut
Botschaften an
Häuserwände schrieben,
die ihnen von fremden
Stimmen eingeflüstert
worden waren, sondern
die einfach Leute über
den Haufen knallten, die

zufällig auf der falschen
Straßenseite gingen?

War er im Grunde
nicht selbst auf die
falsche Seite geraten?

Aber wer hatte
eigentlich zu entscheiden,
wo genau diese
Trennlinie verlief? Er
selbst, getrieben von
einem Drang, den er nicht
unterdrücken konnte,
doch intelligent genug,

um seine Taten immer
wieder vernünftig zu
begründen – und sich
damit zu arrangieren?
Oder das Gesetz, das auch
nur von fehlbaren
Menschen gemacht war?
Oder vielleicht Gott? Ein
unfehlbarer Gott – die
Antwort auf alle Fragen,
auf die es noch keine
Antworten gab?

Warum reichte ihm eigentlich Susan nicht? Hatten sie zusammen nicht alles, was sie sich wünschen konnten?

Für Sil Maier war das anscheinend nicht genug.

Was sind deine Prioritäten?

Die Antwort war noch nie so eindeutig gewesen. Hier saß er, in einem unpersönlichen

Appartement in
Frankreich, mit drei
frischen Morden auf dem
Gewissen. Und nicht in
Den Bosch zu Hause bei
Susan, obwohl sie ihn
gerade jetzt dringend
brauchte.

Am meisten
erschreckte ihn jedoch,
dass er erst jetzt wieder
an sie dachte. In den

letzten Tagen war es ihm nicht einmal in den Sinn gekommen, sie anzurufen. Sie zu fragen, wie es ihr ging – und ihrem Vater. Oder ihr ein Lebenszeichen von sich zu geben. Mit einem simplen Telefonanruf die Sorgen zu zerstreuen, die sie sich womöglich machte.

Keine verdammte

Sekunde lang hatte er auch nur daran gedacht.

Man musste kein großer Psychologe sein, um daraus seine Schlüsse zu ziehen. Aber noch nie war es so schwer gewesen, wirklich hinzusehen.

Susan hatte Gefühle in ihm erweckt, von deren Existenz er vorher nicht einmal gewusst hatte.

Doch all ihre Sanftmut,
ihre Intelligenz und ihre
Sinnlichkeit zusammen
hatten der Destruktivität,
die in ihm wütete, keinen
Einhalt zu gebieten
vermocht. Die wucherte
in einem dunklen Winkel
seines Geistes, zu dem
Susan keinen Zugang
hatte.

Und er selbst ebenso

wenig.

Warum?

Vielleicht grübelte er einfach zu viel. Alles hatte seine Grenzen. So auch sein Vermögen zu begreifen, was ihn umtrieb. Der menschliche Geist konnte sich selbst nie ganz erfassen, hatte er einmal gehört. So wie eine Dose zwar viele Dinge, aber nicht sich

selbst umfassen, wie eine Schlange nicht sich selbst auffressen konnte.

Also brauchte man es gar nicht erst zu probieren.

In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Prioritäten.
Entscheidungen. Diese ständigen
Scheißentscheidungen.

Er drehte den Hahn auf und hielt den Kopf schräg unter das strömende Wasser. Rieb sich mit den Händen über das Gesicht. Schüttelte den Kopf wie ein nasser Hund und trocknete sich mit der Vorderseite seines T-Shirts ab. Ging ins Wohnzimmer, holte sein Handy aus der

Jackentasche und rief
Susans Handynummer an.

33

Fünf Uhr morgens, und
noch immer ließ die
Sonne sich nicht blicken.
Auf der Autobahn
schlitterte Susans Vitara
hin und her. Der Regen
prasselte auf das dünne
Kunststoffdach und
peitschte gegen die
Fenster, auch die

Scheibenwischer wurden mit den Wassermassen nicht mehr fertig. Das fünfzehn Jahre alte Fahrgestell rumpelte und ächzte.

Susan hatte das Radio angestellt, hätte aber nicht einmal sagen können, ob gerade Musik lief oder gesprochen wurde. Die dunkle Autobahn, auf der sich

unzählige große Pfützen
gebildet hatten, in denen
die Reifen ihres kleinen
Geländewagens nur
ausnahmsweise Halt
fanden, sah aus wie ein
Flickenteppich. Die
beiden rechten
Fahrspuren wiesen
Spurrillen auf, die sie
ihrem japanischen
Gefährt nicht zumuten
wollte. Die Reifen der

dort fahrenden Lastwagen
verspritzten so
gigantische Fontänen,
dass Überholmanöver
Selbstmordversuchen
gleichkamen. Die
waghalsige Fahrt
erforderte ihre gesamte
Konzentration.

Susan spähte durch die
Regenschleier hindurch
auf die roten Rücklichter

der vor ihr fahrenden
Wagen. Vor zwanzig
Minuten war sie an
Antwerpen
vorbeigekommen. Sie sah
auf den Tacho: siebzig
Stundenkilometer.

Hinter Gent ließ der
Sturzregen etwas nach.
Der Himmel hellte sich in
blassen Grüntönen auf,
aber die Sonne blieb noch
verborgen hinter einer

dicken Wolkendecke.
Susan gähnte. Ihr Rücken
und alle ihre Glieder
fühlten sich total
verspannt an.

Wie im Rausch fuhr sie
weiter. Versuchte sich
daran zu erinnern, wie es
in Wales ausgesehen
hatte, als sie zum letzten
Mal dort gewesen war.
Das lag keine vier Jahre
zurück. Sie war für eine

Reportage über eine
Landwirtschafts-Schau
hingefahren, von wo aus
es keine vierzig
Kilometer bis zu dem
Wohnort ihrer Mutter
gewesen wären. Das
wusste sie mittlerweile.

*Meine Mutter wohnt in
Wales.*

Aber warum, in Gottes
Namen?

»Das musst du Jeanny selbst fragen«, hatte Walter auf die Frage geantwortet. »Ich habe mich ohnehin schon sehr weit aus dem Fenster gelehnt.« Er war in einer sonderbar düsteren Stimmung gewesen.

Wales. Nie hatten sie dort Ferien gemacht. Weder Bekannte noch Freunde hatten sie in der

Gegend, Susan konnte sich an nichts aus ihrer gesamten Jugend erinnern, was auch nur entfernt mit Wales zu tun gehabt hätte, so sehr sie auch in ihrem Gedächtnis herumwühlte. Die Ausländer, die im Haus ihrer Eltern ein und aus gegangen waren, woher stammten die? Aus

Deutschland. Soweit sie sich erinnern konnte, waren es immer nur Deutsche gewesen. Nie jemand aus Wales.

Um Viertel nach sieben, als es seit etwa einer Stunde hell war und sie bei Calais den Schildern TUNNEL SOUS LA MANCHE folgte, um an Bord des Zugs zu gelangen, der die

Autofahrer auf die andere Seite des Kanals bringen würde, regnete es immer noch.

Bei einem der Schalter hielt sie an. Ein französischer Schalterbeamter fragte, wie lange sie auf der Insel bleiben würde. Einen Tag? Fünf Tage? Es gab anscheinend entsprechend unterschiedliche Tarife

für die Überfahrt. Da sie es im Vorhinein nicht sagen konnte, zahlte sie schließlich für eine einfache Fahrt.

Arbeiter in knallgelben Jacken und mit Walkie-Talkies dirigierten sie über die seitliche Einfahrt in den Bauch eines metallfarbenen Zugs. Nachdem sie durch

mehrere enge, von
Neonlicht erhellte
Waggons
hindurchgefahren war,
kam sie hinter einem
belgischen Volvo zum
Stillstand. Sie stellte den
Motor ab, legte den ersten
Gang ein und lehnte sich
zurück.

Es war nicht leicht,
sich in dem kargen Zug
die Zeit zu vertreiben.

Die meisten Leute blieben in ihren Autos sitzen oder gingen daneben gelangweilt auf und ab, um die Glieder ein bisschen auszuschütteln. Einige machten sich auf die Suche nach den Toiletten.

Susan streckte sich, zog die Füße auf den Sitz und faltete die Straßenkarte auf. Von

Folkestone führte die
M20 nach London. Im
Südwesten der Hauptstadt
musste sie in einem
unübersichtlichen
Straßengewirr die M4
nach Westen finden. Aus
Erfahrung wusste sie,
dass der grundsätzlich
verstopfte Autobahnring
um London einem
gründlich die Laune

verderben konnte. Jetzt, Anfang August, war es vielleicht nicht ganz so schlimm. Viele Briten lagen jetzt an den Stränden Spaniens oder machten Urlaub auf französischen *gîtes*. Die Strecke von Folkestone bis zur walisischen Grenze konnte sie vielleicht in drei Stunden zurücklegen.

Summend setzte der
Zug sich in Bewegung.
Schon bald führte der
Tunnel beträchtlich in die
Tiefe. Sie spürte den
Druckunterschied in den
Ohren. Draußen vor den
Fenstern sah man die
graue Innenwand des
Tunnels, der
neununddreißig
Kilometer lang war und
vierzig Meter unter dem

Meeresboden der Nordsee
verlief. Nicht gerade ein
Zimmer mit Aussicht.
Die Fenster hätte man
sich auch sparen können.
Oder die Tunnelwände
einer Gruppe von
Graffiti-Künstlern
überlassen und ihnen
damit das Geschenk ihres
Lebens machen. Täglich
reisten mehr als

achtzehntausend
Menschen durch den
Eurotunnel nach England
oder Frankreich, las sie in
einer Broschüre.
Sechseinhalb Millionen
im Jahr. Trotzdem, so tief
unter dem Meeresboden
in einer Röhre zu sitzen,
das blieb eine
beängstigende
Vorstellung.

Sie holte ihr Nokia aus

der Tasche. Jemand hatte sie anzurufen versucht. »1 nicht beantworteter Anruf «, zeigte das Display an.

NUMMER

UNTERDRÜCKT stand auf dem Display. Jemand mit einer Geheimnummer.

Sil?

Sie ließ sich den Zeitpunkt anzeigen: heute Nacht, fünf Minuten nach

vier. Vor nicht mal vier Stunden. Sie setzte sich aufrecht. Sie hatte nichts gehört, überhaupt nichts. Mit dem Daumen strich sie über die Tasten ihres Handys.

Zurückrufen?

Nein.

Sie schaltete den Vibrationsalarm ein und ließ das Ding in ihrer

Hosentasche
verschwinden.

34

Miguel lag reglos auf dem Dach. Seine schwarze Jeans klebte ihm an den Beinen, und seine Turnschuhe und Socken waren klitschnass. Von dem langen Stillsitzen waren seine Knie ganz taub geworden. Seine Narben juckten

höllisch, aber er erlaubte sich keinen Augenblick der Unaufmerksamkeit.

Das mit Gummi überzogene Kolbenblech des tschechischen Scharfschützengewehrs ruhte auf seiner Schulter. Seine Wimpern berührten das Glas des Zielfernrohrs, mit dem er unablässig den Haupteingang des

Wohnkomplexes im Auge behielt. Mit dem linken Auge schaute er in unregelmäßigen Abständen zu einem Fenster im ersten Stock hinauf. Gerade hatte jemand die Jalousie hochgezogen, aber was drinnen vor sich ging, konnte er trotzdem nicht erkennen. Immerhin war es ein Vorzeichen. Es

konnte nicht mehr lange dauern, bis sie nach draußen kommen würden.

Er dachte noch einmal an die E-Mail, die sein Chef ihm gestern um fünf nach halb zehn geschickt hatte. Kurz war Miguel über die Reaktion erstaunt gewesen. Jetzt war offenbar Schluss mit lustig. Auch sein Chef sah

wohl allmählich ein, dass elegante Methoden selten effektiv waren. Die Mail hatte an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen: Sven Nielsen sollte ausgeschaltet werden. Möglicherweise befand der Tierarzt sich in Begleitung eines Manns mit einem schwarzen Renault Laguna. Auch der durfte

nicht überleben.

Das Kind hingegen
musste unversehrt
bleiben. Um jeden Preis.

Zwei Stunden lang war
Miguel gestern um den
westlichen Teil auf dem
Périphérique
herumgekurvt und hatte
sämtliche Parkplätze aller
teureren Wohnkomplexe
systematisch
durchkämmt. Gerade

hatte er angefangen, sich Sorgen zu machen, ob er die Zielperson überhaupt noch aufspüren würde, als er in diese Straße eingebogen war.

Die knappe Ortsbeschreibung passte. Und siehe da: ein schwarzer Renault Laguna. Mit dem richtigen Kennzeichen.

Sein Chef konnte
beruhigt sein.

Im Lauf der letzten
Stunden hatte Miguel sich
auf eine Strategie
festgelegt. Ein

Kopfschuss wäre
unmittelbar tödlich.

Erneutes Anlegen und
Zielen kostete ihn
höchstens ein paar
Sekunden. Nummer zwei
wäre an der Reihe, eher er

überhaupt begriffen hätte, was geschehen war. Bei freiem Schussfeld wäre es wirklich eine Sache von Sekunden.

Das Problem war das Kind. Das würde wahrscheinlich auf dem Arm getragen, was bedeutete, dass er wenig Spielraum hätte. Ein halber Zentimeter

Abweichung hier oben konnte unten leicht eine Ungenauigkeit von zehn Zentimetern ergeben.

Die Sache musste unbedingt gelingen. Er musste zeigen, was er wert war. Seinem Chef beweisen, dass es eine ausgezeichnete Idee gewesen war, Miguel García Lopez anzuheuern. Besonders zufrieden

war der Chef in der letzten Zeit nicht mit ihm gewesen. Schon die Entführung des Kindes war ihm entschieden zu weit gegangen. Dass nun auch noch seine drei Männer ausgeschaltet worden waren, setzte dem Ganzen die Krone auf.

Miguel versuchte, nicht daran zu denken. Um einen sauberen Schuss

abgeben zu können,
musste er ruhig sein. Das
Zittern so weit wie
möglich eindämmen.
Zum Schießen würde er
den Atem anhalten und
dann genau zwischen
zwei Herzschlägen
abdrücken, damit sein
Körper im
entscheidenden
Augenblick so reglos wie

möglich war.

Miguel konzentrierte sich auf seine Atemzüge. Regelmäßig und ganz ruhig atmete er ein und aus. Versetzte seinen Körper in einen Zustand der Entspannung, wie es ihn normalerweise nur im Schlaf gab. Langsam, aber sicher bestand seine Welt nur noch aus dem Ausschnitt, den er durch

das Zielfernrohr sah. Aus einer zweiteiligen Schiebetür, die sich jeden Moment öffnen konnte, um seine beiden Zielpersonen hindurchzulassen.

One shot, one kill.

Lärm von der Straße riss ihn aus seinem hypnotischen Zustand heraus. Dort unten gab es irgendeine Aufregung.

Unwillig riss er sich von dem Zielfernrohr los und spähte in die Tiefe. Fünfundzwanzig Meter weiter unten stand ein gelber Firmenbus mit offenen Türen. Zugleich kam ein Lastwagen mit Anhänger auf den Parkplatz gefahren. Der Anhänger war knallblau, und die

Metallkonstruktion auf
der Ladefläche sah aus
wie ein beweglicher Kran.
Zwei Männer in gelber
Arbeitskleidung,
vermutlich Fahrer und
Beifahrer des kleinen
Busses, gaben dem
Lastwagenfahrer
irgendwelche
Instruktionen. Eine
ziemliche Wichtigtuerei
da unten. Gebannt starrte

er hinunter.

Bis einer der Arbeiter plötzlich heraufschaute. Rasch zog Miguel den Kopf zurück.

Was immer sie vorhatten, anscheinend wollten sie hier herauf. Deshalb der Kran. Vielleicht sollte eine Antenne installiert werden, ein Mobilfunkmast oder so

was.

Er musste hier weg.

Unterdrückt fluchend packte er die CZ wieder ein, als er plötzlich ein Scharren hörte. Er wandte den Kopf in die Richtung, aus der es gekommen war. In der Mitte des Dachs befand sich ein viereckiger Kasten mit einer Metalltür an der

Rückseite. Ein Zugang
vom Treppenhaus zum
Dach.

Wie erstarrt blieb
Miguel sitzen, einen
Moment lang
unentschlossen.

Hinter dem
kastenartigen Aufbau
kam ein Mann in gelbem
Overall zum Vorschein.
Er schien tief ins
Gespräch mit jemandem

verwickelt, der sich außerhalb von Miguels Blickfeld befand. Ohne sich umzusehen, stellte der Mann zwei schwere Gerätekoffer ab und verschwand wieder.

Vorgebeugt rannte Miguel zu der Feuertreppe. Ließ den Kunststoffkoffer an einem Seil auf deren obersten Absatz hinunter

und kletterte hinterher.
Missmutig brummte er in
sich hinein. Eine
Verzögerung, sagte er
sich, ein Aufschub. Aber
damit war die Mission
keineswegs abgeblasen.

Jetzt war Plan B dran.

Der war subtiler. Aber
genauso effektiv.

35

Maier war früh auf den Beinen. Um sechs Uhr von selbst aufgewacht. Er ging ins Bad, duschte und setzte Kaffee auf. Sven und Thomas schliefen noch. Nachdem er einen Kaffee getrunken hatte, fühlte er sich allmählich wieder wie ein Mensch.

Er ging in den Flur und nahm die Plastiktüte aus dem Mr. Bricolage in Poitiers mit ins Bad.

Auf dem Boden kniend, fing er an, die kaputte Fliese mit Hammer und Meißel herauszuschlagen. Es machte gehörigen Krach. Er hoffte nur, dass er in den Nachbarwohnungen niemanden aus dem

Schlaf riss. Die Einzelstücke verstaute er in der Plastiktüte und pulte dann mit der scharfen Kante des Meißels das mittlerweile platt geklopfte Geschoss aus dem Beton heraus. Bestrich den Untergrund mit Leim und passte eine neue Fliese ein. Der Farbunterschied war minimal – wenn man es

nicht wusste, war es kaum zu sehen. Er konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Er stand auf, setzte Fugenmörtel an und schmierte ihn in die Zwischenräume. Mit einem nassen Tuch, auf das er ein wenig Spülmittel gegeben hatte, wischte er die Reste ab.

Stand dann auf und nahm sein Werk noch einmal aus einigem Abstand in Augenschein. Bevor sie in etwa einer Stunde aufbrachen, würde er die Stelle noch einmal mit einem trockenen Tuch sauber wischen. Der Fugenmörtel nahm nach dem Trocknen womöglich einen etwas helleren oder dunkleren Ton an, aber

dass das auffallen würde,
kam ihm ausgesprochen
unwahrscheinlich vor.
Wie es jetzt war, musste
es reichen.

Keine Spuren mehr.

Er ging in den Flur
zurück, stellte die Tasche
bei der Tür ab und betrat
noch einmal das
Wohnzimmer. Ein
weißer, dreißig
Quadratmeter großer

Raum. Jack hatte nicht übertrieben, als er das Appartement »mehr oder weniger komplett leer« genannt hatte. Graues Laminat, weiße Wände, weiße Decke. Ein Zweisitzer aus Leder und ein Kubustisch, auf dem er heute Nacht dankbar seine Füße abgelegt hatte. An der Längsseite ein

niedriger weißer MDF-Tisch und ein Fernseher. Zur Beleuchtung hing eine Hundert-Watt-Birne von der Decke, danach war das Budget offenbar aufgebraucht gewesen. Kein Bild an der Wand, kein Teppich auf dem Boden, nichts. Der Raum war so kahl, dass jeder Laut nachhallte. Ein Durchgangs-

Appartement.

Unpersönlich.

Er ging weiter ins Schlafzimmer. Thomas war mittlerweile aufgewacht und sah ihn mit großen Augen an. Sven schlief noch.

»Hallo, Thomas«, sagte er freundlich. »Möchtest du was essen ?«

Ängstlich drängte der Kleine sich an seinen

Vater.

»Ich schon«, murmelte Sven und streckte sich.

»Wie spät ist es denn?«

»Viertel nach sieben. Ich hab meine Sachen schon gepackt.«

Sven schlug die Decke zur Seite und legte den Arm um Thomas. Der sah Maier immer noch argwöhnisch an. Sven

strich Thomas durchs
Haar. Im
Morgensonnenlicht
glänzte es ebenso
perlmuttern wie das
seines Vaters.

Sven räkelte sich noch
einmal: ausgestreckter
Arm, angespannte
Bauchmuskeln über den
Boxershorts. Dann ein
glückseliges Lächeln. Der
Tierarzt sah aus, als

wollte er gleich einen
Reigen tanzen und *A*
brand-new *day*
anstimmen. Für ihn hatte
der Tag gut angefangen,
stellte Maier fest.
Ausgezeichnet sogar.
Thomas war gerettet, sie
hatten sich ausgeschlafen,
und das Morphium trug
sicher auch seinen Teil zu
einer euphorischen
Stimmung bei.

Die Armschlinge sah noch aus wie gestern. Kein frisches Blut.

»Du schuldest mir noch eine Geschichte«, sagte Maier, wohl wissend, dass er Svens gute Laune damit auf einen Schlag verdarb.

Der ließ sich allerdings nicht so leicht aus dem Feld schlagen. Er grinste.

»Weißt du was? Ich erzähle dir alles. Macht mir nichts mehr aus. Ich fühl mich verdammt gut!«

»Das merk ich schon.«

Maier ging ins Wohnzimmer, zog die Jalousie vor dem Fenster hoch und schaute auf den Parkplatz hinunter. Der Laguna stand noch da. Immerhin.

Er hörte ein Schlurfen
hinter sich.

Sven setzte seinen
Sohn vor dem Fernseher
auf den Boden und
drückte ihm ein Sandwich
mit Marmelade aus einer
Zellophanverpackung in
die Hand. Er zappte der
Reihe nach durch die
Kanäle. Als er merkte,
dass Thomas auf einen
Zeichentrickfilm

angesprungen war, legte er die Fernbedienung aus der Hand und ging in die Küche.

Maier folgte ihm und sah zu, wie Sven sich Kaffee einschenkte. Gegenüber der Spüle befand sich ein kleiner viereckiger, grün gesprenkelter Tisch, an dem zwei Stühle mit

Rohrrahmen standen.
Sven setzte sich.

Maier lehnte mit
verschränkten Armen an
der Spüle. Er würde Sven
jetzt nicht wieder
davonkommen lassen.
Und wenn im nächsten
Augenblick das Haus
einstürzte: Er wollte hier
und jetzt hören, was der
Tierarzt ihm zu sagen
hatte.

»Ich höre«, sagte er nur.

»Du hattest recht«, sagte Sven nach einem kurzen Moment. Er nahm einen Schluck Kaffee.

»Wie du selbst gestern sagtest: Walter weiß von nichts. Er denkt, dass Thomas bei mir ist. Dass er Ferien macht. Unmittelbar nach der Entführung haben sie

mich angerufen, und ich bin auf der Stelle zu Valerie gefahren. Sie war völlig außer sich. Ich habe sie auf Knien angefleht, Walter nichts zu sagen, weil der bestimmt die Polizei gerufen hätte. Er kennt so viele Leute ... sie hätte ihn nicht abhalten können und ich erst recht nicht.

Hätten wir die Polizei in die Sache hineingezogen, hätten wir riskiert, dass Thomas es nicht überlebt. Das habe ich ihr gesagt. Und das hat ihr eingeleuchtet.«

Maier steckte sich eine Camel mit Filter an und nahm einen kräftigen Zug. Unverwandt blickte er Sven an.

»Ich habe sie angefleht,

mir eine Woche Zeit zu geben«, fuhr Sven fort. »Ihr geschworen, dass ich eine Lösung finden und die Sache ausbügeln würde. Was sie gerade durchmacht, ist ... die Hölle. Am Ende habe ich ihr gesagt, sie soll zu dem Campingplatz fahren, wo der Wohnwagen ihrer Eltern steht, und dort bleiben, bis ich mich

melde. Sie war mit den Nerven derartig am Ende, dass Walter, wenn sie zu Hause geblieben wäre, garantiert etwas gemerkt hätte. Sie hat ihm erzählt, sie würde mit einer Freundin Last Minute nach Portugal fliegen. Ich habe selbst daneben gesessen, als sie mit ihm telefoniert hat. Den Mund

musste ich mir fusselig reden, um sie dazu zu bringen. Den Ausschlag hat dann wohl gegeben, dass es womöglich aus dem Ruder gelaufen wäre, wenn die Polizei sich der Sache angenommen hätte. Was ich auch tatsächlich immer noch glaube. «

Maier ließ Sven nicht aus den Augen. »Und deshalb bist du zu mir

gekommen.«

Sven rieb sich den Mund ab und strich sich durchs Haar. »Ich ... ich schäme mich so. Ich hab wirklich alles verbockt, glaube ich.«

»Weiter.« Sven sollte wieder zum Kern der Sache kommen.

Den Blick auf die Tischplatte gerichtet, fuhr der Tierarzt fort. »Als ich

noch hier in der Gegend gearbeitet habe, war ich oft auf der Rennbahn, in der Nähe von Poitiers. Routineuntersuchungen, Impfungen und so was. Dort habe ich Alain Lardin kennengelernt. Netter Typ, oder zumindest machte er einen netten Eindruck. In meinem Alter und sehr

versiert. Hatte eine Weile bei einem Apotheker gearbeitet und viel über die Entwicklung von Impfstoffen und dergleichen gelernt. Später hat er damit weitergemacht, in seiner Freizeit. Er hatte sich auf dem Dachboden ein kleines Labor eingerichtet und war überzeugt, dass er eines Tages irgendeine

Superformel entwickelt hätte, mit der er stinkreich würde. Ich glaube, er hätte es sogar geschafft. Er war sehr kreativ. Aber auch launenhaft, und er trank gern mal einen über den Durst. Manchmal nahm er sogar Kokain oder so was, und dann wusste er überhaupt nicht mehr, was er tat.«

»Klingt ja reizend.«

Gleichmütig zuckte

Sven mit der

unversehrten Schulter.

»Wenn er arbeitete, war

Alain immer ganz

ernsthaft bei der Sache.

Aber ansonsten führte er

ein eher wildes Leben.

Am Anfang kannte ich

hier natürlich nicht viele

Leute. Im Gegensatz zu

ihm. Er kannte einfach
jeden. Vom
Bäckermeister bis hin zu
den zwielichtigsten
Typen – er kam mit allen
gut aus. Am Freitagabend
fragte er mich ab und zu,
ob wir nicht zusammen
losziehen sollten, was
trinken gehen. Frauen
aufreißen und so weiter,
du weißt schon. Ich muss
zugeben, das war immer

ziemlich lustig mit ihm.
Er leistete sich Sachen,
die wirklich unmöglich
waren, und er scherte sich
nicht weiter drum.
Irgendwie mochte ich
das. Eine echte Type.
Man konnte Spaß mit ihm
haben. Na ja, jedenfalls
haben wir uns
angefreundet.«

Allmählich fing Maier
an zu ahnen, worauf diese

Geschichte hinauslaufen würde.

»Irgendwann bin ich dann in die Niederlande zurückgegangen und hab meine Praxis eröffnet«, fuhr Sven fort. »Das war alles weit weniger lukrativ, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Leute denken immer, man würde als Tierarzt so viel

verdienen. In
Wirklichkeit dauert es
ewig, bis man die Praxis
und die Geräte abbezahlt
hat. Kaum hat man
endlich wieder ein
bisschen finanziellen
Spielraum, muss man
schon wieder neu
investieren. Man kommt
den technischen
Entwicklungen kaum
hinterher. Früher hat man

seine Blutproben an ein
Labor geschickt.
Heutzutage steht man
schon doof da, wenn man
die paar Blutwerte nicht
selbst ermitteln kann.
Oder kein
Computersystem hat. Und
das hört einfach nicht
mehr auf. Scheren,
Skalpelle – glaub mir,
immer wenn »med.« vor
etwas steht auf dem

Bestellzettel, kostet es
gleich ein Vermögen. Es
ist ein Fass ohne Boden.«
Er stellte seinen Becher
auf dem Resopaltisch ab
und seufzte tief. »Es lief
nicht gut. Es lief gar nicht
gut. Ich hab mich
abgerackert bis zum
Gehtnichtmehr. Tag- und
Nachtdienste,
Wochenendschichten.

Mitten in der Nacht riefen mich Leute an, weil ihre Katze schräg gefurzt hatte, und schon saß ich im Auto.«

»Und was hat Valerie dazu gesagt?«

Sven sah Maier erstaunt an. »Das war genau das Problem. Ohne Valerie hätte ich es vermutlich ganz gut geschafft. Sie gab

dauernd Geld aus, das wir gar nicht hatten. Meine Schuld. Ich ließ sie in dem Wahn, dass das alles kein Problem sei. Wie schlecht wir tatsächlich dran waren, hat Valerie nie erfahren. Ich habe den Kopf in den Sand gesteckt und mir eingeredet, dass es nächste Woche schon besser würde oder nächsten Monat. Ich

stopfte ein Loch mit dem
anderen, aber es kamen
immer wieder neue dazu.
Eine finanzielle
Kraterlandschaft, ich kam
einfach nicht mehr mit.
Als Valerie dann
schwanger wurde, habe
ich mich zwar gefreut,
aber zugleich hatte ich
Angst, dass wir überhaupt
nicht mehr

zurechtkommen würden.
Valerie ließ einen
Innenarchitekten
kommen, um das
Kinderzimmer entwerfen
und einrichten zu lassen
... Ich wiederum steuerte
geradewegs auf die
Insolvenz zu, konnte es
ihr aber nicht sagen. Es
ging einfach nicht. Also
halste ich mir noch mehr
Arbeit auf. Auch im

weiteren Umkreis, ich hab wirklich alles getan, was ich konnte, um wenigstens ein bisschen etwas dazuzuverdienen. «

»Und dann hat Alain Lardin angerufen«, sagte Maier.

Sven blickte auf. »Nein, er stand eines Tages bei mir vor der Tür.« Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht. »Er

war mit der Entwicklung
eines neuen Mittels
beschäftigt. Doping für
Rennpferde. *Tunen* wird
das genannt, so wie man
Autos frisiert. Nicht
nachweisbar, meinte
Alain, die Blutproben
kamen offenbar durch
jede Dopingkontrolle.
Und angeblich wirkte das
Zeug. Ein

Aufputzmittel für die
Muskeln, das zugleich der
Übersäuerung der
Muskulatur
entgegenwirkte. Ein super
Stoff. Ich war am Anfang
etwas skeptisch. Auf so
was hatte die Sportwelt
natürlich seit Langem
gewartet. Alle, die auch
nur ein rudimentäres
biologisches und
chemisches

Hintergrundwissen hatten und gern ein bisschen was dazuverdienen wollten, pfuschten zu Hause mit irgendwelchen Hormonen herum, immer in der Hoffnung, eines Tages das große Wundermittel zu erfinden.«

»Sind denn beim Pferdesport die Preisgelder so hoch?«

»Es gibt Rennen, bei

denen der Gewinner
fünfhunderttausend Euro
bar auf die Kralle kriegt.
Dann lohnen sich solche
Risiken unter Umständen.
Nicht in den
Niederlanden natürlich,
da ist mit Pferderennen
nicht viel los, und es
steckt auch kaum Kohle
drin, aber in Frankreich
oder Italien sieht das

schon ganz anders aus. Und wenn du noch weiter über den Tellerrand hinausschaust, wirst du feststellen, dass es zum Beispiel in den USA oder Australien eine ganz andere Nummer ist, von Asien noch ganz zu schweigen. Überleg dir mal, wie wild die Leute in den Niederlanden oder England auf Fußball sind

— und das ist noch
meilenweit von dem
entfernt, was
Pferderennen für einen
durchschnittlichen
Chinesen bedeuten.
International geht es da
um unglaublich viel
Geld.«

Maier gab ein
Brummen von sich. Er
hatte vor einiger Zeit
tatsächlich eine

Fernsehdokumentation
über Pferderennen in
China und Hongkong
gesehen. Ganze Familien
verzockten da ihr
Monatseinkommen auf
der Rennbahn. Zocken
gehörte zur Kultur.

»Aber das Preisgeld ist
noch gar nichts im
Vergleich zu den
Gewinnen, die man mit

Wetten machen kann«, fuhr Sven fort. »Vor allem wenn ein Pferd, das bislang ein Outsider war und keine großen Leistungen vorzuweisen hat, plötzlich gewinnt, dann hat man schnell mal das Vierzigfache vom ursprünglichen Einsatz wieder heraus. Rechne dir mal aus, was das bedeutet, wenn du

fünftausend einsetzt. Lass ein paar Leute mit deinem Geld dasselbe tun, und du stehst im Goldtalerregen. Vom Deckgeld noch ganz zu schweigen. Wenn ein junger Hengst derart auftrumpft, kommt die Nachfrage nach seinem Sperma in Gang, und zwar auf der halben Welt.« Sven nahm noch

einen Schluck von seinem Kaffee, der inzwischen kalt geworden war. »Die Gewinne sind also enorm. Folglich sind alle auf der Suche nach dem Wundermittel für Superpferde. Weil man damit stinkreich werden könnte.«

»Gibt es wirklich Züchter, die ihren Pferden

absichtlich Dopingmittel geben?«

Sven sah auf. »Machst du Witze? Die Frage ist eher, ob es auch welche gibt, die das nicht tun. Alain sah schon das große Geld in seine Taschen fließen. Er war dermaßen begeistert, dass er mich damit ansteckte. Wenn ich mitmache, habe ich gedacht, bin ich endlich

meine ewigen Geldsorgen los.«

»Aber es kam anders«, stellte Maier fest.

»Es war alles noch im Versuchsstadium. Das große Problem ist natürlich immer der Praxistest. Es gibt Mittel, die bei manchen Pferden fantastisch funktionieren, während andere daran krepieren. Man weiß es

vorher nie genau. Manche Substanzen scheinen die Tiere eine ganze Weile problemlos zu vertragen, und dann bekommen sie plötzlich Probleme. Weil der Stoff zum Beispiel die Magenwand angreift oder auf das Nervensystem einwirkt oder sonst irgendetwas verursacht, was für das

Tier eines Tages tödliche Folgen hat. Finde erst mal einen Rennstallbesitzer, der dir erlaubt, seinen Tieren ein Mittel zu spritzen, von dem du nicht mal selbst weißt, ob es funktioniert. Womöglich fügt es den Pferden Schaden zu, oder es ist plötzlich doch im Blut nachweisbar, wenn man aus Versehen einen

Kubikzentimeter zu viel injiziert hat. Darauf lassen die sich nicht ein. Pferde sind kostbar. Da stecken enorme Investitionen drin. Die überlassen dir ihre Tiere nicht einfach für irgendwelche Experimente.«

»Also hat er das Mittel getestet, ohne die Eigentümer davon in

Kenntnis zu setzen.«

»Ja, genau. Eine Zeit lang hat er es ausprobiert, und das Zeug schien in Ordnung zu sein. Er hat es mit einer Magensonde eingeführt, über die Nüstern. Eine ziemlich aufwendige Prozedur, zumal er sich ja dabei nicht erwischen lassen durfte. Mittlerweile hatte

er einen Geldgeber gefunden, der die Sache für potenziell lukrativ hielt und ihn dabei unterstützte, das Zeug im großen Maßstab auszutesten. So wie er es darstellte, war es quasi risikolos. Und ich brauchte das Geld. Also dachte ich irgendwann: Ich bin von Beruf Tierarzt, nicht Heiliger.

Zuerst habe ich versucht, an die großen Gestüte heranzukommen, aber da kriegte ich keinen Fuß in die Tür. Die haben ihre eigenen Leute. Doch es gibt auch Privatleute, die eher zum Spaß ein paar Rennpferde haben. Weil sie es toll finden, beim Derby auf der Rennbahn im VIP-Room zu sitzen, statt mit Hinz und Kunz

auf der Tribüne. Manche haben wohl auch einfach ein Faible für den Sport oder zu viele Thriller von Dick Francis gelesen.«

Allmählich dämmerte Maier etwas. »Walter Elias?«

Sven warf ihm einen schuldbewussten Blick zu. »Ich habe zwei seiner Pferde behandelt, ohne

dass er davon erfahren hätte. Und nicht nur *seine* Pferde.« Er starrte wieder auf die Tischplatte. »Das Zeug wirkte. Wie Alain das hingekriegt hat, weiß ich nicht, aber die Gäule gingen ab wie nichts, kamen problemlos durch alle Dopingkontrollen und blieben obendrein gesund. Ich bekam zweitausend Euro im

Monat in bar. Dafür musste ich die Pferde behandeln, mir entsprechende Notizen machen und sie an Alain weitergeben – das war alles. Es war eine Win-Win-Situation. Valerie konnte von dem Geld shoppen gehen. Wir konnten in Urlaub fahren. Und ich konnte bei den normalen Kunden immer

mehr Löcher stopfen.«

»Wo hast du das Zeug denn herbekommen? Ich nehme an, dass sie es nicht einfach mit der Post geschickt haben.«

Sven blickte kurz zur Seite. »Einmal im Monat habe ich es abgeholt. In Paris.«

»In dieser alten Kaserne, oder was immer

es war«, brummte Maier.

Sven nickte und schloss für einen Moment die Augen. »Tut mir leid«, sagte er mit dünner Stimme. »Es war mein einziger

Anknüpfungspunkt. Ich hatte drauf gehofft, dass sie den Vertrieb immer noch von dort aus organisierten. Alain ist umgezogen, und ich habe

keine Ahnung, wo er jetzt ist. Die letzten Male haben wir uns immer nur dort getroffen.«

Grimmig drückte Maier seine Zigarette im Spülbecken aus. Er wusste noch genau, wie Sven erst auf dem Périphérique und später auch in der Hauptstadt selbst mit dem Stadtplan herumhantiert hatte.

Dabei hätte er den Weg in Wirklichkeit blindlings gefunden, nachdem er die Strecke schon so oft zurückgelegt hatte. Monatlich.

Svens Nervosität hatte von Anfang an etwas Doppelbödiges gehabt.

»Was ist schiefgegangen?«

»Nachdem ich das

Zeug etwa ein Jahr lang eingesetzt hatte, ist eins von den Pferden krank geworden. Der

Eigentümer hat mich mitten in der Nacht telefonisch aus dem Bett geklingelt. Aber ich kam zu spät. Ich habe Blut- und Gewebeproben genommen und sie zu Hause unter das Mikroskop gelegt. Die

Zellen waren total degeneriert. So was hatte ich noch nie gesehen. «

»Und was hat der Eigentümer getan?«

»Nichts. Er hat den Abdecker kommen lassen, und der Sache wurde nicht weiter nachgegangen.«

»Weil der Tierarzt Sven Nielsen gesagt hat, den Kadaver zu sezieren,

sei nicht nötig.«

Sven verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Ja, ich musste mir den Mund fusselig reden. Ich hatte eine Heidenangst, es könnte herauskommen.«

»Dass du als Tierarzt, statt den Tieren wieder auf die Beine zu helfen, sie zu Tode behandelt

hast?«

»Das wusste ich am Anfang nicht.«

»Aber dass die Möglichkeit bestand, wusstest du sehr wohl.«

Sven erbebte. »Ja. Das lässt sich nicht leugnen. Ich war auch nicht besonders stolz auf mich selbst. Ganz und gar nicht.«

Maier steckte sich noch

eine Zigarette an. »Es blieb nämlich nicht bei diesem einen Pferd.«

»Das zweite war keine zwei Monate später dran«, sagte Sven resigniert. »Ich hab gedacht, ich drehe durch. Wieder Proben genommen, dasselbe Bild. Ich hab nachts kein Auge mehr zugetan, weil ich immer Angst hatte,

dass wieder jemand
wegen eines kranken oder
toten Pferdes anrufen
würde. Und irgendwann
wäre jemand misstrauisch
geworden und hätte
darauf bestanden, dass die
Todesursache von einem
externen Experten
festgestellt wird. Was
dann über mich
hereingebrochen wäre,

will ich dir lieber nicht erzählen. ... Mir war klar, dass wir aufhören mussten. Ich wollte sofort Schluss machen.«

»Aber davon wollte Alain nichts wissen.«

Sven grinste freudlos.
»Alain meinte, wenn man das Mittel nicht länger als ein Jahr einsetzen würde, könnte nichts schiefgehen. Ein Jahr,

eine Saison reichte in der Regel schon. Aber ich vertraute der Sache nicht mehr. Zumal ich das zweite Pferd mit eigenen Augen hatte sterben sehen, und es war kein Vergnügen. Das sind enorme Tiere. Da stirbt immer gleich so viel auf einmal. Das mit anzusehen, ist ein echtes Drama, kann ich dir

sagen.«

»Vor allem, wenn man weiß, dass man selbst dran schuld ist.«

Sven starrte auf einen Punkt an der Wand. »Der Besitzer stand neben mir und heulte. Er hat mich angebettelt, ich sollte doch etwas tun, was auch immer, um das Tier wieder auf die Beine zu

bringen – koste es, was es wolle. Und ich stand daneben und heulte mit, aber aus ganz anderen Gründen. Für mich stürzte eine Welt ein. Ich hatte Mitleid mit dem Pferd und auch mit seinem Besitzer, aber verdammt, ich hatte auch eine Heidenangst, dass die Sache ans Licht käme.«

Unvermittelt sah er
Maier direkt ins Gesicht.
»Diesen Privatleuten liegt
das Wohl ihrer Pferde
wirklich am Herzen. Und
so hätte es bei mir auch
sein sollen. Heulend stand
ich bei diesem sterbenden
Pferd, während der
verzweifelte Besitzer sich
an meine Schultern
klammerte. Und mir
wurde klar, dass ich total

auf die schiefe Bahn geraten war. Dass ich viel zu weit gegangen war.«

»Das wurde dir dann erst klar«, sagte Maier.

»Ja. Erst dann.«

Sven schob seinen Becher auf dem Tisch hin und her.

Maier musste noch einmal an das unterirdische Labor in St.

Maure denken. Die kleinen Gläser, die dort herumgestanden hatten, hatte Sven genauso hin und her geschoben. Das waren also die Grundstoffe für ein illegales Dopingmittel gewesen. Oder sogar die Endprodukte. Jedenfalls Substanzen, die Sven verdammt gut kannte. Trotzdem hatte er auf

Maiers Frage, ob er damit etwas anzufangen wisse, ausweichend geantwortet. Der zusätzliche Stress und Druck dieses Moments fanden in seinem sowieso schon überspannten Geist einen Ausweg in stereotypen Bewegungen, wie bei einem Autisten.

Maier starrte auf den Kaffeebecher und die

zitternden Finger, die ihn umklammerten.

»Aber die anderen waren nicht begeistert davon, dass du aussteigen wolltest«, sagte er.

»Nein«, sagte Sven überrascht und hielt auf einen Schlag die Hände still. »Vor einem Monat war ich zum letzten Mal in Paris. Ich habe Alain

die Proben gegeben und ihm gesagt, dass ich nicht mehr wollte. Dass das böse enden würde. Dass er ebenfalls damit aufhören musste. Aber er ist total ausgerastet, und erst in dem Moment wurde mir klar, wie tief er selbst in der Sache drinsteckte. Der Typ, der ihm finanziell ausgeholfen hatte, wollte

sein investiertes Kapitel
doppelt und dreifach
zurück.«

»Wer war das?«

»Keine Ahnung.

Wirklich nicht. Er wollte
es mir nie erzählen,
verständlicherweise. Als
ich zum letzten Mal dort
war und Alain gegen
mich loswetterte, musste
ich plötzlich an Valerie
denken, die mich

verlassen hatte, und an Thomas, der mir vorenthalten wurde. Und plötzlich sah ich, was für eine armselige Figur ich abgab – ein Tierarzt, der seine Seele an den Teufel verkauft hatte. Ich musste dringend mit mir selbst ins Reine kommen. Wie sollte ich sonst meinen Kunden noch unter die

Augen treten? Oder später
meinem eigenen Sohn?
Der Gedanke hat bei mir
das Fass zum Überlaufen
gebracht. Ich hab ihm
gesagt, für mich ist jetzt
Schluss, und ich würde
sie anzeigen. Ich bin kein
Verräter, Sil, das kannst
du mir glauben. Aber ich
wollte keinen Tisch
machen.«

»Und?«

»Noch am selben
Abend bekam ich in der
Praxis einen Anruf.
Jemand, den ich nicht
kannte, sagte in
gebrochenem
Französisch, wenn ich
nicht den Mund hielte,
würde meinem Sohn
etwas zustoßen. Und dass
ich den Pferden weiter
dieses Zeug geben sollte.
Sie wollten Prozentzahlen

wissen. Sie wollten allen Ernstes herausbekommen, wie viele Pferde draufgehen und wie viele das Zeug überleben würden ... Und ich war blöd genug, dem Typen zu sagen, dass er sich zum Teufel scheren soll. Dass ich sie zwar nicht anzeigen würde, weil mich das meine Praxis

kosten würde, aber dass ich bestimmt nicht weiter Pferde abmurksen würde. Dass sie sich das Zeug in den Arsch stecken sollten und dass ich nicht mehr nach Paris kommen würde, um es abzuholen. Und den Monat drauf bin ich tatsächlich nicht hingefahren. Später haben sie noch mal angerufen und wollten mich warnen,

aber ich habe einfach den Hörer aufgeknallt. Drei Wochen danach ist dann Thomas entführt worden.
«

»Wie hast du davon erfahren?«

»Am Telefon, wieder von demselben Typen. Ich bin sofort ins Auto gesprungen und nach Tilburg gerast. Valerie hockte noch ganz

apathisch vor der
Wohnungstür. Zu Walter
hatte sie noch keinen
Kontakt aufgenommen,
sie war total neben der
Spur.«

Sven sah zu Maier auf.
Ein Moment der
Verbindung zwischen
ihnen, wie unlängst in St.
Maure, in der Küche.
Dann war der Moment

verflogen.

»Willst du nicht hören,
warum ich dich
angelogen habe?«

Maier schüttelte den
Kopf. »Nein, ich kann's
mir ungefähr denken.«

Er war sich ziemlich
sicher, wo der Hund
begraben lag. Er konnte
es Sven nicht verübeln. In
seine finanziellen
Probleme, die er

anscheinend jahrelang
mit sich herumgeschleppt
hatte, hatte der Tierarzt
nicht mal seine eigene
Frau eingeweiht. In
diesem Fall war die
Scham noch viel
schlimmer. Sven war tief
gesunken und sich dessen
mittlerweile auch selbst
bewusst. Hinzu kam, dass
er kaum hatte einschätzen
können, inwieweit er

Maier vertrauen konnte.
Sven hatte Maier zwar
einmal an einer
Schusswunde operiert,
wusste aber bis heute
nicht, wie es damals zu
der Verletzung
gekommen war. Sehr
wohl aber hatte er einen
Partner in ihm entdeckt.
Einen Partner, der sich
vielleicht nicht zu fein

war, sich die Hände schmutzig zu machen.

Also hatte er einen Versuchsballon steigen lassen. Hatte einen Köder ausgeworfen, um zu sehen, ob Maier zuschnappte. Um seine Reaktion zu testen. Indem er hinzugedichtet hatte, Walter hätte mit der Sache zu tun, hatte er der Sache einen Anstrich von

Legalität gegeben –
Walter war immerhin
Strafrichter – und die
Schuld von sich
abgewälzt.

Nachdem die Sache
einmal ins Rollen
gekommen war, war ihm
wenig übrig geblieben,
als an seiner Geschichte
festzuhalten.

Es passte genau zu
Svens bizarren

Denkstrukturen.

Eigentlich ein Wunder, dass man mit einer so chaotischen Mentalität ein Medizinstudium abschließen konnte. Sven musste hochbegabt sein. Und womöglich zugleich an irgendeiner Art von Autismus oder einer ähnlichen Abweichung leiden, für die die

Wissenschaft noch keinen
Namen und keine
übereinstimmenden
Symptome gefunden
hatte. Vielleicht auch nie
finden würde.

Niemand war
hundertprozentig,
stromlinienförmig
normal. So etwas gab es
gar nicht. Obwohl man
Sven auf den ersten Blick
durchaus dafür hätte

halten können: Er machte
einen umgänglichen,
offenen, sowohl
sachlichen als auch
humorvollen Eindruck.
Vielleicht täuschte der
nicht einmal. Aber in
einer tieferen seelischen
Schicht lag da bestimmt
etwas im Argen, was
Sven indes durch seine
hoch entwickelte
Intelligenz im täglichen

Leben gut kaschieren
konnte.

Es erklärte einiges. Es
erklärte die Person Sven.

Plötzlich tat er ihm
richtig leid.

Bedächtig atmete
Maier den Rauch aus.
»Hast du irgendeine
Ahnung, wer dieser
Anrufer gewesen sein
könnte?«

»Nein, wirklich nicht. Niemand, den ich kenne, da bin ich sicher. Der Akzent sagte mir auch nichts.«

»Wer war sonst noch dabei, wenn du das Zeug abgeholt hast?«

»Niemand. Nur Alain. Aber ich weiß, dass mehr Leute dazugehörten. Alain sprach in dem Zusammenhang immer

von *wir*.«

Das genügte. »Wenn du den Kangoo nimmst und mit Thomas nach Hause fährst, würde ich den Laguna noch eine Woche behalten, vielleicht auch länger.«

»Warum?«

»Ich würde gern mal bei Alain Lardin vorbeischaun.«

»Zwecklos.«

»Du weißt doch, wo er gewohnt hat. Das ist schon mal ein Ansatz.«

»Du hast ihn erschossen, auf dem Hof.«

Maier hob die Brauen und schwieg.

»Waren da noch mehr Freunde von dir?«

Sven schüttelte den Kopf. »Die anderen

beiden kannte ich nicht.«
Er sah Maier in die Augen. »Sie hören nicht auf, oder? Sie machen bestimmt weiter. Es ist alles nur noch schlimmer geworden, stimmt's?«

Maiers Blick schweifte
ins Wohnzimmer.
Thomas hatte sein Brot
aufs Laminat gekrümelt
und starrte glasig auf die

Fernsehmattscheibe.

»Nein. Wir haben Thomas befreit, und sie haben drei Mann verloren. Aber sie schrecken möglicherweise nicht davor zurück, noch ein paar Schritte weiter zu gehen. Es ist sowieso verdammt riskant, solange wir nicht wissen, wer der Geldgeber ist.

Solange wir nicht wissen,
mit wem wir es zu tun
haben.«

*Mit wem ich es zu tun
habe,* korrigierte er in
Gedanken. Als Partner
hatte er Sven
abgeschrieben. Das würde
er ihm noch deutlich
machen müssen. Am
besten tauchte Sven mit
seinem Sohn irgendwo
unter, zum Beispiel in

einem Ferienhaus in
Deutschland, und ließ
sich von Valerie
Gesellschaft leisten.
Nachdem sie das Kind
wieder los waren, kamen
die Halunken sonst
womöglich noch auf die
Idee, sich Svens Exfrau
unter den Nagel zu
reißen.

»Hast du Valerie von

mir erzählt?«, fragte er unvermittelt und sah Sven durchdringend an.

»Nein«, sagte Sven resolut. »Wirklich nicht.«

Maier sah ihn forschend an. Sven hatte schon so viel gelogen. Ihm noch zu glauben, fiel nicht leicht. »Ich frage dich noch einmal, und diesmal will ich eine ehrliche Antwort. Es ist

wichtig: Was hast du
Valerie über mich
erzählt?«

»Ich habe nichts
gesagt.«

»Valerie denkt, du
kümmerst dich allein um
die Sache?«

Sven reagierte
geradezu entrüstet. »Sie
weiß gar nichts. Auch
nicht, ob ich alleine bin
oder das A-Team

engagiert habe. Nichts, ich habe ihr von dem ganzen Schlamassel kein Sterbenswörtchen erzählt. Ich hab bloß gesagt, sie soll mir eine Woche Zeit geben, die Sache zu klären, und so lange in dem Wohnwagen bleiben.«

Etwas in Maier sagte ihm, dass Sven die

Wahrheit sagte.

»Hast du sie schon
angerufen?«

»Nein.«

»Dann tu das am besten
jetzt gleich, bevor sie
ausflippt und doch noch
zum nächsten
Polizeirevier läuft, um da
ihr Herz auszuschütten.«

36

Susan war auf der M20 unterwegs, etwa zwanzig Kilometer vor London. In den vier Jahren, die sie nicht mehr auf der Insel gewesen war, hatte sie völlig vergessen, wie sehr die Briten sich in ihrer Mentalität von den Menschen auf dem

europäischen Festland
unterschieden. In den
zahlreichen Fernsehserien
schienen die Briten – von
ihrer Selbstironie
abgesehen – ganz
normale Europäer zu sein.
Doch das täuschte.

Vor einiger Zeit hatte
sie eine Untersuchung
gelesen, die besagte,
achtzig Prozent der
britischen Frauen würden

lieber ihren Mann als ihren Hund vor die Tür setzen. Sie meinte, bei ihren früheren Besuchen auch begriffen zu haben, warum. Die Männer hatten in der Regel eine Schwäche für das Pub um die Ecke, wo sie über »die Alte zu Hause« ihre Witze rissen.

Es war nicht die einzige Eigenart der

Briten. Linksverkehr, andere Währung, andere Steckdosen mit anderer Voltzahl, Meilen statt Kilometer. Die Briten schienen jede Gelegenheit wahrzunehmen, sich vom restlichen Europa zu distanzieren. Das hatte Susan auch früher schon bemerkt, aber wieder vergessen. Es fiel ihr

alles wieder ein, als ein laut hupender Vauxhall – im sonstigen Europa hieß die Marke Opel – sie fast von der Straße abgedrängt hätte.

Sie massierte sich die Schläfen. Ein Pochen im Kopf, bleischwere Lider und ein Gefühl, als wollte sich ihr der Magen umdrehen. Sie brauchte dringend einen Kaffee.

Schließlich bot sich die Möglichkeit, von der Autobahn abzufahren. Vieles hatten die Briten auch ganz prima geregelt. Beispielsweise gab es für Autobahnreisende praktische, große Einkaufszentren, wo man übernachten konnte, einkaufen, zocken und tanken. Susan ging in eine überdachte Shopping

Mall, zog Bargeld aus einem Automaten und stellte sich bei Costa, einer Coffee-to-go-Kette, in eine lange Schlange. Den Kaffee bekam man in Plastikbechern mit Deckel, weil die meisten Kunden ihn im Auto trinken wollten – das kannte sie aus den USA. Die Becher waren riesig.

In die kleinste Größe
passte immer noch
genügend schwarze
Brühe, um zwanzig
Wüstenratten zu
ertränken. Sie entschied
sich für Cappuccino und
nahm einen gezuckerten
Donut aus einem kleinen
Korb an der Kasse. Mehr
bekam sie wahrscheinlich
doch nicht herunter. Ihr
Magen rebellierte, weil

sie so nervös war und so wenig geschlafen hatte.

Während sie gegen den Strom von Müttern mit Kinderwagen und Anzugträgern zum Ausgang ging, fing ihr Nokia zu vibrieren an. Beim Versuch, das Handy möglichst schnell aus der Jackentasche herauszufischen, hätte sie um ein Haar den

Kaffeebecher fallen
gelassen.

»Susan?«

Der Becher fiel auf das
Pflaster.

»Sil?«

»Wie geht's deinem
Vater?«

»Er ist tot.«

Kurz blieb es still.

»Also doch.«

»Ja. Ich war dabei.« Sie

kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nicht näher darauf eingehen wollte. Nicht am Telefon. Also fragte sie: »Wo bist du?«

»In Paris.«

»Und was ist mit Thomas?«

»Sven und Thomas sind hier bei mir. Wir brechen gleich auf. In etwa fünf Stunden bin ich

bei dir.«

»Ich bin gar nicht zu Hause. Ich bin in England.«

Kurz blieb es still. »Ein Foto-Auftrag?«

»Nein, äh ...«

Ein älterer Mann starrte im Vorbeigehen demonstrativ auf den Kaffeebecher vor Susans Füßen und warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Ich war mit Reno zum Aufräumen in dem Haus von meinem Vater, und ...« Ihr stockte der Atem. Erst jetzt fiel ihr das sonderbare Loch wieder ein, das sie im Garten ihres Elternhauses gefunden hatte. Damit hatte alles angefangen. Das war ihr ganz entfallen. »Ich musste

plötzlich an zwei alte
Freunde von meinem
Vater denken«, fuhr sie
fort, »die nach dem Tod
meiner Mutter wie vom
Erdboden verschluckt
waren. Einen der beiden
habe ich aufgespürt.
Letzte Nacht hab ich bei
ihm geklingelt, und ...«

»Letzte Nacht?«

Sie ging darüber
hinweg. »... und er hat

gesagt, dass meine Mutter noch lebt. Ich musste ihn ein bisschen drängen, aber schließlich hat er mir ihre Adresse gegeben. Sie lebt angeblich in Wales. Ich bin sofort weitergefahren, ich hätte sonst doch kein Auge zugetan. Jetzt bin ich kurz hinter London.«

»Hat er dir erzählt, warum?«

»Nein, das sollte ich sie selbst fragen. Es kommt mir alles ganz unwirklich vor.«

»Ich wünschte, ich könnte bei dir sein.«

»Aber das geht nicht?«

Kurz blieb es still.

»Nicht so einfach«, sagte er schließlich und schien kurz zu zögern. »Ich kann am Telefon nicht darüber

reden. Aber ich
verspreche dir, dass ich
mich melde und so
schnell wie möglich
nachkomme.«

»Kann ich dich
anrufen?«

Wieder ein Zögern.
»Lieber umgekehrt. Wenn
ich zu Hause bin und sich
alles beruhigt hat, rufe
ich dich an.«

»Ja, in Ordnung«, hörte

sie sich selbst sagen. Sie gab sich alle Mühe, ihre Enttäuschung möglichst nicht durchklingen zu lassen. »Reno schläft übrigens zurzeit bei uns. Er ist aus seiner Wohnung rausgeflogen.«

»Schon in Ordnung. Also, wir fahren gleich los. Ich melde mich heute Abend.«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch. Pass
auf dich auf.«

»Du hast *was* gesagt? Du unglaublicher Vollidiot!« Roger sprang auf und packte Walter am Kragen. Stieß ihn grob zurück in den Chesterfieldsessel und blieb vor ihm stehen.

Walter wandte den Kopf ab, als könnte sein alter Freund ihn jeden

Augenblick schlagen.
Was tatsächlich nicht
ausgeschlossen schien.
»Das Mädel wusste nicht
mehr ein noch aus«,
murmelte er. »Was hätte
ich denn tun sollen?«

»Sie auf eine falsche
Fährte locken natürlich!«

»Wenn ... wenn sie
Jeanny tatsächlich findet,
wird der schon was
einfallen«, sagte Walter

vorsichtig. »Die wird schon kapieren, dass sie den Mund halten muss. Das tut sie schließlich schon seit zwanzig Jahren.«

»In ihrem eigenen Interesse.«

»Dann wird sie es doch auch weiter tun.«

Roger drehte an seiner Schlipsnadel und setzte sich auf Walters

Schreibtisch. Schlag die Beine übereinander und sah Walter ausdruckslos an. »Wie kannst du da so sicher sein? Wenn sie ihrer Tochter in die Augen sieht, bekommt sie vielleicht plötzlich das Bedürfnis, ihr Herz auszuschütten. Was verstehst du schon von Frauen?«

»Mord ist nach achtzehn Jahren verjährt«, sagte Walter rasch. »Sie wird bestimmt nicht von sich aus Anzeige erstatten, dazu hat sie keinerlei Grund. Und ... und vielleicht würden sie sich wegen der Verjährung gar nicht erst damit befassen.«

»Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass die Justiz

sich das zumindest mal anhören würde, Wally. Es geht hier schließlich nicht um eine Frau, die ihrem Mann mit der Bratpfanne den Schädel eingeschlagen hat. Da spielt viel mehr hinein, und einiges davon können sie auch von Jeanny erfahren. Dann dauert es nicht lange, bis sie zu dir

kommen. Und zu mir.«

Beide schwiegen sie.

»Wie hat das Mädel
dich eigentlich
gefunden?«, unterbrach
Roger schließlich die
Stille.

»Keine Ahnung. Sie hat
angerufen, und ich hab so
getan, als hätte sie den
Falschen erwischt,
ehrlich. Aber heute Nacht
stand sie plötzlich vor der

Tür.«

»Geran?«

Wie um seine Würde zurückzugewinnen, richtete Walter sich auf, doch es änderte nichts daran, dass er zu Roger aufschauen musste.

»Kann sein. Vielleicht wollte er in letzter Minute noch reinen Tisch machen.«

»Du hast keine

Ahnung, was du dir da eingebrockt hast«, sagte Roger, der schon nicht mehr zuhörte, sondern wieder wütend wurde. »Sieh dich hier noch mal gut um, Wally. Schau dir noch mal an, was du dir aufgebaut hast. Nächste Woche stellen sie hier alles auf den Kopf.«

»Was hätte ich denn

tun sollen?«, fragte
Walter plötzlich
kämpferisch. »Wenn ich
nichts gesagt hätte, hätte
sie weitergesucht. Dann
wäre sie mit ihren
Vermutungen zur Polizei
gelaufen. Oder
womöglich gar zu
irgendeiner
Fernsehsendung, und
eines bösen Tages hätte
hier ein Reporter mit

Kamerateam vor der Tür gestanden.«

»Du hättest mich sofort anrufen sollen, als sie hier war«, sagte Roger. Seine Stimme klang eisig. »Und sie hier festhalten.«

»Und dann?«

Rogers Reptilaugen sahen ihn ausdruckslos an. »Sie sind es nicht wert. Du hättest es besser

wissen müssen ...« Er griff in seine Jacke und zog eine silberfarbene Pistole hervor, die er Walter ohne Zögern an die Schläfe drückte. »Genug geschwätzt. Wo wohnt sie? Wo wohnt Jeanny?«

Walter biss die Zähne zusammen und kniff die Augen zu.

»Die Schnepfe ist unterwegs zu ihrer Mutter, oder? Schnurstracks, weil du ihr erzählt hast, wo sie sie findet, stimmt's? Du hast es die ganze Zeit über gewusst. Du hattest bei ihr einen Stein im Brett, nicht wahr? Was Geran und ich nie hingekriegt haben, hast du mit deinem linkischen

Verhalten geschafft. Sie hat Geran geliebt, aber du warst ihr Busenfreund, dem sie alles erzählte. Und, hat sie dir immer schön geschrieben, wie's ihr geht? Hast du ihr Geld zugesteckt?«

Walter spürte Speicheltröpfchen auf seinem Gesicht landen. »Nein, nein, wirklich

nicht.«

»Raus mit der Sprache.
Wo steckt sie?«

»Ich weiß es nicht.
Wirklich nicht, ich ...«

»Du bist kühn, Wally.«
Roger entsicherte die
Waffe. Das Klicken war
deutlich zu hören. »Ich
gebe dir drei Sekunden.
Eins ...«

»Wales! «, stieß Walter
hervor. »Sie lebt in

Wales.«

38

Im Nordwesten von
Bristol führte die M4
über eine
gebührenpflichtige
Brücke, die Severn
Bridge. Das imponierende
Bauwerk verband
Südengland mit Wales.
Susan erhaschte einen
kurzen Blick auf die

breite Bucht. Es war Ebbe. Zwischen den flachen Strömen sah man sandige Uferflächen.

Auf der anderen Seite zahlte sie viereinhalb Pfund für die Überfahrt. Ein großes Schild hieß sie in Wales willkommen.

Und Wales war schön, sogar von der Autobahn aus, welche die Schönheit des Hinterlands nur selten

preisgibt. Das ganze Land
war grün, grün in allen
Schattierungen, vom
kräftigen Grasgrün der
Wiesen bis zum tiefen
Dunkelgrün der Wälder
an den Flanken der Hügel,
deren dicht gedrängte
Baumkronen aus einiger
Entfernung an
Brokkolifelder erinnerten.

Sie fuhr an der
Hafenstadt Newport

vorbei und warf ab und zu einen Blick auf die Straßenkarte, die ausgebreitet neben ihr auf dem Beifahrersitz lag.

Die Straßenschilder zeigten neben den englischen Begriffen und Ortsnamen immer auch die walisischen. Obwohl Wales bereits seit 1536 dem Vereinigten

Königreich angehörte,
genau wie Nordirland und
Schottland, legte man
hier großen Wert auf die
eigene Sprache und
Kultur. In dem
chauvinistischen
nördlichen Teil von
Wales wurde Keltisch
sogar als erste
Fremdsprache gelehrt.
Von früher wusste Susan
noch, dass der walisische

Süden, wo sie auch jetzt unterwegs war, weniger zum Nationalismus neigte. Das hatte seine Gründe. Wales war lange Zeit sehr arm gewesen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war ein Auskommen lediglich im Minenbau, bei der Schafszucht oder in der Armee zu finden gewesen. In letzter Zeit

hatten jedoch die
Londoner das südliche
Wales als relativ nahe
gelegene Feriengegend
entdeckt. Man brauchte
keine zwei Stunden im
Auto zu sitzen, um die
Londoner Hektik mit
ihren grauen
Häuserblocks und
endlosen Verkehrsstaus
hinter sich zu lassen.

Dass die Einheimischen
ihre Butter aufs Brot
bekamen, verdankten sie
mittlerweile
hauptsächlich dem
Tourismus. Im Vergleich
zu früheren Zeiten war
das Geld leichter und vor
allem risikoloser
verdient. Also waren die
Leute im südlichen Wales
auch eher bereit, Englisch
zu sprechen, und

überhaupt waren mit den
Londonern viele
englische Einflüsse in die
Region gekommen, die
sich zu halten schienen.

Bei Newport nahm sie
die A4042 nach
Abergavenny, oder, auf
Walisisch, YFenni. Auf
der B-Road, die
geradewegs nach Norden
führte, wurde Susan aufs
Neue von der

landschaftlichen
Schönheit ergriffen.
Kilometerweit erstreckten
sich jahrhundertealte
Mauern aus
aufeinandergestapelten
grauen Steinen und
Kieseln: *dry stone walls*,
die hügel- und abwärts
den Bewegungen der
Landschaft folgten,
Zufahrten zu höher

gelegenen Höfen oder die
Grenzen von
Schafsweiden markierten.

Sie fuhr durch graue
Steindörfer mit
Bogenbrücken und
unzähligen fröhlichen
Blumenkübeln voll
rosafarbener, gelber und
roter Blütenpracht, vorbei
an Pubs und Taverns mit
geschmackvoll bemalten
Aushängeschildern, die

GOOD

FOOD

versprachen, roten
Backsteinhäusern mit
weißen Fenstern und
grauen Schieferdächern
sowie in hellem Rosa
oder Gelb gestrichenen
Fassaden, die aussahen,
als warteten sie nur
darauf, dass endlich ein
Fotograf von *Homes &
Gardens* vorbeikäme.
Überall standen

Blumenkübel: noch vor
den
heruntergekommensten
Anwesen, auf den
Steinmauern, in den
Höfen und an den
Hauswänden, neben
Türen und wo immer
sonst noch Platz war.
Susan schoss der Gedanke
durch den Kopf, dass es
ein Vermögen kosten

musste, Haus und Hof ständig so geschmückt zu halten.

Bei Abergavenny fuhr sie von der B-Road ab und geriet auf eine schmale Asphaltstraße, die von enormen, teils vier Meter hohen Hecken flankiert wurde, sodass sie sich vorkam wie in einem Irrgarten. Die *hedgerows* bestanden aus

Weißdornsträuchern,
Hainbuchen und Farnen,
stellenweise schimmerte
das darunter verborgene
Mauerwerk durch.
Herauswachsende Zweige
streiften Susans Wagen.
Im Abstand von jeweils
einer Meile gab es
Haltebuchten, damit
Autos aneinander
vorbeikamen.

Walters Zettel hielt sie

die ganze Zeit über fest in der Hand. Bei einer der Haltebuchten bremste sie ab und fuhr links an die Sträucher heran. Lange grüne Stängel tickten gegen die Windschutzscheibe und schleiften über den Lack.

Angeblich lebte ihre Mutter westlich des Weilers Llanfrynach. Auf

den Straßenschildern, die an Kreuzungen die Entfernungen in Meilen angaben, hatte sie den Ortsnamen noch nicht entdeckt. Auf der detaillierten Karte von Großbritannien, die sie irgendwann einmal von einem englischen Lastwagenfahrer geschenkt bekommen hatte, war das Dorf aber

durchaus verzeichnet.

Sie fuhr weiter. Die Sträucher am Straßenrand verschwanden und gaben den Blick auf enorme Hügel frei. Die runden Kuppen boten sich den Blicken in allen denkbaren Grau-, Grün- und Violettschattierungen dar. Auf den Kämmen waren kleine ausgefaserte Tupfer in schmutzigem

Weiß zu erkennen.
Offensichtlich Schafe.
Die weiter entfernten
Gipfel lagen hinter
undurchsichtigen
Wolkenbänken
verborgen. Jeden
Augenblick konnte es zu
regnen anfangen. Susan
zitterte und stellte die
Heizung an. Gestern, in
den Niederlanden, war es

noch dreißig Grad warm
gewesen. Hier in Wales
waren es höchstens
vierzehn bis fünfzehn
Grad.

Die schmale
asphaltierte Straße führte
über einen unter Strom
stehenden Wildrost, ein
cattle grid. Nun geriet sie
also in eine Gegend, wo
Ponys und Schafe frei
herumliefen. Pferden

begegnete sie nicht, wohl aber Schafen, die für den Sommer geschoren und an den Flanken rot und grün markiert waren. Sie liefen vor dem Auto weg, blieben im Schutz der Böschung stehen und schauten Susan lange nach, kauend und mit wackelnden Schwänzen.

Die Schafe waren nicht die einzigen Lebewesen

in diesem hügeligen,
abgegrasten Gebiet. Es
wurde anscheinend als
militärisches
Übungsgelände genutzt.
Ein Warnschild ermahnte
die Reisenden, dass sie,
falls eine rote Fahne
gehisst sei, nicht von der
Straße abkommen sollten.
Als Susan nach oben
blickte, sah sie in luftiger

Höhe tatsächlich eine solche am Mast flattern. Dies und der dunkelgrau bewölkte Himmel kam ihr wie ein schlechtes Omen vor. Ein paar Kilometer weiter stiegen dunkle Rauchwolken auf.

Ob es durch die Fahne kam, den Rauch oder das Wissen, dass sie dem Haus ihrer Mutter immer näher kam – jedenfalls

wurde Susan zunehmend nervös. Eine sonderbare Art von Unsicherheit, eine Mischung aus Aufregung und Angst. Sie hatte ihre Mutter zwanzig Jahre lang nicht gesehen.

Würde sie sie wiedererkennen? Sie wiedererkennen wollen?

Sie stellte das Radio an und drehte so lange am Sendersuchknopf, bis sie

die melancholischen
Gitarrenklänge von U2
hörte. Einen besseren
musikalischen Rahmen
als *The unforgettable fire*
konnte man sich für diese
Landschaft wahrlich nicht
denken, jedenfalls,
solange man nicht auf den
Text achtete. Das tat sie
nicht.

Nach ein paar

Kilometern überquerte sie einen weiteren Wildrost und ließ damit das offene Gelände hinter sich. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Bei der nächsten Einbuchtung hielt sie an und spähte durch die dreckige

Windschutzscheibe des Vitara nach draußen. Rechts von der kleinen Straße stand ein weißes

Hinweisschild. »B&B«.

Hier war es.

Als sie das Radio ausschaltete, merkte sie, dass ihre Hände feucht waren. Sie legte den ersten Gang ein. Gehorsam holperte der kleine Geländewagen die ungepflasterte Zufahrt hinauf, die leicht anstieg und oben eine Biegung nach links machte. Hinter

einer Reihe von Bäumen
zeichnete sich ein
Gebäude ab. Ein
traditionelles walisisches
Haus aus grauen,
unregelmäßigen Steinen
mit grauem Dach und
weißen Fenstern. Auch
hier standen Blumenkübel
und -töpfe auf dem Hof:
rosa, violett, lila. Rechts
vom Haus gab es eine Art

Schuppen mit Türen und kleinen Fenstern, halb verborgen in einem kleinen Waldstück, in der Verlängerung der Zufahrt. Noch mehr Töpfe, noch mehr Blumen. Sanft schaukelte eine Gartenbank an ihren Metallketten im Wind. Dies musste das Bed & Breakfast sein. Trotz der Ferienzeit standen keine

Autos auf dem Hof.

Der lag wie
ausgestorben da.

Susan zog den
Zündschlüssel ab und
stieg aus. Links vom
Haus fing hinter einem
weißen Holzzaun ein
schwarz-weißer Border
Collie an zu bellen. Sie
sah sich um. Links vom
Zaun, auf gleicher Höhe
mit dem Haus, befand

sich eine offene Scheune
mit grünem
Spundwandprofil. Auch
dort kein Mensch.

Sie ging auf das Haus
zu.

Der Hund bellte und
wütete in einem fort.
Hüpfte auf und ab wie ein
Pingpongball. Mit
Schaum vor dem Maul.

Susan unterdrückte ein

Schaudern. Vor der Haustür war eine kleine Stufe. Ihre Blicke wanderten über den Türrahmen. Keine Klingel. Neben der Tür eine Schiffsglocke aus Kupfer mit einem Seil. Sie schwang es kurz hin und her, so sinnlos es auch scheinen mochte, nachdem der Hund sie bereits mehr als deutlich

angekündigt hatte. Die tiefe Glocke trieb den Wachhund erst recht in den Wahnsinn. Sein Gebell schien sich vor Wut zu überschlagen. Ängstlich schaute Susan zu dem Zaun hinüber. Normalerweise hatte sie keine Angst vor Hunden, aber dieser machte sie doch nervös.

»Quiet!«

Die

Frauenstimme kam von der Rückseite des Hauses her.

Der Hund hörte zu bellen auf, legte die Ohren an und lief schwanzwedelnd weg. Im nächsten Augenblick war er nicht mehr zu sehen.

Susan trat an den Zaun und legte die Hände auf die von den Hundepfoten

ganz dreckige Kante.
Zehn Meter weiter, auf
einem Stück Wiese, rieb
der Collie seinen
geschmeidigen Leib an
den Beinen einer Frau.

»I'm so sorry«, rief
diese ihr entschuldigend
zu. »But it's his job.«

Susan stand dort wie
festgenagelt.

Die Frau war kleiner
als sie. Schlank.

Halblanges braunes Haar,
von grauen Strähnen
durchzogen und hinten
mit einem Gummi
zusammengebunden. Ein
ovales Gesicht mit
Lachfalten. Dunkle,
freundliche Augen mit
dünnen Brauen und einer
geraden Nase.

Lächelnd kam sie näher
und entschuldigte sich
immer weiter für den

Hund, der ein *naughty boy* sei, was eher wie eine Ermutigung klang als wie eine Ermahnung, und schien ohnehin nicht an Susan gerichtet zu sein. Der Hund wedelte mit dem Schwanz und jaulte, während er seinem Frauchen unruhig um die Beine strich.

Die Frau stand nun auf

der anderen Seite des Zauns. Erst jetzt sah sie Susan ins Gesicht.

Ihre braunen Augen begegneten Susans und leuchteten für einen Moment auf. Wurden dann ganz groß. Ihr Kopf wick ein Stück zurück, als bräuchte sie mehr Abstand, um den Blick scharf zu stellen. Dann schlug sie die Hand vor

den Mund.

39

Maier fuhr Svens roten Kangoo konstant mit gemächlichen hundertzehn Stundenkilometern. Ein kurzer Blick auf seine Mitreisenden zeigte ihm, dass Thomas sich auf dem Beifahrersitz an seinen Vater gekuschelt

hatte und eingeschlafen war. Die kleinen Füße mit den Schnürschuhen baumelten vor dem Sitz in der Luft.

»Vielleicht ist es ganz gut, wenn ihr beide erstmal in dem Wohnwagen bei Valerie bleibt.«

Sven warf ihm einen skeptischen Blick zu.

»Meinst du?«

»Ich schätze mal, dass

die wiederkommen und versuchen werden, sich an dir schadlos zu halten.«

Sven verzog das Gesicht. »Valerie und ich zusammen auf einem Wohnwagenplatz.

Interessanter Gedanke. Die schießt mich doch ab.«

Maier grinste. Drückte aus einem Blister einen Kaugummi heraus und

hielt ihn Sven hin.

Der schüttelte den Kopf und starrte mit ernster Miene geradeaus. »Wenn sie erfährt, dass Thomas in Sicherheit ist, stehen die Chancen, dass sie Walter doch noch in die Sache einweiht, hundert zu eins. Schließlich hat sie dann keinen Anlass mehr,

damit hinter dem Berg zu halten.«

»Auch nicht, wenn du dadurch in Schwierigkeiten gerätst?«

Sven seufzte tief.

»Valerie hasst mich. Jetzt erst recht. Dass sie auf mich hören würde, kann ich mir echt abschminken.«

Maier sagte nichts. Es war kein unrealistisches

Bild, das der Tierarzt da entwarf. Valerie würde sich wahrscheinlich heulend in die Arme ihres neuen Lovers werfen und alles ausplappern, was sie wusste. Wobei ihr Exmann sicher nicht besonders gut wegkommen würde.

»Denk dir eine Geschichte aus«, sagte Maier. »Das kannst du

doch gut. Was wir beide
im Kopf haben, du und
ich, was wir erlebt und
getan haben, lässt du
beiseite. Wisch es einfach
weg. Stattdessen gehst du
von Valeries
Wissensstand aus,
betrachtest die Dinge aus
ihrer Perspektive. Das
wird dein Ausgangspunkt,
sozusagen das Skelett

deiner fiktiven
Erinnerung. Versuch dir
alle Details dieser neuen
Wahrheit zu
vergegenwärtigen: Ort,
Zeit, alles. Präg dir alle
Einzelheiten genau ein,
und halte eisern daran
fest. Dann kommst du da
vielleicht halbwegs
ungeschoren raus.«

»Meinst du?«

»Niemand kann in

deinen Kopf
hineingucken. Auch ein
Kripobeamter nicht, falls
du mit einem zu tun
bekommst.«

Er würde ganz
bestimmt mit einem zu
tun bekommen. Umso
wichtiger war es, dass er
gut vorbereitet war. Es
ging Maier dabei nicht
nur um Sven. Schließlich
hatte er bislang alles

getan, um nicht selbst ins
Schussfeld zu geraten. Sie
waren mit Svens Wagen
nach Frankreich gefahren.
Maier hatte sich weder
beim Autoverleih noch
sonst wo auf dem
Flughafen blicken lassen.
An keinem
entscheidenden Ort waren
sie gemeinsam vor
Überwachungskameras

aufgetaucht. Bislang war alles gut gegangen. Aber Sven konnte sich jederzeit verplappern. Seinen Namen ausplaudern.

Und dann wäre alles umsonst.

Sven überlegte seine Worte genau. »Welchen plausiblen Grund für die Entführung könnte es geben, mit der ich selbst

nichts zu tun hätte? Und dann müsste mir noch einfallen, warum ich Valerie erzählt habe, sie soll eine Woche ohne Walter untertauchen.« Er warf Maier einen kurzen, unsicheren Blick zu und sagte: »Vergiss es. Ich bin am Arsch.«

Ein kurzer Schauer prasselte auf die Windschutzscheibe des

Kangoo. Sie waren fast an der belgischen Grenze.

»Du bist der Fantast von uns beiden«, sagte Maier schließlich. »Wir sind noch etwa drei Stunden unterwegs. Lass dir was einfallen.«

»Was denn? Dass ich zum Spaß zwei Freunde damit beauftragt habe, Thomas zu entführen?

Soll ich sagen, ich hätte
in Kauf genommen, dass
mein eigener Sohn
traumatisiert wird, nur
um ihr eins
auszuwischen? So was in
der Art? Dann kann ich
besser gleich die
Wahrheit sagen.«

Maier blickte
schweigend vor sich auf
die Straße. Die
nordfranzösische

Landschaft sah aus, als
hielte jemand einen
grauen Filter vor die
Linse. Oder wie ein
Gemälde von Willink.
Knallgrüne Wälder mit
silbernen, fast
strahlenden Konturen.
Weiße Kühe vor einem
beeindruckenden, grau
gebürsteten Horizont.

Die Wahrheit, so
schoss ihm plötzlich

durch den Kopf,
beinhaltete drei Morde,
allesamt begangen von
Sil Maier.

»Nein«, sagte er.
»Nicht die Wahrheit. Eine
Wahrheit. Eine andere
Wahrheit.«

*Eine Wahrheit, in der
ich nicht vorkomme, Sven.*

»Nämlich?«

Maier dachte nach.

Wenn Sven nur einen kleinen Teil der Wahrheit preisgab, würde sich die Kripo wie ein Rudel hungriger Wölfe auf die Geschichte mit den Rennpferden stürzen. Mit einem ganzen Team von Ermittlern, die ihm viel Arbeit abnehmen würden. Dann konnte er zu Susan.

Wo er schon längst sein sollte.

»Kannst du diesen Olivier?«, fragte er.

»Nur vom Sehen. Ein Jockey aus Poitiers.«

Das erklärte die bemerkenswerte Körperhaltung.

»Und der Blonde?«

»Noch nie gesehen.«

»Alain kannst du aber ganz gut, stimmt's?«

Sven nickte.

»Okay. Hör zu. Hier

deine neue Wahrheit: Du bist nach Paris gefahren, zu dieser Kaserne, weil das dein einziger Anhaltspunkt war. Du hast ein paar Tage da gewartet, bis du Alain abfangen konntest. Alain ist ein alter Freund von dir. Er hatte Mitleid. Er wusste nicht, dass du der Vater von dem Kleinen

bist. Und er hat dann
dafür gesorgt, dass du
Thomas
zurückbekommen hast.
Weil er auch fand, dass
das zu weit ging. Kapiert
?«

Sven hatte sich ihm in
seinem Sitz leicht
zugewandt. Er war ganz
Ohr.

»Heute Morgen hat er
dir Thomas übergeben.

Dann hast du den Laguna
zum Verleih
zurückgebracht und bist
nach Hause gefahren.«

»Und die Leichen in St.
Maure?«

»Da bist du nie
gewesen, du kennst den
Ort überhaupt nicht. Was
immer in St. Maure
passiert ist, hat sich
außerhalb deines
Blickfelds abgespielt. Da

warst du schon auf dem
Heimweg. Verstehst du?
Die Kripo ist nur daran
interessiert, eine schöne,
runde Geschichte zu
bekommen, die sie
abheften können. Wenn
sie die Leichen überhaupt
finden, was ich bezweifle,
dann ist die
nächstliegende Erklärung,
dass Alains Boss sauer

auf ihn war. Dass er jemanden beauftragt hat, ihn zu liquidieren. Das ist nicht ohne Widerstand abgegangen und dann irgendwie aus dem Ruder gelaufen. Kommt vor. Ein Haufen Krimineller, die sich gegenseitig abgeschlachtet haben, na gut. Akte geschlossen.«

»So einfach ist das?«

»Du warst nicht dabei.

Nur darum geht es. Du hast Thomas aus Paris mit nach Hause genommen, und fertig.«

Sven nickte wieder.

»Es würde mich wirklich wundern«, fuhr Maier fort, »sollten sie diese Leichen jemals finden. Die hat der Obermacker bestimmt längst beseitigen lassen. Wahrscheinlich haben sie

das Labor demontiert und dann den ganzen Hof abgefackelt.«

Sven ließ das Ganze kurz auf sich wirken. »Aber wie stehe ich denn dann da?«

»Straffrei kommst du nicht davon. Jedenfalls nicht ganz. Aber wenn du an dieser Geschichte festhältst, kriegen sie

dich bloß für die Sache
mit den Pferden dran.
Vielleicht kommen sie
auch dahinter, dass zwei
gestorben sind, weil du
sie mit illegalem Zeug
>behandelt< hast. Keine
Ahnung, ob es bei euch so
was wie eine
Ethikkommission gibt,
aber deine Praxis wirst du
vermutlich schließen
müssen. Was dich auch

erwarten mag, es ist
sicher weniger
einschneidend, als wenn
du mit der ganzen
Geschichte heraussrückst.«

Sie überquerten die
belgische Grenze.

Über der Autobahn
wogten dunkle
Wolkenmassen, tief, wie
Luftschiffe. Die
Strohballen auf dem
Weideland, die bei der

Hinfahrt noch goldgelb,
dürr und trocken
ausgesehen hatten, waren
jetzt vom Regen
durchnässt und ganz
braun.

Maier warf Sven einen
kurzen Blick zu. Er war
sich noch nicht sicher, ob
diesem der Ernst der Lage
tatsächlich bewusst
geworden war. »Sollen

die sich ruhig die Zähne
daran ausbeißen«, drängte
er weiter. »Du jedenfalls
weißt nichts von Morden.
Nichts von Leichen,
nichts von einem Olivier,
einem Thierry oder St.
Maure. Du hast in Paris
deinen alten Freund
aufgespürt, der hat dir
deinen Sohn übergeben,
du hast Thomas
mitgenommen und bist

heute Morgen in die
Niederlande
zurückgefahren. So. Mehr
weißt du nicht. Die
Morde musst du komplett
aus deinem Kopf
radieren. Denk dir lieber
noch ein paar Details aus.
Wie war das, als du Alain
getroffen hast? Wie ist
euer Gespräch verlaufen?
Wo hast du geschlafen?
Wann genau hast du ihn

zum zweiten Mal
gesprochen, wie ging die
Übergabe vor sich, und
wo fand sie statt? Warum
hast du nicht deinen
eigenen Wagen
genommen? Lauter
solche Sachen werden sie
dich fragen. Immer
wieder, in immer neuen
Formulierungen und
wechselnder Reihenfolge.

Sie werden darauf achten, ob du dich verhedderst. Und sie werden jede beschissene Kleinigkeit überprüfen. Du kannst also zum Beispiel nicht sagen, du hättest in einem Hotel übernachtet, denn dem würden sie sofort nachgehen. Und auch nicht, dass du in Jacks Safe House warst, sonst kommen sie über Jack

auch mir auf die Spur.«

»Ich könnte ja in die alte Kaserne eingebrochen haben«, schlug Sven vor, »auf der Suche nach Thomas. Und in Ermangelung sonstiger Anhaltspunkte einfach dort geblieben sein. Bis Alain kam.«

»Prima. Bau das ein bisschen aus, sodass eine wasserdichte Geschichte

draus wird. Setz es schlüssig zusammen. Nimm es von allen Seiten unter die Lupe. Vor allem solltest du ihnen von diesem anonymen Geldgeber erzählen. Dann haben sie was, woran sie sich festbeißen können.«

Sven hob seinen Arm ein wenig. »Und das hier? Wie soll ich die

Schusswunde erklären?«

»Keine Ahnung.«

Sven schwieg einen Augenblick. Dann sagte er nachdenklich: »Mit der Schusswunde bin ich bei Benoît Dechavanne in Le Chesnay gewesen. Bei dem stehen sie bestimmt auch bald vor der Tür. Wie soll ich das erklären? Als Jagdunfall? Das erscheint dann plötzlich

in einem ganz anderen Licht, oder?«

»Es wimmelt von Tierärzten. Warum sollten sie gerade auf den kommen?«, fragte Maier.

»Er war auch ein Freund von Alain.«

Der Kangoo geriet ins Schlingern. Maier lenkte gegen. »Du hast dir die Schusswunde von einem Kumpel der Entführer

deines Sohns flicken
lassen?«

»Benoît gehört nicht zu
denen.«

Maier kochte vor Wut.
»Woher weißt du das so
genau?«

»Der hat genug Geld,
schon von Haus aus.
Benoît hat das nicht
nötig. Der ist mehr ein
Idealist. Einfach ein

netter Typ.«

»Genauso nett wie Alain?« Maier gab sich keine Mühe mehr, seinen Zynismus zu verbergen.

»Wie war das noch gleich mit dieser Praxis in Le Chesnay? Sagtest du nicht, da hätte er sich eingekauft, um mehr mit Pferden arbeiten zu können? Zufall, was? Oder bin ich jetzt

paranoid?«

Sven schwieg.

»Wohl eher nicht«, fuhr Maier fort. »Und er hat auch noch versucht, dir Schwierigkeiten zu machen, oder? Er wollte, dass du nicht nach Hause fährst, sondern bei ihm übernachtet.«

Maier sah ihn kurz von der Seite an. Sven starrte auf seine Schuhe.

»Der steckt doch mit denen unter einer Decke, Sven. Um bei seinem Boss einen Stein ins Brett zu kriegen, wollte er dich da festhalten, und als das nicht geklappt hat, ist er mit nach draußen gekommen. Und warum? Wegen dem Auto, dem Kennzeichen. Und um herauszufinden, ob du

alleine warst. Er wollte an Informationen kommen.«

Maiers graue Zellen arbeiteten auf Hochtouren. Hatte dieser Benoît ihn gesehen? Hatte er Sven noch in den Laguna einsteigen sehen, woraus er hätte schließen können, dass Sven nicht alleine war, sondern einen Fahrer hatte, einen Helfer?

»Vielleicht kommen sie ja gar nicht auf ihn«, sagte Sven bedrückt.

»Eins ist für dich von Vorteil«, sagte Maier.

»Wenn Benoît tatsächlich zu diesen sauberen Jungs dazugehört, wird die Kripo nicht besonders schlau aus ihm werden. Dann wird er behaupten, dich nie gesehen zu haben. Das scheint mir

das Wahrscheinlichste. «

Sven seufzte tief und schaute nach draußen.

»Was für ein Schlamassel.«

»Denk dir jetzt endlich eine runde Geschichte aus, Nielsen. Im Lügengeschichtenerfinden bist du ja offenbar sehr talentiert. Ich habe dir das Skelett präsentiert. Jetzt

sorg gefälligst dafür, dass ein bisschen Fleisch auf die Knochen kommt.«

Maier kaute grimmig auf dem Sportlife-Kaugummi herum. Er schmachtete nach Nikotin. Thomas lag immer noch im Tiefschlaf. Wütend riss er das Zellophan seiner letzten Camel-Packung auf und steckte sich eine

Zigarette an. Sven wagte anscheinend keine Einwände zu erheben. Als das Nikotin allmählich in seine Blutbahn gelangte, spürte Maier, wie es in seinen Adern zu prickeln anfing und die Haut sich zusammenzog. Wie sich ein Gefühl von Leichtigkeit in seinem Kopf ausbreitete.

Wie er sich allmählich

beruhigte.

»Wo bist du mit Valerie verabredet?«, fragte er, nachdem die anfängliche Benommenheit verflogen war.

»Im Mercure-Hotel in Den Bosch.«

»Okay. Du kannst selbst nicht fahren, also bringe ich dich hin. Ich

warte dann draußen. Und morgen früh fahre ich zu Susan. Wann ich zurückkomme, weiß ich noch nicht, aber versprich mir bitte eins ...«

Ganz kurz sah er Sven direkt ins Gesicht. »Wenn ich aus Wales zurückkomme, will ich kein Sonderkommando als Empfangskomitee. «

»Sil«, sagte Sven

bedächtig, »ich ... ich weiß, warum du das denkst. Ich bin selbst dran schuld. Vielleicht glaubst du mir nicht, wenn ich sage, dass ich nie im Leben deinen Namen nennen würde, aber das macht nichts. Du wirst es schon sehen. Was du für mich getan hast, hätte niemand sonst für mich getan. Niemand. Dass ich

zum Dank jetzt mein
Maul halte, ist doch wohl
selbstverständlich.«

Unwillkürlich musste
Maier an jene nunmehr
zehn Monate
zurückliegende Nacht
denken, in der Sven ihn
operiert hatte. »Du hast
mir das Leben gerettet«,
sagte Maier. »Was ich
getan habe, war also das

Mindeste. Jetzt sind wir quitt.«

»Das kann man nicht vergleichen. Du hast dein Leben aufs Spiel gesetzt, um Thomas zu retten. Um dich zu operieren, brauchte ich mich bloß über mein Berufsethos hinwegzusetzen. « Sven rang sich ein säuerliches Lächeln ab. »Und auf das gab ich ja ohnehin nicht

viel. Zugegeben, ich habe eine Menge Lügen erzählt, aber ich werde dich nicht anzeigen. Niemals.«

Maier schluckte die sarkastische Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag, herunter. »Ich glaub's dir«, sagte er bloß.

40

Die in antikem Kiefernholz gehaltene Küche war klein und hatte eine niedrige Decke mit hölzernen Tragbalken und gelb gestrichenen, verputzten Wänden. Eine stimmungsvolle Umgebung, in der man sich gleich willkommen

fühlte – ganz anders als in der grün gefliesten Dreißigerjahre-Küche, in der Susan ihre Mutter wohl zum letzten Mal gesehen hatte.

Susan sah ihre Mutter an. Die wich ihrem Blick aus. Es gab in ganz Europa wahrscheinlich keine hundert Personen, die einander so viel zu erzählen gehabt hätten

wie diese beiden. Zu erklären. Zu erläutern.

Jeanny hatte bislang nur wenig preisgegeben. Susan hatte erzählt, dass Geran gestorben war, und Jeanny hatte das abgetan mit: »Dein Vater war ein Hitzkopf. Ein Wunder, dass er nicht schon früher gesundheitliche Probleme bekommen hat.«

Viel mehr hatte sie

nicht gesagt. Allmählich wurde das Schweigen peinlich. Susan putzte sich mit einem Papiertaschentuch die Nase.

»Warum bist du weggegangen?«, fragte sie nun schon zum dritten Mal. Sie gab sich große Mühe, es nicht vorwurfsvoll klingen zu

lassen. Es gelang ihr nicht so recht.

»Das ist eine schwierige Sache.«

»Schwierig?« Susan sprang auf. »Ich habe meine ganze verdammte Jugend über geglaubt, du wärest tot! Heute Nacht erst habe ich erfahren, dass du noch lebst, und zwar von einem Kerl, der uns früher ständig die

Bude eingerannt hat, sich
aber plötzlich nicht mehr
hat blicken lassen,
nachdem du weg warst.
Ein fremder Typ weiß, wo
du wohnst! Und
ausgerechnet du wagst es,
mir zu sagen ...« Ihr
Blick traf die Frau, die ihr
auf einem Küchenstuhl
reglos gegenüber saß. Sich
plötzlich ihrer Raserei
bewusst werdend,

verstummte Susan.
»Entschuldige«, lenkte
sie ein. »Entschuldige, so
meinte ich es nicht.« Sie
setzte sich wieder.

»Doch«, sagte Jeanny.
»Du meintest es ganz
genau so, und ich kann es
dir nicht verdenken. Du
hast das Temperament
deines Vaters.«

»Danke für das tolle

Kompliment.«

Jeanny wischte sich die Tränen aus den Augen. »Sorry. Ich kann so was einfach nicht gut.«

Susan wünschte, sie könnte ruhiger bleiben. Einfach ganz vernünftig reden. Aber es gelang ihr nicht. Sie zitterte am ganzen Leib, war aufgewühlt, ja rasend vor Wut. »Erzähl es mir doch

einfach! Ich bin schließlich deine Tochter! Was zum Teufel war so wichtig, dass du dich aus dem Staub machen und mir meine ganze Jugend versauen musstest? Weißt du, was aus Papa geworden ist, nachdem du weg warst? Ein Wrack. Er gab so gut wie kein Wort mehr von sich. Kannst du dir vorstellen, wie das ist,

wenn man Abend für
Abend alleine vor seinem
Teller sitzt? Tagein,
tagaus? Woche für
Woche, Jahr für Jahr? Es
hat keine zwölf Monate
gedauert, bis auch Sabine
wegzog, und ich musste
zusehen, wie ich alleine
zurechtkam in diesem
verdammten eiskalten
Haus. Weißt du, was das

für ein Gefühl ist, wenn
alle anderen Kinder zur
Zeugnisausgabe in
Begleitung ihrer Eltern
kommen und du dich
alleine auf dein Fahrrad
schwingen und nach
Hause radeln musst, wo
dein Vater halb betrunken
im Bett liegt? Papa lebte
nur noch in seiner
eigenen Welt. Wie ein
Gespenst geisterte der

durchs Haus, man kam nicht mehr an ihn heran. Es kam auch niemand mehr zu Besuch. Hinter dir fiel die Tür ins Schloss, und unser Leben war aus und vorbei!«

Jeanny fing an zu weinen.

Susan holte tief Luft, erst einmal, dann noch einmal. »Findest du nicht, dass ich zumindest mal

erfahren dürfte, warum du uns hast sitzen lassen, Sabine und mich?« Ihre Stimme zitterte. »Machst du dir einen Begriff davon, wie sehr ich mich im Stich gelassen fühlte?«

Jeanny stand auf, ging zur Spüle, riss ein paar Blatt Papier von einer Küchenrolle ab und

putzte sich die Nase. Mit dem Rücken zu Susan blieb sie stehen. »Susan ... glaub mir, ich habe damals keine Alternative gesehen. Es gab einfach keine. Als ich fortging, war alles unsicher. Ich wollte euch nicht in meine Probleme hineinziehen. Sabine stand schon mit einem Bein in ihrem neuen

Leben, und du hattest gerade die Grundschule hinter dir. Indem ich alleine gegangen bin, konnte bei euch das meiste bleiben, wie es war. Du konntest weiter zur Schule gehen, deine Ausbildung weitermachen.«

Ach ja, dachte Susan, natürlich. Die Schule. Meine Ausbildung. Die

Speerspitzen ihrer
Erziehung, immer leise
eingeflüstert, wenn ihr
Vater es nicht hörte, weil
er sich in der
selbstgewählten Armut
seines Künstlerdaseins
eingeeigelt hatte. Ihre
Mutter hatte darüber
schon immer anders
gedacht, hatte schon
immer andere Dinge

wichtig gefunden als ihr Vater. Geputzte Schuhe und eine gute Ausbildung zum Beispiel. Damit man später einen Job bekam, der einen in die Lage versetzte, seine Heizkostenrechnung zu bezahlen.

Jeanny stand noch immer mit dem Rücken zu Susan.

»Wusste Papa, dass du

gehst?«

Jeanny schnäuzte sich die Nase und wischte sie mit dem Küchenpapier ab. »Ja.«

»Die Polizei ist da gewesen. Sie haben die ganze Nachbarschaft ausgefragt. Es stand in der Zeitung. Papa hat nie etwas verraten. Jahrelang hat mich das verfolgt. In der Schule hieß es immer,

er hätte dich ermordet.
Ein Roter, so einem
konnte man sowieso nicht
trauen ... als ob
Kommunisten
grundsätzlich Verbrecher
wären. Ich wusste damals
nicht mal, was das ist, ein
Roter.«

Langsam drehte Jeanny
sich um. Ihr Gesicht war
vom Heulen ganz rot, ihre

Lider geschwollen.

»Ich hab dich vermisst, Mama«, sagte Susan. »Ich brauchte dich, und du warst nicht da.«

Langsam kehrte Jeanny zum Küchentisch zurück und nahm gegenüber von Susan Platz. Zog mit den Nägeln Kreise auf der Tischplatte aus Kiefernholz. »Du hast recht«, sagte sie leise.

»Du hast ein Recht darauf, es zu erfahren.«
Sie ergriff Susans Hände, drückte sie und strich nervös mit den Daumen über ihre Handrücken.
»Weißt du noch, dass wir regelmäßig Künstler zu Besuch hatten, aus der DDR?«

Susan nickte. »Von diesem Austauschprojekt. Aber seit du weg warst,

ist niemand mehr
gekommen. Obwohl es
doch eigentlich eher
Papas Gäste waren.«

»Das

Austauschprogramm war
eine Tarnung. Das waren
gar keine Künstler. Wir
waren ein Safe House,
Susan. Wir nahmen Leute
bei uns auf, die im
Auftrag der Stasi in den

Westen kamen, um
Informationen zu
sammeln.«

Susan brauchte eine
Weile, um das auf sich
wirken zu lassen. Ihre
Kindheit war ziemlich
ungewöhnlich gewesen.
Wie ungewöhnlich, war
ihr allerdings erst später
bewusst geworden, als sie
sich mit Gleichaltrigen
über diese längst

vergangene Zeit
austauschte. Sie hätte
alles Mögliche als
Erklärung dafür erwartet.
Dies nicht.

»Künstler gerieten
normalerweise nicht in
Spionageverdacht«, fuhr
Jeanny fort. »Sie kamen
in aller Öffentlichkeit
über die Grenze, man
kannte ihren
Aufenthaltort, sie hatten

einen guten Grund, hier zu sein. Es war die perfekte Tarnung. Und dein Vater war nur allzu gern bereit, dabei behilflich zu sein.«

»Was für Informationen suchten sie denn?«

»Alles Mögliche. Über Wirtschaftsfirmen, Chemie, Politik, Waffen.

Deine Generation hat das nicht miterlebt, aber du darfst nicht vergessen, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen den Menschen vor und hinter dem Eisernen Vorhang so gut wie keinen Kontakt gab. Internet oder Handys waren noch nicht erfunden. Die Grenzen wurden streng bewacht, und Reisende mussten bei

jedem Grenzposten ihren
Pass vorzeigen. Von
freiem Reiseverkehr
zwischen Ost und West
konnte keine Rede sein.
Der gegenseitige
Argwohn war enorm, und
entsprechend groß war
das Bedürfnis, sich
gegenseitig in die Töpfe
zu gucken. 1961 wurde
die Berliner Mauer
gebaut, ein Jahr später

kam es zur Kuba-Krise.
1968 sind die Länder des
Warschauer Pakts in die
Tschechoslowakei
eingefallen. Ich war
damals schwanger mit
dir. Sabine ging in die
erste Klasse. Die ganze
Welt war der reinste
Hexenkessel, Susan, man
rechnete ständig mit dem
großen Knall. Die

Amerikaner waren in Vietnam, China war mit Atomversuchen zugange ... es konnte jeden Augenblick aus dem Ruder laufen.« Sie seufzte und gab Susans Hände frei. »Geran war von einem Freund angesprochen worden, der für einen Chemiekonzern arbeitete. Der war seinerseits mit der Frage

kontaktiert worden, ob er
irgendwelche Künstler
kannte, die
kommunistisch
eingestellt waren. Worum
es ging, wurde ziemlich
schnell klar. Sie waren
auf der Suche nach
Gastfamilien. Offiziell
lief das alles unter dem
Etikett ›Ideen- und
Erfahrungsaustausch
zwischen Künstlern aus

Ost und West«. Wir hatten genug Platz, und unser Haus lag ein Stück abseits der Straße in einer Waldschneise, sodass man ungestört bleiben konnte. Es war ideal. Dass dein Vater für den Kommunismus schwärmte, weißt du ja. Er hatte immer noch die Vorstellung, die

Kommunisten wären auf dem Vormarsch, und er wollte einer der Ersten sein, sie hier zu begrüßen. Außerdem witterte er eine Chance voranzukommen. Er hoffte, dass er später, wenn es so weit wäre, in dem neuen kommunistischen Staatsapparat eine wichtige Position bekleiden könnte. Also

stimmten wir zu.«

Susan blieb die Sprache weg. »Ich dachte ... na ja, ich dachte immer, du wärest da gar nicht unbedingt einer Meinung mit ihm gewesen.«

»Das kam erst später. Ich war noch so jung damals. Verblendet war ich. Ich liebte deinen Vater, von ganzem

Herzen. Ich bewunderte ihn. Er hatte klare politische Vorstellungen und konnte sie mit Verve vermitteln. Ganze Abende haben wir durchdiskutiert, und ich fand ihn faszinierend. Er sah die Dinge klarer als die meisten. Um dir ein Beispiel zu geben: Religion, sagte er, sei ein

Instrument der Herrschenden, mit dem sie ihr Volk klein hielten. Das war für mich damals eine Offenbarung. Ich hatte eine katholische Erziehung genossen und mir darüber nie Gedanken gemacht. Dein Vater sah solche Dinge anders als ich es gewohnt war, er betrachtete sie in einem anderen Licht. Das fand

ich anziehend. Ich verließ mich auf sein Urteil und fügte mich seinen Entscheidungen blindlings.«

Susan schwieg. Als die anderen Kinder aus ihrer Schule zur Erstkommunion gegangen waren, hatte sie deren Vorankommen als Zuschauerin verfolgt. Für sie hatte es keine

Geschenke gegeben,
keine Zeremonie, kein
Festkleid, keine Feier. Sie
hatte nicht dazugehört.
Im Hause Staal war
immer alles auf den
harten, materialistischen
Kern reduziert worden.
Kahl und schnörkellos.
Statt zu Gottesdiensten
war ihr Vater lieber zu
Elternabenden gegangen,

um dort Diskussionen
über das Schulsystem
anzuzetteln, mit denen er
nach und nach alle Lehrer
gegen sich auf brachte.
Das war in ihrer Schulzeit
nicht ohne Auswirkungen
auf sie geblieben: Susan
Staal, die
Kommunistentochter, das
Kind dieses sonderbaren
Künstlers. Es hatte sie
schon früh zur

Außenseiterin gemacht.

»Aber dann ist
irgendwas
schiefgegangen, oder?«,
fragte Susan.

»In der Praxis wurde
nicht viel aus seinen
großen Entwürfen für
eine neue Welt mit
gleichen Chancen für alle.
Schon kurz nachdem
Sabine zur Welt
gekommen war, zeigte

sich im Grunde, dass er überhaupt nicht vorhatte, sich mit mir zusammen um das Kind zu kümmern. Er hatte als Inspirationsquelle seine Bildhauerei. Und seine Gäste aus dem großartigen Ostblock, mit ihren großartigen politischen Ideen. Immer blieb alles an mir hängen.

Er arbeitete oft nachts
und legte sich tagsüber
schlafen. Wenn Sabine
weinte, musste ich sie
trösten. Mit deiner Geburt
hat sich auch nichts
geändert. Immer drehte
sich alles nur um ihn:
Geran, Geran und
nochmals Geran.
Während er sich
persönlich entwickelte,
saß ich mit den

schmutzigen Windeln
da.«

»Du hättest doch deine
Fotografie nicht
aufzugeben brauchen. «

Jeanny zog eine
Augenbraue hoch. »Eine
arbeitende Frau in den
sechziger und siebziger
Jahren? Wenn sie
heirateten oder schwanger
wurden, wurden die
meisten Frauen damals

entlassen.

Kindertagesstätten gab es nicht, schon gar nicht in der Provinz. Und dein Vater machte keinen Finger krumm.« Jeanny entfuhr ein tiefer Seufzer. »Er ließ mir keinerlei Freiheit. Er wollte eine Frau mit freiem Geist, und er verbannte mich in die Küche. Ganz banal.

Bürgerlich. Es hat mich
Jahre gekostet,
dahinterzukommen, dass
es nicht Liebe war, was
dein Vater für mich
empfand, sondern der
Drang zu besitzen. Zu
kontrollieren. Ich war
sein Vogel im Käfig, den
er anschauen konnte,
wenn er Lust dazu hatte.«
Jeanny schaute durchs
Küchenfenster nach

draußen. »Dein Vater war ein Theoretiker. Er las viel und diskutierte gern, er redete alle unter den Tisch. Aber wenn es um praktische Dinge ging, war er hilflos wie ein Kind. Das wirkliche Leben hatte er einfach nicht im Griff. Ich habe Jahre gebraucht, das zu begreifen. Wir lebten zwar noch in ein und

demselben Haus, hatten aber nicht mehr viel gemeinsam. Ich glaube, am Ende habe ich ihn nicht mal mehr geliebt. Ich liebte den Mann, der er hätte sein können und der er in meiner naiven Wahrnehmung einmal gewesen war.«

»Bist du wegen Papa weggegangen?« Susan

zögerte kurz. »Hat er dich geschlagen?«

Jeanny schüttelte den Kopf. Ihre Lippen formten ein Nein. »Er war einfach, wie er war, und ich habe es geschehen lassen.« Sie seufzte und erhob sich. »Ich setze mal Tee auf.«

Susan stützte das Kinn auf die Faust und blickte nach draußen. Sie

versuchte sich zu
vergegenwärtigen, wie es
gewesen war, als ihre
Mutter noch zu Hause
gelebt hatte. Das war
schwierig, weil sie immer
auf die Zeit nach ihrem
Verschwinden fixiert
gewesen war. Abgesehen
davon, dass ihr Vater die
Elternabende vermurkste
und dass ihre Eltern ihr
meistens verboten,

Schulfreundinnen
einzuladen, hatte sie eine
stabile und liebevolle
Jugend gehabt.

Ihre Mutter war
fürsorglich gewesen. Ihr
Vater war zwar
tatsächlich oft abwesend,
vor allem gedanklich,
aber das hatte sie nie als
Problem empfunden. Es
war einfach so. Zum

Problem wurde es erst,
als ihre Mutter nicht
mehr da war und Geran
nicht einmal den
Anschein eines
Familienlebens
aufrechterhalten konnte.
Trotzdem, so sehr sie
auch in ihren
Erinnerungen wühlte, nie
war ihr aufgefallen, dass
in der Ehe ihrer Eltern
etwas nicht gestimmt

hätte. Natürlich hatten sie manchmal Streit – es knallte sogar regelmäßig –, aber doch nie in einem Maße, dass die Familie darunter litt.

Nun stellte sich jedoch heraus, dass sich im Hause Staal Dinge abgespielt hatten, die sie nicht mal geahnt hatte. Die Typen, die sie ab und zu auf der Couch im

Wintergarten angetroffen und mit denen ihr Vater spätabends stundenlang in seinem Atelier Gespräche geführt hatte, waren also keineswegs einfach Freunde gewesen. Hatte Walter das auch gewusst? Und dieser andere Kerl, dieser Roger? Waren die auch kommunistisch eingestellt?

»Here you are.« Jeanny stellte zwei Gläser Tee auf den Tisch. Schenkte Milch ein und setzte sich. »Ich werde dir jetzt etwas erzählen, und ich hoffe, dass es dich nicht zu sehr schockiert.«

Susan blickte ihre Mutter forschend an. Sie war ganz Ohr.

»Im Sommer '83 war ich einfach ausgelaugt.

Ich hatte es satt, mit allem allein fertig werden zu müssen, und die Ehe mit Geran hing mir zum Hals heraus. Ich glaube, wir waren an einem Tiefpunkt angelangt. Für mich selbst hatte ich schon einen Plan entworfen. Denn dass ich bei ihm nicht bleiben würde, war mir klar. Nur

hatte ich kein Geld. Also wollte ich wieder anfangen zu fotografieren, ein paar Auftraggeber finden und mir langsam eine Rücklage bilden, von der Geran nichts zu wissen brauchte. Ich hatte mir alles genau überlegt. Sabine war damals schon mit Michael zusammen, es war eine Frage von

Monaten, bis sie
ausgeflogen wäre. Du
warst sehr selbstständig,
schon als kleines Kind.
Wolltest dir immer gern
selbst etwas aufbauen. Ich
sah es schon kommen,
dass du mit achtzehn aus
dem Haus gehen würdest.
Und ich fing an die Tage
zu zählen, weil ich
wusste, dass ich dann
auch wegkönnte ... Mein

Zusammenleben mit
deinem Vater glich
damals eher einem
Waffenstillstand als einer
Ehe.« Jeanny seufzte tief.
»Versprich mir, dass du
nicht sofort wütend wirst,
sondern mich ausreden
lässt, ja?«

Susan nickte. Jetzt kam
es. Der Grund, den ihre
Mutter damals gehabt

hatte. Die Antwort auf die Frage, die sie seit zwanzig Jahren beschäftigte.

»Eines Abends brachte Geran jemanden mit nach Hause, der schon öfter bei uns gewesen war. Einen Mann aus Chemnitz. Mitte zwanzig. Er war mir früher schon aufgefallen. Aber mehr auch nicht. Im

Nachhinein denke ich,
dass ich wahrscheinlich
einfach verzweifelt war.
Dein Vater und ich ...«
Jeanny kratzte sich
nervös am Ohr. »Sagen
wir, ich vermisste etwas.
Wir hatten schon ewig ...
ich meine ...«

»Verstehe«, sagte
Susan rasch.

»Carl Ecke hieß er. Er
sah außergewöhnlich gut

aus. Wundervolle Augen.
Schönes langes, dunkles
Haar. Wie er mich ansah
... ich kam mir zum
ersten Mal seit Langem
wieder vor wie eine Frau,
nicht nur wie eine Mutter
oder ein Heimchen am
Herd. Und ich merkte,
dass die Anziehung auf
Gegenseitigkeit beruhte.
Ich erspare dir die

Details, jedenfalls sollte er eines Abends mit Geran, Walter und Roger zusammen in der Stadt etwas trinken gehen. Im letzten Augenblick sagte er, er fühle sich nicht wohl, und zog sich ins Atelier zurück. Die anderen wollten trotzdem los, ohne ihn. Ich habe gewartet, bis sie außer Hörweite waren. Bin zur

Treppe gelaufen und habe gehorcht, ob ihr beiden, Sabine und du, schon eingeschlafen wart. Dann bin ich ins Atelier gegangen.«

Susan stand der Mund offen. Wollte ihre Mutter jetzt ernsthaft von einem One-Night-Stand erzählen? Im Atelier ihres Vaters, wohlgemerkt?

Jeanny blickte nach

draußen. »Das Problem war, dass ich sie nicht hörte, als sie nach Hause kamen. Plötzlich standen sie zu dritt im Türrahmen. Ich wäre am liebsten im Boden versunken. Geran stürzte sich auf Carl und schlug ihn halb tot. Walter und Roger gingen dazwischen, und Carl machte sich aus

dem Staub. Ich wollte ins Haus flüchten, aber dein Vater kam mir nach und brachte mich in den Wintergarten. Es war das reinste Tribunal. Roger saß regungslos in dem Stuhl in der Ecke und rauchte eine Zigarre, Walter stand mit blassem Gesicht daneben, dein Vater wütete und zeterte. Als er sich gerade ein

bisschen zu beruhigen schien, kam plötzlich Carl von der Veranda hereingestürmt. Er fuchtelte mit einem Revolver in der Hand herum und wollte Geran erschießen. Er sah furchterregend aus, dein Vater hatte ihm wirklich eine gehörige Abreibung verpasst. Jetzt wollte er Blut sehen. Sie schrien

alle durcheinander, und ich geriet in Panik. Ich ... ich wollte ihn nicht ...« Jeanny rieb sich mit den Händen übers Gesicht und unterbrach sich kurz. »Diese Katzenplastik, die dein Vater zu unserer Hochzeit für mich gemacht hat, kannst du dich an die erinnern? Ich hätte immer gern eine

Katze gehabt, aber ich bin allergisch, also hat er eine aus Granit für mich gemacht.«

Susan erinnerte sich. Erst in der vergangenen Woche hatte sie die Plastik in den Händen gehalten. Sie war nicht in den Container gewandert, sondern lag nun in Zeitungspapier eingewickelt in einem

Karton im Keller.

»Sie befand sich neben mir auf dem Schrank«, fuhr Jeanny fort. »Carl stand mit dem Rücken zu mir, zwischen mir und deinem Vater. Er wollte ihn erschießen. Ich geriet in Panik.«

Ihr Blick wurde glasig, und sie fasste sich an die Schläfe, als würde sie den Moment in Gedanken

erneut durchleben. »Er blutete nicht einmal«, sagte sie leise. »Wie angewurzelt standen wir da. Keiner sagte einen Ton. Schließlich sagte Walter, wir müssen das melden. Aber Roger sagte, das geht nicht. Er meinte, wenn bekannt wird, dass im Hause Staal ein Stasi-Funktionär

ermordet worden ist,
überleben wir alle den
Herbst nicht. Wir waren
nicht die einzigen Leute
in den Niederlanden, die
Stasi-Spitzel bei sich
einquartiert hatten. Es
hätte uns den Kopf
gekostet. Buchstäblich.
Auch für euch war es
gefährlich. Die ganze
Situation war
grauenerregend.

Stundenlang haben wir
zusammengesessen,
gebrainstormt, wild
durcheinanderdiskutiert.

Ich hatte Carls Körper
mit einem Bettlaken
zugedeckt, weil ich
fürchtete, dass ihr beide
von dem ganzen
Tohuwabohu wach
werden, nach unten
kommen und ihn dort
liegen sehen könntet.

Geran und Roger haben ihn schließlich auf die Veranda gelegt, außer Sichtweite. Und dann kam Roger mit seinem Lösungsvorschlag, der zu dem Zeitpunkt der einzige richtige schien. Es kam damals immer wieder vor, dass Leute in den Westen überliefen. Sportler, Wissenschaftler,

Künstler. Aber auch
Spione. Bei der erstbesten
Gelegenheit machten sie
sich aus dem Staub.
Roger würde seinen
Kontaktleuten erzählen,
Carl wäre verschwunden.
Vermutlich übergelaufen.
Wenn er es überzeugend
genug rüberbrächte,
würden sie ihm das
abnehmen. Die Leiche
sollten wir im Garten

begraben. Unser Haus war alt und sollte bald unter Denkmalschutz gestellt werden. Niemand brauchte von der Sache zu erfahren, weder jetzt noch später. In dreihundert Jahren würden sie vielleicht irgendwelche Überreste finden, meinte auch Walter, aber sicher nicht früher. Es gab in der Gegend keine größere

Straße, und es waren auch keine Neubauten geplant.«

»Also habt ihr ihn hinter dem Schwimmbad begraben«, unterbrach Susan ihre Mutter.

Jeanny sah beunruhigt auf. »Woher weißt du das?«

Susan erzählte von dem umgewühlten Boden. Von

Geran, der sich auf
seinem Sterbebett mehr
Sorgen um die
Enteignung von Haus und
Grundstück als um seinen
körperlichen Zustand
gemacht hatte. Sie
erzählte, wie sie die
beiden alten Freunde
ihres Vaters aufzuspüren
versucht hatte, aber nur
den einen, Walter,
schließlich gefunden

hatte. Sie sprach auch die Vermutung aus, dass ihr Vater womöglich die Reste der Leiche beseitigt und die damit verbundene seelische Belastung so schlecht vertragen hatte, dass er im Krankenhaus gelandet war. Als schließlich alles aus ihr heraus war, hatte sie eine trockene Kehle, und hinter der Stirn verspürte

sie ein heftiges Pochen.

»Furchtbar, dass du das durchmachen musstest«, sagte Jeanny leise. Sie stand auf und legte ihrer Tochter verlegen den Arm um die Schulter. »Du bist kreidebleich. Müde bist du, oder?«

Müde war stark untertrieben. Das Gespräch hatte Susan

aufgewühlt. Zudem hatte sie vergangene Nacht nicht geschlafen, war stundenlang gereist und hatte viele neue Eindrücke zu verarbeiten.

»Komm«, sagte Jeanny, »geh schlafen. Morgen ist auch noch ein Tag.«

41

Maier saß im Laderaum des Kangoo, der nach einer Mischung aus nassem Hund und Desinfektionsmittel roch. Es war hier hinten zwar nicht auf Sitzkomfort angelegt, schien ihm aber immer noch besser, als wenn Valerie oder sonst

jemand ihn am Steuer von
Svens Wagen sitzen
sehen würde. Zwischen
den vielen silbergrauen
Leasing-Wagen stach der
knallrote Renault deutlich
hervor. Auf dem
Parkplatz vor dem
McDrive bei Rosmalen,
gleich an der A2,
herrschte ein ständiges
Kommen und Gehen.
Familien in Volkswagen,

Teenager mit
Nabelpiercings und
Liebespaare.

Die Hitze flimmerte.
Selbst jetzt, gegen zehn,
herrschten noch etwa
achtundzwanzig Grad. Im
Laderaum des Kangoo
war es bestimmt noch
zwölf Grad heißer. Der
Schweiß lief ihm übers
Gesicht, und das T-Shirt
klebte ihm am Rücken. Er

nahm sich vor, zu Hause als Erstes unter die Dusche zu gehen.

Das Mercure Hotel befand sich etwa dreißig Meter von ihm entfernt, auf einer Achse mit dem McDonald's. Sven war vor gut einer Stunde mit Thomas ausgestiegen, hinübergegangen und durch den überdachten

Eingang im Innern
verschwunden. Maier
schlang den Rest
Thunfischsalat hinunter
und ließ seinen Blick über
die Hotelfenster
schweifen. Jetzt saß der
Chaot also da drinnen und
tischte die Geschichte
seiner Exfrau auf. Die
ihm wahrscheinlich die
Hölle heiß machte.

»Fass dich kurz«, hatte

er Sven noch
eingeschärft, »so kurz wie
möglich. Je weniger du
sagst, desto weniger
leicht gerätst du ins
Schwimmen.«

Er sah auf die Uhr.
Eine Stunde war nicht
gerade kurz. Genau
genommen war eine
Stunde sogar lang genug,
um Valerie dreißig
verschiedene Versionen

der Geschichte zu erzählen.

Trotzdem machte er sich keine großen Sorgen. Irgendwie glaubte er einfach, dass Sven sich schon zusammenreißen würde. Er hatte seine Exfrau jahrelang belogen. Auf ein Mal mehr oder weniger kam es jetzt auch nicht mehr an.

Was ihn sehr wohl leicht beunruhigte, war, dass Sven ihm in den letzten Tagen ziemlich ans Herz gewachsen war. Der Tierarzt würde aller Wahrscheinlichkeit nach eine Weile hinter Gitter müssen. Ganz ungeschoren würde er nicht davonkommen. Wenn Valerie später ihrem Mann ihr Herz

ausschüttete, und das würde sie mit Sicherheit tun, war die Sache für Sven gelaufen.

Maier würde ihn vermissen.

Neben ihm lagen ein Getränkehalter aus grauer Pappe, zwei leere Flaschen Mineralwasser und eine Big-Mac-Verpackung. Er stopfte

den Müll in eine große Papiertüte, die ebenfalls auf der Ladefläche herumlag, und knüllte diese zu einem festen kleinen Ball. Wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von Stirn und Schläfen. Schaute wieder nach draußen.

Sven kam näher. Allein. Nein, doch nicht. Er hatte eine rothaarige

Frau im Schlepptau, die Thomas auf dem Arm trug. Das musste Valerie sein. Sven hatte nicht zu viel versprochen, sie war tatsächlich ziemlich hübsch. Nicht ganz sein Typ, aber er konnte gut verstehen, dass Sven etwas an ihr fand. Oder an ihr gefunden hatte. Schlank, lange Beine und ein fein geschnittenes

Gesicht. Sie trug eine schwarze Hose, und das Rot ihrer Bluse mit Umschlagkragen biss sich mit dem Farbton ihrer hochgesteckten Locken. Sonderlich ausgeschlafen sah sie nicht aus.

Nachdem die beiden sich voneinander verabschiedet hatten, kam Sven direkt auf ihn zu.

Seine Miene war zugleich besorgt und angespannt.

Als kurz darauf ein dunkelgrüner Saab mit Valerie am Steuer an Sven vorbeifuhr, duckte Maier sich noch tiefer hinter die Rückenlehne. Durch die Heckscheibe sah er, wie das schwedische Cabrio, ohne das Tempo zu drosseln, vom Parkplatz brauste.

Als es außer Sicht war, krabbelte Maier nach vorn auf den Fahrersitz und ließ das Fenster herunter. Die laue Brise von draußen sorgte kaum für Abkühlung.

Sven öffnete die Tür und ließ sich neben Maier in den Sitz fallen. »Sie hat's geschluckt«, sagte er. »Von A bis Z.«

»War das eine so lange

Geschichte? Du bist beinahe eine Stunde da drin gewesen.«

»Ich bin fast nicht zu Wort gekommen. Sie hat mich pausenlos ausgeschimpft. Was ich für ein Versager bin. Dass ich Thomas nie mehr zu Gesicht kriege, dass ich kriminell bin, dass sie sich nie mit mir hätte

einlassen sollen ...« Sven seufzte und starrte düster vor sich hin. »Sie verlangt Polizeischutz. Auf der Stelle hat sie bei Walter angerufen. Der Sack hat wahrscheinlich schon den Polizeipräsidenten und weiß Gott wen noch bei sich am Tisch sitzen. Bestimmt stehen die demnächst bei mir vor

der Tür.«

»Dein letzter freier
Abend, mein Junge.«

Sven sah Maier an.
»Ich weiß. Und ich habe
mich bereits damit
abgefunden. Weißt du ...
mir ist gerade klar
geworden, dass ich
Thomas wahrscheinlich
nie wiedersehen werde.
Wenn mir das vor einem
Monat jemand prophezeit

hätte, wäre ich
wahrscheinlich total
durchgedreht. Aber jetzt
habe ich meinen Frieden
damit. Er hätte tot sein
können, durch meine
Schuld. Valerie hat recht.
Ich bin ein Versager. Und
ein Krimineller.«

Maier startete den
Kangoo. Fuhr vom
Parkplatz.

Der wirkliche Schock stand Sven erst noch bevor, wenn sein Körper das Adrenalin und den Stress abgebaut hätte und die Realität ihm richtig zu Bewusstsein kam. Dann würde ihm klar werden, dass er seine Praxis los war und seinen Sohn nicht würde heranwachsen sehen. Dass er tatsächlich mit

leeren Händen dastand.
Ganz von vorn anfangen
musste.

Und dann würde er
komplett abstürzen.

Natürlich war Sven an
all dem selbst schuld.
Aber das machte es nicht
weniger bitter.

Die Dämmerung war
hereingebrochen. Maier
schaltete die

Innenbeleuchtung ein.

Als sie sich der Ampel am Ende der Straße näherten, fragte Sven: »Kannst du noch eben bei meiner Praxis vorbeifahren? Ich möchte ein bisschen zusätzliches Verbandszeug und ein paar andere Sachen mitnehmen. Zu Hause habe ich nichts.«

Sie legten die kurze

Strecke schweigend
zurück. Svens Praxis lag
am Rand eines
Wohnviertels. Maier
parkte halb auf dem
gegenüberliegenden
Bürgersteig.

Als Sven links hinter
dem freistehenden
Gebäude verschwunden
war, fischte Maier sein
Handy aus der Tasche und
spielte mit dem

Gedanken, Susan
anzurufen. Entschied sich
aber dagegen, weil Sven
jeden Augenblick
zurückkommen konnte.
Er fühlte sich müde und
dreckig. So müde, dass er
nicht sicher war, ob er es
überhaupt noch bis unter
die Dusche schaffen oder
doch auf der Stelle ins
Koma sinken würde,

kaum dass die
Wohnungstür hinter ihm
ins Schloss gefallen wäre.
Er war völlig fertig. Nicht
nur hatte er in der letzten
Nacht in Paris kaum ein
Auge zugetan, sondern
auch die lange Reise, die
Hitze und die
Anspannung forderten
allmählich ihren Tribut.

Morgen früh würde er
sich besser fühlen. Erholt,

erfrischt und
ausgeschlafen. Er freute
sich darauf, zu Susan zu
fahren, aber das war nicht
das Einzige. Nachdem er
tagelang im
Verkaufsschlager von
Renault durch die Gegend
getuckert war, hatte die
Aussicht auf eine lange
Fahrt über kurvige
Straßen in seinem
eigenen Carrera S4

geradezu etwas Festliches an sich.

Er streckte sich und spürte die Müdigkeit wie eine Decke über sich fallen. Seine Augenlider wurden schwer wie Blei. Er war mit seinen Kräften am Ende. Was jetzt noch kommen mochte, war nicht mehr sein Problem. Valerie und Thomas

würden Polizeischutz
erhalten. Sven würde
vermutlich noch heute
Abend verhaftet, und —
wie bitter das auch sein
mochte — so war doch
wenigstens für seine
Unversehrtheit gesorgt.
Und Svens Geschichte
enthielt genügend
Hinweise, anhand derer
herauszufinden sein
musste, wer die

Drahtzieher in dieser ganzen Hormon-Doping-Sache waren.

Noch ehe Susan und er aus Wales zurück waren, konnte der ganze Fall gelöst sein.

Immer träger döste er vor sich hin.

Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, eine Minute oder auch zehn, als er aus dem

Augenwinkel einen
Schemen wahrnahm, der
vom anderen Ende des
Gebäudes her jetzt auf ihn
zugelaufen kam. Das
musste Sven sein.
Mechanisch streckte
Maier die rechte Hand
aus, um den Wagen zu
starten.

Sven schien es eilig zu
haben.

Sehr eilig.

Der Mann, der im Begriff war, knapp vor dem Kangoo vorbeizurennen, dann aber abrupt stehen blieb, um einen Lastwagen passieren zu lassen und sich dabei mit der behandschuhten Hand auf der Motorhaube abstützte, war nicht Sven.

Maier fuhr in seinem

Sitz hoch. Ein
dunkelhaariger Mann,
gedrungener Körperbau,
schulterlange Locken und
monströse Narben im
Gesicht. Als mit lautem
Dröhnen der Laster
vorbeizog, wandte der
Mann den Kopf nach
rechts, und für den
Bruchteil einer Sekunde
begegneten sich ihre

Blicke. Maiers Finger
hielten wie erfroren den
Zündschlüssel. Dann
setzte der Fremde sich in
Bewegung und
verschwand auf der
anderen Straßenseite
zwischen zwei
Häuserzeilen.

Es war alles viel zu
schnell gegangen, als dass
Maier irgendwie hätte
reagieren können.

Aber er war schlagartig hellwach. Tausende von Alarmglocken schallten durch seinen Kopf. Reflexartig wandte er sich zur Rückbank um und zog den Reißverschluss der Reisetasche auf. Fand die Glock, zog den Schlitten zurück, steckte sich die Waffe hinten in den Hosenbund und stieg aus.

Während er den gepflasterten Weg zum Hintereingang der Tierarztpraxis entlangging, wurde die dumpfe Vorahnung in seinem Bauch immer beklemmender.

Er hätte mitgehen sollen, er hätte Sven nicht allein lassen dürfen. Sie waren schneller, als er

erwartet hätte.

Er hatte sie
unterschätzt.

Verdammt!

Hinter dem Haus
befand sich ein von
Mauern eingegrenzter
kleiner Hof. Die
Eingangstür der Praxis
stand einen Spaltbreit
offen.

Er zog die Glock.

Sein Herz pochte laut

in der Brust.

Irgendwas war hier ziemlich faul. Das spürte er. Er *wusste* es.

Mit der Schuhkante drückte er die Tür ein Stück weiter auf. Streckte die Pistole vor, presste den Rücken an die Wand, duckte sich. Ein paar hohe, gelbe Container, kleinere und größere Plastikbehälter. Maier

war oft genug hier
gewesen, um zu wissen,
wofür die dienten. Für
tote Tiere, medizinischen
Abfall und anderen von
Operationen übrig
gebliebenen Dreck. Auf
einem Brett lagen
Handtücher und
Medizinpackungen. Mit
wenigen Schritten über
den gefliesten Boden

hatte er die zweite Tür erreicht. Die war verschlossen. Dahinter, so wusste er, befand sich der Operationsraum, ein kleines Zimmer mit Schränken, Medikamenten und medizinischem Gerät an den Wänden und einem hydraulischen Operationstisch in der Mitte.

Maier zog sich den
Ärmel seiner
Baumwolljacke über die
Hand und drückte die
Klinke herunter.

Den Geruch, der ihm
entgegenschlug, hätte er
aus tausend anderen
Gerüchen heraus sofort
erkannt. Er hatte ihn im
Laufe der Zeit besser
kennengelernt, als ihm
lieb war. Ihn schauderte.

Er wollte das nicht sehen.

Nicht Sven. Nicht hier.

Svens Oberkörper

lehnte seitlich an einem
Wandschrank. Sein

weißes Replay-T-Shirt

war blutdurchtränkt. Die

rote Flüssigkeit glitzerte

im Neonlicht, sein Mund

stand offen, unter den

halb geschlossenen

Lidern starrten seine

Augen glasig nach oben.
Er stand in einer
dunkelroten Pfütze wie
eine Wachsfigur aus dem
Gruselkabinett.

Maier stockte der
Atem.

Langsam ging er auf
den Tierarzt zu.
Immerhin war er
geistesgegenwärtig
genug, den Blutspritzern
und Flecken auf dem

Boden auszuweichen. Er beugte sich vor. Nahm Svens Kopf in die Hände und hob sein auf die Brust gesunkenes Kinn behutsam an. Die Haut fühlte sich noch ganz warm an.

In der Kehle klaffte ein tiefer, fast gerader Schnitt, durch den ein knorpeliges Stück Luftröhre zu sehen war.

»Scheiße«, murmelte er. »Verdammt, Sven.«

Der Anblick von Sven tat ihm in der Seele weh. Er schnappte nach Luft. Raus hier.

Sofort.

Vorsichtig den Blutflecken ausweichend, lief er nach draußen. Steckte die Glock wieder in seinen Hosenbund,

stützte sich an der Backsteinmauer ab und legte den Kopf in den Nacken. Versuchte, seinen Atemrhythmus unter Kontrolle zu bekommen.

Einatmen, ausatmen.

Die schwüle Abendluft vermochte den Geruch aus dem Operationszimmer nicht zu vertreiben. Aus der

Ferne drangen Stimmen
zu ihm, Gelächter,
Wortfetzen, auch
Rauchschwaden.

Irgendwo in der Nähe
wurde anscheinend
gegrillt.

Ein herrlicher
Sommerabend.

Seine Hände zitterten
heftig, und sein Magen
krampfte sich zusammen.
Er holte noch einmal tief

Luft und schloss die Augen. Er durfte hier auf keinen Fall hinkotzen.

Sein Erbrochenes würde als Beweismittel in einer Plastiktüte landen und von einem fleißigen Laboranten bis ins Letzte durchanalysiert werden.

... *ausatmen.*

Einatmen.

Er schluckte. Seufzte.

Sog Luft durch die Nase ein.

Rieb sich das Gesicht.

Sein Magen beruhigte sich etwas, aber die Übelkeit blieb.

Die letzten, mit Sven verbrachten Tage zogen an ihm vorüber. Sven in dem Pariser Straßencafé, mit Sonnenbrille und Mütze, sein heikles Abenteuer im rosa

Plüsch. Sven mit seinem
kleinen Sohn in Jacks
Appartement, selig
schlummernd. Sven,
apathisch den toten
Thierry anstarrend. Die
Bilder bestürmten Maier
wie ein zu schnell
ablaufender Film, so sehr
er sie auch zu
verscheuchen suchte.
Immer weiter.

Er konnte es kaum

fassen. Wollte es nicht
fassen. Er wollte fluchen,
um sich schlagen, sein
Magazin leerballern,
herausbrüllen: »Warum
habt ihr nicht mich
genommen? Mich,
verdammt! Nicht Sven!«
Doch er starrte nur
geistesabwesend vor sich
hin. Minutenlang.

Dann gelangten

allmählich die Geräusche von der Straße wieder in sein Bewusstsein. Ein paar Jugendliche auf Fahrrädern radelten vorbei. Sie unterhielten sich mit lauten Stimmen, und ihre Räder rasselten und schepperten auf dem Klinkerpflaster.

Eine andere Welt.

Er musste hier weg, das wurde ihm allmählich

klar. Ungesehen und ohne
Spuren zu hinterlassen. Er
war der
Hauptverdächtige. Der
Kangoo, der noch am
Straßenrand stand, die
Schlüssel im
Zündschloss, war voll von
Maiers DNA-Spuren.
Kleine Härchen,
Hautschuppen, Staub,
Fingerabdrücke. Nicht
mehr sauber zu kriegen.

Noch die kleinste Faser
war eine zu viel.

Es gab nur eine einzige
Möglichkeit zu
verhindern, dass wegen
dieses Mords demnächst
ein paar freundliche
Beamte bei Susan vor der
Tür stünden. Maier hatte
es schon öfter getan. In
einem anderen Leben,
unter anderen Umständen.

Nun würde er es wieder tun.

Aber dafür musste es dunkel sein. Noch war es zu dämmrig, die schwarzen Rauchschwaden wären meilenweit zu sehen.

Das war nicht das Einzige.

Morgen früh oder heute Nacht schon würde Svens Leiche gefunden. Dann

würden sie in der
Nachbarschaft ihre
Ermittlungen aufnehmen.
Ein Kripo-Beamter würde
ihm Routinefragen
stellen.

Und er wusste zu viel.

Wenn er sich nicht
schnell wieder in den
Griff bekam, konnten sie
das morgen an seinen
Augen ablesen.

Der Kerl, den er gerade
hatte wegrennen sehen,
der Anblick der Leiche in
dem Operationszimmer,
Olivier, Alain und
Thierry, St. Maure, Jacks
Safe House: Er musste
seine biologische
Festplatte komplett neu
formatieren und mit einer
neuen Wahrheit
überschreiben.

Mit einer Wahrheit, in

der Sven nicht vorkam.

Er schaute in den
Himmel, in dessen
Dunkelblau-
Schattierungen die
untergehende Sonne
bereits rote Streifen
eingezogen hatte. In etwa
einer halben Stunde wäre
es dunkel. Dann konnte er
mit dem Kangoo
wegfahren, ohne erkannt

zu werden.

Er ließ sich auf das harte Pflaster sinken und rührte sich nicht. Warten auf den Anbruch der Dunkelheit.

Wie ein Raubtier umkreiste Skipper eine Gruppe von Schafen, die ihn ängstlich im Auge behielten. Sie machten abrupte, ruckartige Bewegungen und stießen aneinander. Der Schäferhund hypnotisierte sie mit

stechenden Blicken aus seinen gelben Augen.

»Come here«, rief Jeanny.

Skipper reagierte prompt. Flitzte auf Jeanny zu, strich mit gesenktem Kopf um ihre Beine und blickte scheu zu ihr auf, als wäre er es gewohnt, tagtäglich Prügel zu beziehen.

Durch das Tal zog sich

ein kleiner Fluss, über den Susan mit einem Sprung hinwegsetzte. Die Wiese war schon ziemlich abgegrast und sah wie ein Teppich aus, die Oberfläche federte leicht unter den Schritten. Überall lagen hart gewordene Schafskötel. Es war windig, und Susan wünschte, sie hätte einen ordentlichen Mantel

mitgenommen. Das restliche Europa mochte unter einer Hitzewelle leiden – hier in Südwales merkte man davon wenig.

»Du hast mir noch gar nicht erzählt, was dich eigentlich hierher verschlagen hat«, sagte sie, als Jeanny sich wieder an ihre Seite gesellt hatte.

Am Morgen hatten sie Kaffee getrunken, Brote gegessen und über alles Mögliche geredet, nur nicht über den unmittelbaren Grund dafür, dass Jeanny die Niederlande verlassen hatte.

»Schau dich doch um.« Mit weit ausholender Geste deutete Jeanny auf die Umgebung. »Ist es

hier nicht wie im
Paradies? Hügel, Weiden,
kleine Baumgruppen,
Hecken, schöne Höfe,
freundliche Menschen
und Tiere. Als wäre man
in eine Ansichtskarte
hineingeraten. Das hat
mich hergezogen. Dieses
Traumbild. Wenn man
schon die eigene Identität
aufgeben und seine

Vergangenheit vergessen
muss, dann doch
möglichst in einem Land
wie diesem. In einem
Paradies.«

Eine Antwort auf ihre
Frage war das nicht.
Susan konnte schwer
einschätzen, ob ihre
Mutter nur eine
Nebelbombe geworfen
oder sie nicht verstanden
hatte. Sie fragte aber

nicht nach. Nachdem sie gut ausgeschlafen war, verspürte sie kein großes Bedürfnis mehr, die Sache zu forcieren.

»Mit diesem Traumbild vor Augen kam ich hierher«, sagte Jeanny. Sie steckte die Hände in die Taschen ihrer Wachsjacke. »Aber ich bin schnell dahintergekommen, dass

es hier auch nicht anders
ist als in den
Niederlanden oder sonst
wo. Nur die Aussicht ist
anders. Aber eine schöne
Umgebung kann die
innere Leere nicht
auffüllen, geschweige
denn kompensieren. Man
gewöhnt sich nach einer
Weile daran und nimmt
sie gar nicht mehr wahr.«

Skipper stürmte erneut davon, um ein paar Schafe zu terrorisieren, die ein Stück weiter oben auf dem Hügel standen. Jeanny bemerkte es nicht.

»Wenn ich in den letzten Jahren eines gelernt habe«, fuhr sie fort, »dann, dass man Dinge, die man nicht in den Griff bekommt, am besten von sich abgleiten

lässt. Das geht nur, wenn man sich selbst als Zuschauer sieht. Nicht als Teilnehmenden. Man lässt Leute in die Vorhalle« – sie deutete auf ihren Kopf – »eintreten, aber nicht hier.« Jeanny legte sich die flache Hand auf die Brust. »Wenn man das einmal draufhat, dann

erreicht einen nichts mehr. Dann wird alles ein bisschen einfacher.«

Susan musterte ihre Mutter schweigend. Jeannys Niederländisch hatte, anders als das von Sabine, unter der englischsprachigen Umgebung nicht besonders gelitten. Ihrer Mutter rutschte zwar manchmal das eine oder

andere englische Wort in einen Satz hinein, aber ihre Aussprache war noch genau wie früher. Bis hin zu dem weichen g. Aber auch wenn sie sich noch genauso anhörte wie vor zwanzig Jahren, etwas Wesentliches hatte sich verändert. Ihr Vater war nach Jeannys Fortgehen zum Einsiedler geworden. Seine Frau hatte sich

unabhängig von ihm für
denselben Weg
entschieden.

»Ich hatte keine
Wahl«, fuhr sie fort.

»Jeanny Staal ist tot. So
fühlte es sich damals
schon an, und daran hat
sich nichts geändert. Hier
heiße ich Jane Morris.
Kinder, einen Mann und
ein Leben in den

Niederlanden habe ich nie gehabt. Wenn dir plötzlich bewusst wird, dass du das alles loslassen musst, dass du nie mehr zurückkannst, dann ist das wirklich wie sterben. Glaub mir, hier habe ich mit der Zeit begriffen, warum sich manche Menschen, wenn sie einen Fehltritt begangen haben, lieber

stellen als fliehen.«

Susan hörte aufmerksam zu und ließ die Worte ihrer Mutter auf sich wirken. Auf ihre Frage hatte sie noch immer keine Antwort bekommen. »Aber warum musstest du fortgehen?«, hakte sie vorsichtig nach. »Wenn dieser ... dieser Freund als Überläufer galt, hättest du doch

leicht außen vor bleiben können, oder?«

Jeannys Gesicht verzog sich zu einem bitteren Grinsen. »Nachdem

Roger und Geran Carl begraben hatten, konnte ich keine Nacht mehr durchschlafen. Ich ging auch nicht mehr in den Garten. Da lag eine Leiche – von der niemand

wusste, außer deinem Vater, Walter, Roger und mir. Du hast manchmal sogar draußen gespielt, mit deiner Freundin ... wie hieß die noch gleich?«

»Melanie.«

»Genau, Melanie. Ich weiß noch, wie ich einmal in der Küche stand und euch am Rand des Schwimmbads stehen sah.

Ganz nah bei Carl. Ich musste mich extrem zusammenreißen, um nicht laut zu kreischen. Ich bin in den Flur gerannt und hab losgeheult.«

»Und Papa?«, fragte Susan. »Wie ist der denn damit umgegangen ?«

»Er ließ keine Gelegenheit aus, mich daran zu erinnern, dass es

alles meine Schuld sei. Ich hätte euch verraten, meinte er, aber in erster Linie ihn. Und ich wusste, dass sein Urteil nicht milder werden würde. Eher strenger.«

Susan konnte sich lebhaft vorstellen, was das für ein Gefühl gewesen sein musste. Ein Geheimnis mit sich

herumzutragen, war
immer eine Belastung.
Das wusste sie selbst nur
zu gut. Anders als sie
hatte Jeanny aber
niemanden gehabt, der ihr
beigestanden hätte. Sie
war nicht nur gezwungen
gewesen, alleine damit
fertig zu werden, sondern
hatte sich auch noch zur
Wehr setzen müssen.
Bestimmt hätte ihr Vater

den Druck auf seine untreue Frau mit der Zeit noch verstärkt, da war sie sicher. Wenn er recht behalten wollte, konnte er schrecklich sein. War das der Grund gewesen? Der Grund, warum sie gegangen war?

Nein. Es steckte noch mehr dahinter.

»Aber das war nicht der Grund«, sagte Susan

laut.

Jeanny sah auf.

»Warum du gegangen bist«, fügte sie zur Verdeutlichung hinzu.

»Denn drei bis vier Jahre später wäre ich ja auch ausgezogen. So lange hättest du auch noch warten können. Du hattest doch schon jahrelang gewartet.«

Jeanny wich ihrem
forschenden Blick aus.
»Du hast den gleichen
analytischen Verstand
wie dein Vater.«

Susan hielt die Luft an.
Steckte die Hände in die
Taschen und ballte sie zu
Fäusten.

»Es war wegen Roger«,
sagte Jeanny.

»Roger?«

Jeanny sah plötzlich

angespannt aus. »Er war derjenige, der den Kontakt zur Stasi hielt. Roger füllte sich die Taschen damit, dass er Menschen hin und her schob. Das hatte ich damals noch nicht kapiert. Erst später bin ich dahintergekommen. Er hatte ihnen erzählt, Carl sei nicht alleine

abgehauen, sondern hätte mich mitgenommen. Damit hatte er im Grunde mein Todesurteil gefällt.«

»Aber warum? War Roger nicht ein Freund von euch?«

Jeanny gab ein Schnauben von sich. »Ein Freund? Nein, ein Freund war er nie. Er spielte mit uns, Susan, er beobachtete uns wie ein

Wissenschaftler seine
Fruchtfliegen. Ich hatte
fast zwanzig Jahre Zeit,
über seine Beweggründe
nachzudenken, aber ich
bin nur auf eine einzige
Erklärung gestoßen: Er
tat es, weil es in seiner
Macht stand.«

Der Hund gab ein
kurzes Kläffen von sich.
Mit aufgerichtetem
Schwanz schaute er zu

dem kleinen Gehöft
hinüber. Das graue
Steinhaus war aus dieser
Höhe kaum mehr als ein
vager Umriß in der
Landschaft. Auch Jeanny
schaute nun zu dem Haus,
wobei sie mit der Hand
die Augen abschirmte.

»Erwartest du
jemanden?«

»Nein.«

Im nächsten Augenblick wandte der Hund seine Aufmerksamkeit wieder den Schafen zu. Schwanzwedelnd lief er ihnen hügelaufwärts nach.

»Wird wohl eine Katze gewesen sein. Oder der Postbote.« Jeanny trat den Rückweg nach unten an.

Susan folgte ihr, wobei sie gut aufpasste, dass sie

auf den zwischen
Grasbüscheln
verborgenen glatten
Felsblöcken nicht
ausrutschte. »Aber Roger
muss doch gewusst
haben, wie schwer es für
dich werden würde. Und
für uns.«

Jeanny sah ihr direkt
ins Gesicht. »Roger war
in mich verliebt. Oder so

etwas Ähnliches, was ihm
wie Liebe vorkam. Vom
ersten Tag an, als Geran
ihn mit nach Hause
brachte, machte er mir
Avancen. Auf den ersten
Blick war er ein gut
aussehender Mann:
sonnengebräunt,
gepflegte Erscheinung.
Aber mir graute vor ihm.
Roger war eine richtige
Schlange. Man wusste

nie, was in ihm vorging. Ich hielt ihn auf Abstand, und genau das wurmte ihn. Je mehr ich mich fernzuhalten versuchte, desto fanatischer wurde er. Allmählich fand ich es richtig bedrohlich. Zurückgewiesen zu werden, das konnte Roger einfach nicht akzeptieren. Ich habe das damals gleich gespürt. Aber ich

habe es immer wieder verdrängt.«

»Warum hat denn Papa nichts unternommen?«

»Wenn der es gewusst hätte, hätte er Roger wahrscheinlich erschlagen.«

»Du hättest es ihm sagen müssen.«

Ohne darauf zu reagieren, begann Jeanny

weiterzugehen. »An dem Abend, als die Sache mit Carl so aus dem Ruder gelaufen war, verhielt Roger sich auffällig still. Im Nachhinein denke ich, dass da wahrscheinlich irgendeine Sicherung bei ihm durchgebrannt ist. Ich glaube, er kam nicht darüber hinweg, dass er mehr oder weniger verloren, versagt hatte. So

sah Roger die Dinge. So sah er Menschen. Roger betrachtete alles als Spiel und Menschen als Schachfiguren. Die man hin und her schieben konnte, um sein Ziel zu erreichen. Ich glaube, er war an jenem Abend als Einziger in der Lage, klar zu denken. Also konnte er dem Ganzen die Richtung geben, die ihm am besten

passte. Indem er uns überredete, Carl im Garten zu begraben, obwohl tausend andere Orte sich viel besser dafür geeignet hätten, führte er schon einen Teil seines Plans aus. Die Beziehung zwischen deinem Vater und mir wurde dadurch auf eine enorme Zerreißprobe

gestellt. Das muss er
gewusst haben. Und er hat
Walter mit in die Sache
hineingezogen. Walter
war jemand, der sich von
unserem Lebensstil
angezogen fühlte, von den
Ideen deines Vaters und
auch von Rogers
Charisma. Aber im
Grunde war er ein sehr
unsicherer Mensch. An
Roger und deinem Vater

konnte er sich ein wenig aufrichten. Indem Roger ihn zum Mitwisser machte, bürdete er ihm einen Teil der Schuld auf und machte ihn damit mundtot. Aber das war mir damals nicht bewusst. Und den anderen wohl auch nicht. Wie Roger es darstellte, klang es alles ganz logisch. Und als ich dahinterkam, dass er die

Sache ganz in seinem Sinne arrangiert hatte, war es zu spät. Da kam ich aus dem Ganzen schon nicht mehr raus.«

»Dann hat er aber mit hohem Einsatz gespielt«, sagte Susan. »Schließlich hättest du dir auch überlegen können, ihn anzuzeigen. An deiner Stelle hätte ich das

wahrscheinlich getan. Ich glaube, ich wäre lieber ins Gefängnis gegangen, als mich so manipulieren zu lassen.«

Jeanny sah ihre Tochter ungerührt an. »Klar. Du hast keine Kinder. Aber was hätte aus dir werden sollen, wenn dein Vater und ich im Gefängnis gelandet wären? Du warst minderjährig, du wärest

in ein Heim gekommen.
Mit dem Risiko, dass die
Stasi eines Tages an dir
ein Exempel statuieren
würde. Inzwischen ist die
Mauer gefallen, und die
Stasi ist eine Fußnote in
den Schulbüchern. Es ist
Geschichte. Aber das
wussten wir damals noch
nicht. Konnten wir auch
nicht wissen. Wir
steckten mittendrin. Die

Bedrohung war ganz real. Roger wusste, dass ich das Risiko nicht eingehen würde. Nicht eingehen konnte. Er wusste genau, dass ich ihn niemals anzeigen würde, weil ich damit meine eigene Familie kaputtgemacht hätte.«

»Du bist um meinetwillen gegangen«,

sagte Susan leise.

Jeanny drehte sich zu ihr um. »Es wäre nie so weit gekommen, wenn ich diesen Fehltritt nicht begangen hätte. Wäre ich an jenem Abend nicht ins Atelier gegangen, wäre das alles nicht passiert. Das muss ich seither oft denken.«

Susan hatte Roger nur undeutlich in Erinnerung.

»So wie du Roger beschreibst, wäre es eines Tages sowieso schiefgegangen.«

»Wer weiß.«

»Ich kann kaum glauben, dass Papa das alles zugelassen hat. Er muss doch außer sich gewesen sein vor Wut.«

Jeanny grinste freudlos. »Die Stasi war nicht blöd. Aber ziemlich

paranoid. Wenn plötzlich auch noch Roger verschwunden wäre, so kurz nach Carl, hätten sie ein paar Leute bei uns vorbeigeschickt. Dein Vater war cholerisch, aber er war kein Idiot.«

Susan wick dem plötzlich tieftraurigen Blick ihrer Mutter aus. »Es war also pure

Rachsucht«, sagte sie leise.

»Roger war gekränkt.
Es war reines
Machtgehabe.«

»Wie ist es
weitergegangen?«

»Nachdem er mich
mehr oder weniger für
vogelfrei erklärt hatte,
drückte er mir einen
britischen Pass in die
Hand. Ich schlug ihn auf

und stieß auf mein
eigenes Passbild. Er hatte
alles schon geplant, alles.
An der Fähre in
Vlissingen setzte er mich
ab. Bei der Ankunft in
England wurde ich gleich
von einem Kerl abgeholt,
der Roger als Freund
betrachtete. Fast drei
Jahre lang habe ich bei
ihm gewohnt, bis ich
endlich eine Gelegenheit

fand zu entwischen.
Roger hat mich bis heute
nicht gefunden.« Sie
lächelte bitter. »Das ist
mein kleiner Sieg.«

»Warum bist du denn
nicht wieder nach Hause
gekommen?«

»Ich hab mich nicht
getraut. Ich hatte immer
noch Angst, meine
Rückkehr könnte böse

Folgen haben.«

»Aber '89 ist doch die Mauer gefallen. Danach konnte Roger dir doch nichts mehr anhaben.«

Jeanny starrte auf die Spitzen ihrer Stiefel und verlangsamte ihre Schritte. »Ich saß vor dem Fernseher damals, und ich weiß noch, dass ich kurz davor war, meine Sachen zu packen und mit

dem erstbesten Schiff in
die Niederlande
zurückzufahren. Aber ich
... traute mich nicht
mehr. Ich meine, nach all
den Jahren, was hätte ich
tun sollen? Bei euch an
der Tür klingeln und
sagen: »Hallo, Mädels, da
bin ich wieder!«?« Jeanny
schüttelte den Kopf. »Das
ging doch nicht, Susan.
Ihr hättet doch wissen

wollen, was los gewesen war. Und ich hätte euch erzählen müssen, dass ich euren Vater verraten hatte. Denn nichts anderes war es: ein Verrat. An ihm und an euch. Ich hätte euch erzählen müssen, dass in unserem Garten eine Leiche liegt. Stell dir das mal vor, wie hätte ich

euch das erklären sollen?
Dass eure Mutter nicht
nur eine Ehebrecherin
war, sondern auch eine
Mörderin?«

»Das ist doch Unsinn.
Du hast Papa beschützt,
damit er nicht erschossen
wurde. Carl zu ermorden,
hattest du doch gar nicht
vor.«

»Macht das einen
Unterschied?«

Susan schwieg.

»Ich hätte euch nie erzählen können, was damals wirklich geschehen ist. Um meinet- und euretwillen nicht, aber auch aus Rücksicht auf deinen Vater und Walter, der da mit hineingerutscht war. Um mich, euch und andere in Schutz zu nehmen, hätte ich lügen

müssen.« Jeanny blieb stehen und sah Susan ins Gesicht. »Ich wollte nicht meine eigenen Kinder belügen. Da blieb ich lieber hier.«

»Aber jetzt hast du es erzählt.«

Jeanny sah sie unsicher an.

»Ich glaube, es war richtig so«, fügte Susan

hinzu. »Wenn du mir das erzählt hättest, als ich neunzehn oder zwanzig war, hätte ich wahrscheinlich nicht damit umzugehen gewusst.«

»Und jetzt schon?«

Susan zuckte die Achseln. »Die Dinge laufen nun mal, wie sie laufen. Du bist wieder da, Mama. Darauf kommt es

jetzt an. Der Rest ist unwichtig.«

Jeanny blieb stehen.
»Ich habe heute Nacht wach gelegen und nachgedacht. Ich ... möchte in die Niederlande zurück. Dich besser kennenlernen. Ich will alles wissen. Was du erlebt hast, wer dein Freund ist, deine Bekannten und Freunde

kennenlernen, dein
Zuhause sehen. Und ich
will in die Staaten, zu
Sabine. Um ihr die Dinge
zu erklären.«

Susan schwieg, was
Jeanny offenbar als
Zurückweisung auffasste.
»Mir ist klar, dass du dir
inzwischen ein eigenes
Leben aufgebaut hast.
Dass es seine Zeit

braucht. Du brauchst nicht zu befürchten, dass ich dir die Tür einrennen werde.«

Susan musterte ihre Mutter von der Seite. »Mama, du kannst gern erst mal bei uns wohnen, wenn du willst. Aber wie willst du denn deine Rückkehr erklären? Du bist doch in den Niederlanden als vermisst

gemeldet.«

»Ich habe einen britischen Pass. Und an den Namen Jane Morris habe ich mich mittlerweile hervorragend gewöhnt. Außer dir und Sabine braucht niemand zu erfahren, dass ich zurück bin.«

»Aber die Leute werden dich wiedererkennen.«

»Das sind doch Details.«

»Und Roger? Ist der auch ein Detail?«

»Über Roger habe ich nachgedacht. Roger hat mir zwanzig Jahre meines Lebens genommen. Ich habe meine Zeit abgesessen. Ich werde ihn aufsuchen und ihm klarmachen, dass er mich

in Ruhe lassen muss.
Außerdem werde ich
meine Schulden
begleichen. Ihn
entschädigen.«

»Entschädigen?«

Jeanny lächelte.

»Roger hatte mich in
Manchester bei einem
gewissen Henry
untergebracht. Ein
komischer Kauz, schon
etwas älter, der alles

Mögliche für ihn
organisierte. Zum
Beispiel die falschen
Pässe, die er seinerseits
von einem in London
ansässigen Inder bekam.
Das wusste ich, weil es
sich direkt vor meiner
Nase abspielte.«

Susan sah Jeanny
verständnislos an.

»Diesem Typen habe
ich hinter Henrys Rücken

einen neuen Pass
abgekauft. Von dem Geld,
das Roger dort hinterlegt
hatte.«

»Was kostet denn so
ein falscher Pass?«

»Zweihundertfünfzig
englische Pfund habe ich
damals bezahlt. «

»Und die willst du ihm
zurückgeben?«

»Nein, ich will ihm

fünfzigtausend Pfund
zurückgeben. Mit
Zinsen.«

Susan blieb stehen.

»Henry hat eine Menge
Geld für Roger verwaltet,
aber er war ziemlich
nachlässig. Davon habe
ich das Haus hier gekauft.
Und das B&B sichert mir
ein bescheidenes
Einkommen.«

Susan stand immer

noch wie angewurzelt da. Roger schien ihr jemand zu sein, den man besser nicht unterschätzte. Dass Jeanny es geschafft hatte, ihn zu überlisten, stieß ihm wahrscheinlich ziemlich sauer auf. Hinzu kam, dass sie ihm einen ordentlichen Batzen Geld gestohlen hatte. Je länger Susan darüber nachdachte, desto

weniger konnte sie sich mit der Vorstellung anfreunden, dass Jeanny diesen Roger auf eigene Faust aufsuchen wollte.

»Du kennst ihn ja wohl besser«, sagte sie. »Aber nach allem, was er dir und uns angetan hat, erscheint er mir ziemlich gefährlich. «

»Auch er ist älter

geworden. Menschen verändern sich, und mit dem Alter kommt die Milde.«

»Auch bei jemandem wie Roger?«

Jeanny zuckte mit den Schultern. »Mord ist in den Niederlanden nach einer gewissen Zeit verjährt. Unter Druck setzen kann er mich damit nicht mehr. Die

Stasi ist Geschichte, die
Mauer gibt es nicht mehr,
der Kalte Krieg ist vorbei.
Alles ist vorbei.
Vergangenheit. Er
bekommt seine
fünfzigtausend Pfund
inklusive Zinsen von mir
zurück, und im Gegenzug
soll er mich in Ruhe
lassen. Roger hat Spaß
daran, andere vor seinen
Karren zu spannen und zu

manipulieren. Aber noch viel wilder ist er auf Geld. Das habe ich damals, als ich noch bei Henry wohnte, sehr wohl begriffen, und ich glaube nicht, dass er sich in der Zwischenzeit geändert hat. Roger ist ein Mistkerl, aber dumm ist er nicht. Wenn er die Wahl hat, wird er sich für

das Geld entscheiden.«

Susan sagte nichts. Es schien ihr nicht der richtige Weg. Aber sie konnten sich später immer noch einen anderen überlegen, der weniger auf Konfrontation hinauslief. Weniger riskant wäre.

Mittlerweile hatten sie das kleine Anwesen erreicht. Vor der Scheune

stand ein ziemlich neuer Opel Corsa. Es saß niemand am Steuer. Plötzlich flitzte Skip in Richtung der Gästezimmer davon und war im nächsten Augenblick verschwunden. Sie hörten ihn laut bellen.

»Skip, here!«

Schuldbewusst kehrte der schwarz-weiße Border

Collie zurück und strich
den beiden Frauen um die
Beine.

Hinter dem Bed &
Breakfast kam ein Mann
zum Vorschein. Er trug
eine schwarze Jeans und
ein eng anliegendes
schwarzes T-Shirt.
Abgesehen von den
angegrauten Schläfen war
auch sein halblanges,

lockiges Haar
tiefschwarz.

Skip knurrte.

Als der Mann näher kam, erschrak Susan: Sein Gesicht war entstellt. Dicke Narben mit kleinen Knoten liefen von den Mundwinkeln aus in unregelmäßigen Zickzacklinien über seine Wangen. Der eine Mundwinkel war leicht

nach oben verzogen.

Unwillkürlich musste Susan daran denken, wie sie in Mexiko an der Küste vor Playa del Carmen geschnorcht hatte. Sie war im Anblick der Korallen und im Gefühl von Schwerelosigkeit derart aufgegangen, dass sie das Verschwinden der vielen Fische, von denen sie

gerade noch umgeben
gewesen war, gar nicht
bemerkt hatte. Wie aus
dem Nichts tauchte
plötzlich der Barrakuda
auf. Silber glänzend im
gefilterten Sonnenlicht,
mindestens einen Meter
zwanzig lang.
Stromlinienförmig und
hart wie ein Torpedo. Er
lag totenstill im Wasser,

als gäbe es überhaupt keine Strömung. Schaute sie mit einem einzigen kalten, ausdruckslosen Auge an. Dass Pfeilhechte Menschen angriffen, kam selten vor. Trotzdem reichte der bloße Anblick des Raubfisches aus, um sie in Panik zu versetzen. Strampelnd und prustend war sie aufgetaucht und hatte das Meer während

ein permanentes
sardonisches Grinsen ins
Gesicht geschrieben
stand. »Wie ich sehe, gibt
es hier ein Bed &
Breakfast«, sagte er in
gebrochenem Englisch.
Eine sonore, dunkle
Stimme.

»We're fully booked.
Alles ausgebucht. Sorry«,
sagte Jeanny rasch.

Der Mann lächelte nun doch oder unternahm zumindest einen entsprechenden Versuch, wobei er seine obere Zahnreihe entblözte, in der mehrere Löcher klafften. »Sind Sie da sicher?« Er trat einen Schritt auf sie zu.

Automatisch wich Susan zurück, versuchte instinktiv, Abstand zu

wahren. Im selben Augenblick drang von der Straße ein Geknatter an ihr Ohr, und aus dem Augenwinkel sah sie einen grünen Traktor, der sich an den alten Bäumen und der grauen Steinmauer entlang mit lautem Getucker die holprige Zufahrt hinaufschleppte.

Der Mann sah sich um. Schaute wieder Jeanny und Susan an. »Dann entschuldigen Sie die Störung«, sagte er. Er ging zu seinem Corsa, stieg ein, ließ den Motor an und wendete. Kaum hatte der Traktor das Gelände erreicht und die Zufahrt freigegeben, gab er Gas und war verschwunden.

»Hast du das gesehen?«, fragte Jeanny. Ihre Stimme zitterte. »Er hatte Handschuhe an.«

Susan schüttelte den Kopf. »Nein, ist mir nicht aufgefallen. Aber was für ein ...«

»Zombie.«

Der Traktor hatte angehalten. Ein älterer Mann in olivgrünem

Overall sprang vom Fahrersitz herunter. Seine schmutzige Mütze hatte dieselbe graue Farbe wie seine schalkhaften Augen.

Jeanny lief auf den Mann zu und umarmte ihn. »Du kommst wie gerufen, Howard.«

Er klopfte Jeanny auf den Rücken. »Du weißt doch, Beauty, du brauchst nur anzurufen.«

Jeannys Lächeln wurde breiter. »Das wird dich noch das Leben kosten.«

»Versuch lieber nicht, mich herauszufordern, meine Dame.«

Skip schwänzelte um den Mann herum und leckte ihm untertänig die Hand. »Howard ist sein Züchter«, erklärte Jeanny.

Susan hörte es nicht. Sie blickte dem Corsa

nach, der gerade auf die
Straße abbog und im
nächsten Augenblick aus
ihrem Blickfeld
verschwunden war.

43

»Dürften wir Ihnen ein paar Fragen stellen?«

Das Licht war so grell, dass Maier die Augen zusammenkniff.

Umrisshaft erkannte er vor seiner Tür zwei Gestalten. Die eine hielt ihm einen Ausweis hin.

Kripo.

Es war noch nicht mal zehn Uhr morgens. Die ließen kein Gras darüber wachsen. »Worum geht es denn?«

»Ihr Nachbar, Sven Nielsen, ist heute Nacht tot aufgefunden worden. Wir haben Hinweise darauf, dass er keines natürlichen Todes gestorben ist.«

Heute Nacht schon.

Natürlich: Valerie und Walter, der Richter. Sie hatten noch am selben Abend alle Hebel in Bewegung gesetzt. Nachdem sie Sven zu Hause nicht angetroffen hatten, waren sie in die Praxis gefahren.

Er konnte froh sein, dass er früh genug weg gewesen war.

Maier versuchte,
schockiert auszusehen.
»Sven?«

»Dürfen wir
hereinkommen?«

» Äh ... ja, natürlich.«

Maier machte die Tür
ein Stück weiter auf und
ging vor den beiden her
ins Wohnzimmer. Der
Flur stand voll mit
schwarzen YAMAHA-
Geräten, mit Verstärkern,

Kabelrollen, Stromkabeln und hölzernen CD-Kisten. Reno hatte sein gesamtes Hab und Gut bei Susan abgestellt. Als Maier gestern Abend nach Hause gekommen war, hatte er sich fast das Genick gebrochen. Die Ermittler drängten sich seitwärts daran vorbei.

Dass sie erst jetzt

kamen und nicht schon in der Nacht aufgetaucht waren, war wohl ein gutes Zeichen. Es deutete auf Nachbarschaftsermittlung hin. Nicht auf ein Verhör.

Sven hatte Wort gehalten.

Beim Gedanken an Sven wurde ihm flau im Magen. Resolut wehrte er das Gefühl ab.

Die neue Wahrheit,

Maier.

Im Wohnzimmer bat er die beiden Ermittler an den Esstisch. Er versuchte, so interessiert und schockiert wie möglich zu wirken. »Was ist mit Sven passiert?«

»Darüber dürfen wir leider keine Mitteilungen machen, solange die Ermittlungen noch nicht abgeschlossen sind.

Würden Sie uns dennoch
ein paar Fragen
beantworten?«

Maier nickte.

»Wie heißen Sie?«

»Silvester Maier.«

»Ist das Ihr

vollständiger Name?«

»Ja.«

»Geboren in ... ?«

»München,

Deutschland.«

Der Fragensteller sah kurz auf. Ein älterer Mann Anfang sechzig. Dickes graues Haar, Brille mit schwarzer Fassung. »Haben Sie die niederländische Staatsangehörigkeit?«

»Ja. Ich bin mit acht Jahren in die Niederlande gekommen.«

»Ihr Geburtsdatum?«

»8. Dezember 1968.«

»Ist dies Ihre
Wohnung?«

*Das wissen Sie doch
längst.*

»Nein. Sie gehört
meiner Freundin, Susan
Staal.«

Ihm fiel auf, dass
immer derselbe die
Fragen stellte. Der andere
behielt ihn aus einer
gewissen Distanz heraus

im Blick.

*Der Fragensteller und
der Beobachter.*

»Ist sie zu Hause?«

»Nein.«

»Kommt sie später
noch?«

»Nein. Sie ist zurzeit in
Wales.«

»Warum?«

Familienbesuch? Das
prüften sie nach. Susans
Mutter war als vermisst

gemeldet. Er brauchte es auch nicht unnötig zu verkomplizieren.

»Um Fotos zu machen.«

Der Fragensteller hob erneut den Blick, mit lehrerhaft gerunzelter Stirn und müden, unter buschigen Brauen tief in ihren Höhlen sitzenden Augen.

»Das ist ihr Job«,

antwortete Maier auf die unausgesprochene Frage.

»Sie ist Fotografin.«

»Wie lange ist sie schon dort?«

Schon seit hundert oder zweihundert Jahren.

»Etwa seit drei Tagen.«

Der Fragensteller machte sich auf seinem Block eine Notiz. »Wie ist sie nach Wales

gereist?«

»Mit dem Auto.«

»Hat sie die Fähre
genommen oder den
Tunnel?«

Verdammt.

»Keine Ahnung.«

»Das hat sie Ihnen
nicht erzählt?«

»Nein.«

»Wann kommt sie
zurück?«

»Das weiß ich nicht.

Sie wollte mich anrufen.
Wahrscheinlich gegen
Ende der Woche.«

Die beiden Ermittler
wechselten einen Blick.
Er entging Maier nicht.
»Haben Sie die Anschrift
ihres Aufenthaltsorts?«

*Ich hätte sie anrufen
müssen.*

»Nein, leider nicht.«

»Können Sie uns
Geburtsdatum und

Geburtsort Ihrer Freundin nennen?«

» 3. Februar 1969, hier in Den Bosch.«

»Seit wann wohnen Sie hier, Herr Maier?«

»Seit November letzten Jahres.«

»Sie sind hier aber nicht gemeldet.«

»Stimmt, das muss ich noch erledigen.«

»Ihre vorige
Anschrift?«

Maier nannte ihnen
seine alte Adresse aus
Zeist.

»Wie lange wohnt Ihre
Freundin schon hier?«

»Etwa sechs Jahre,
glaube ich.«

Der Fragensteller
nickte und kitzelte
wieder etwas auf sein
liniertes Blatt. Der

andere, ungefähr im
selben Alter, saß mit
verschränkten Armen da.
Beobachtete ihn.

Sie waren perfekt
aufeinander eingespielt.
Echte Schwergewichtler.

»Wohnen hier sonst
noch Leute, die nicht
gemeldet sind?«

»Nein.«

Maier konnte nur

hoffen, dass Reno im Bett blieb, wo er ihn heute Nacht laut schnarchend angetroffen hatte. Wenn sie anfangen, Reno zu vernehmen, war das Ergebnis schwer vorauszusagen. Reno war manchmal ziemlich bedöst.

»Was machen Sie beruflich?«

»Zurzeit nichts.«

Wieder der
Lehrerblick.

»Arbeitslos?«

»Nein, ich hatte eine
Softwarefirma, die ich
verkauft habe.«

»Sie brauchen nicht
mehr zu arbeiten?«

»Ja, genau.«

Der Beobachter gab
daraufhin zum ersten Mal
einen Laut von sich,
nämlich eine Art

Schnauben. Die beiden Männer schauten sich gegenseitig an, als wollten sie sagen: Was machen wir bloß falsch?

»Wo waren Sie gestern Abend gegen halb zehn?«

Meine Güte, diese Pathologen waren richtig gut.

»Ist es um die Zeit passiert?«

»Dazu dürfen wir keine Aussage machen. Es ist für uns aber wichtig zu wissen, womit Sie zu diesem Zeitpunkt beschäftigt waren.«

»Ich war entweder joggen oder gerade wieder zurück. Schwer zu sagen.«

»Alleine?«

»Ja.«

»Und wo?«

*Sie können nicht in
deinen Kopf
hineinschauen, wenn du
ihnen keinen Zugang
bietest.*

Maier deutete vage
Richtung Westen. »Hinter
dem Wall, auf dem
Polder.«

»Wie lange waren Sie
unterwegs?«

»Meistens laufe ich

anderthalb Stunden.
Gegen acht oder halb
neun bin ich aus dem
Haus, also werde ich so
zwischen halb zehn und
zehn wiedergekommen
sein.«

»Sind Sie unterwegs
irgendjemandem
begegnet, der das
bestätigen könnte ?«

Das lief allmählich auf
ein Verhör hinaus. Sie

wollten wissen, ob er ein Alibi hatte. »Nein. Ein paar andere Jogger habe ich gesehen, aber gesprochen habe ich mit niemandem.«

»Sind Sie mit Ihrem Nachbarn gut ausgekommen?«

Maier zuckte mit den Schultern. »Normal.«

»Was heißt für Sie normal, erzählen Sie doch

ein bisschen.«

»Er kam ab und zu auf eine Tasse Kaffee rüber. War ein netter Kerl. Wir hatten ganz normalen nachbarschaftlichen Kontakt.«

Zu glatt!

Er fügte hinzu: »Ich kann gar nicht glauben, dass er jetzt tot ist ...«

»War Herr Nielsen oft

hier bei Ihnen?«

*Tricky. Eigentlich
dauernd. Das wussten
womöglich noch andere
Leute.*

»Ziemlich
regelmäßig.«

»Was verstehen Sie
darunter?«

Maier hob die Hände.
»So ein-, zweimal die
Woche. Immer kurz mal
zwischen durch.«

»Haben Sie Ihren
Nachbarn als Freund
betrachtet?«

*Ja, komischerweise
schon. Sven war ein
Freund.*

Maier schüttelte den
Kopf. »Nein. Eher als
Bekannten.«

»Ist Ihnen in den
letzten Wochen
irgendetwas
Außergewöhnliches

aufgefallen? Zum
Beispiel Leute, die bei
ihm zu Besuch waren?«

»Nein.«

»Benahm er sich
irgendwie anders als
sonst?«

»Ist mir nicht
aufgefallen.«

»Irgendwelche Autos
vor der Tür, die da sonst
nicht stehen?«

»Nein, hier darf man sowieso nur mit Parkausweis stehen.«

»Stand das Auto Ihres Nachbarn gestern hier vor der Tür?«

»Nicht, als ich aus dem Haus gegangen bin. Und wohl auch nicht, als ich zurückkam.«

»Haben Sie vor dem Haus irgendjemand Fremden gesehen? Leute,

die nicht hier wohnen?«

»Nein, niemand.«

»Haben Sie gestern
Abend bei Ihrem
Nachbarn noch Licht
brennen sehen?«

»Als ich vom Joggen
wiederkam, war es noch
hell. Danach bin ich nicht
mehr draußen gewesen.«

»Wie haben Sie Ihren
Nachbarn

kennengelernt?«

»Er wohnt nebenan. Da lernt man sich von selbst irgendwann kennen.«

»Sie haben ihn also ...
«, der Fragensteller blätterte in seinem Notizblock zurück, »im November letzten Jahres kennengelernt ?«

»Ja, genau.«

»Hatten Sie gemeinsame Interessen?

Waren Sie mal zusammen im Urlaub, hatten Sie ein gemeinsames Hobby?«

»Nein.«

»Haben Sie Ihrem Nachbarn mal bei irgendetwas geholfen?«

Und ob.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Maier. Mit einer Gegenfrage ließ sich am leichtesten Zeit gewinnen, in der man

über die eigene Antwort nachdenken konnte.

»Zum Beispiel beim Streichen der Wohnung«, antwortete der Fragensteller, »oder irgendwelchen handwerklichen Geschichten im Haushalt.«

»Nein.« *Bei so was nicht.*

»Wann haben Sie ihn
zum letzten Mal
gesehen?«

Maier holte tief Luft
und verdrehte die Augen
nach rechts oben. Über
Körpersprache hatte er
einige Bücher gelesen.
Und setzte das Gelernte
praktisch um. Dieser
Stand der Augen
signalisierte Nachdenken.

»Ich glaube, letzte

Woche oder so.«

»Geht es ein wenig
genauer?«

Maier gab sich alle
Mühe, aufrichtig zu
wirken, strich sich mit
der Hand über den Mund,
hob die Arme. »Puh.
Keine Ahnung. Letzte
Woche Montag? Oder
Dienstag? So was in dem
Dreh. Warten Sie ...

Samstag. Wahrscheinlich
Samstagvormittag. «

Der Fragensteller
machte sich eifrig
Notizen.

»Versuchen Sie bitte,
sich noch einmal Ihr
letztes Gespräch mit
Ihrem Nachbarn in
Erinnerung zu rufen.
Wissen Sie noch, was er
zu Ihnen gesagt hat?«

Maier sah den Mann

erstaunt an und kratzte sich an der Schläfe. »Er war mit seinem kleinen Sohn hier. Er lebt in Scheidung ... ich meine: lebte in Scheidung. Ich weiß noch, dass er mit dem Kleinen in den Efteling-Märchenpark fahren wollte. Und dass er froh war, jedes zweite Wochenende mit dem Knirps verbringen zu

können.«

»Das war alles?«

»Mehr oder weniger schon.«

»Ist Ihnen weiter nichts Besonderes aufgefallen? War Ihr Nachbar beispielsweise irgendwie nervös?«

Resolut schüttelte Maier den Kopf. »Nein, absolut nicht. Das hätte

ich gesehen. Im
Gegenteil, er war
ziemlich ausgelassen.«

»Wissen Sie noch, wie
er am Samstag gekleidet
war?«

Maier brachte die
Augen wieder in
Nachdenk-Stellung. »Ich
habe wirklich keine
Ahnung. Normal,
Freizeitkleidung, glaube
ich.«

»Hatte er eine
Freundin?«

»Nicht dass ich
wüsste.«

Sie verstanden ihr
Fach. Aber sie hatten
anscheinend keinen
Anhaltspunkt. Vielleicht
hatte Sven seiner neuen
Wahrheit noch
irgendeinen besonderen
Dreh gegeben, der es
Valerie erschwert hatte,

sich einen Reim darauf zu machen.

Er musste ihnen allmählich irgendetwas vor die Füße werfen, sie auf die richtige Spur bringen.

»Wenn Ihr Nachbar so oft hier war, müssten Sie das doch von ihm wissen.«

»Er hat nie was dazu

gesagt. Über so was
haben wir nicht
gesprochen.«

»Sondern worüber?«

»Alltagskram. Wir
standen uns nicht
besonders nahe.

Manchmal hat er von
seiner Arbeit erzählt, von
irgendwelchen

schwierigen Operationen.

Dass er darüber
nachdachte, seine

Wohnung zu kaufen. Oder wir redeten über witzige Fernsehwerbung und so was.«

»Was wissen Sie über die Tierarztpraxis Ihres Nachbarn?«

»Wenig. Manchmal ist er plötzlich wegen irgendwelcher Notfälle auf dem Handy angerufen worden, wenn wir gerade zusammensaßen.«

»Kam das oft vor?«

»Wie meinen Sie?«

»Dass er plötzlich
telefonisch weggerufen
wurde?«

Die Frage ließ Maier
aufhorchen. Er bemühte
sich jedoch, sich nichts
anmerken zu lassen.

»Mir fällt da plötzlich
was ein«, sagte er
nachdenklich. Ließ

absichtlich eine kurze Pause entstehen.

Die Männer beugten sich ein Stück nach vorne.

»Einmal hat er, als er gerade hier war, einen Anruf bekommen, der ihn ziemlich aus der Fassung brachte. Es war nur ein kurzes Gespräch, aber das Komische war, dass er plötzlich französisch redete. Es hatte irgendwas

mit Pferden zu tun.«

Der Hinweis verfehlte seine Wirkung nicht. Wie Enterhaken schlugen sich die Blicke in ihn und versuchten, sein Inneres nach außen zu kehren. Jetzt kam es nur noch darauf an, Zurückhaltung zu üben, vage zu bleiben. Sonst ließen sie ihn vom heutigen Tage an keine Sekunde mehr in Ruhe.

»Könnten Sie das etwas genauer erläutern?«

Maier hob erneut die Hände. »Ich kann mich nicht genau dran erinnern, mein Französisch ist nicht besonders gut. Ich weiß auch nicht, ob es was damit zu tun hat, aber ... ich fragte mich halt, warum er Französisch sprach. Soweit ich weiß,

hatte er keine Verwandten
oder Freunde in
Frankreich. Also hab ich
gefragt, worum es ging,
nur so aus Interesse. Er
sagte irgendwas von
wegen, sie könnten ihm
gestohlen bleiben, und als
ich nachfragte, wollte er
nicht weiter darauf
eingehen.«

»Und es hatte etwas
mit Pferden zu tun, sagten

Sie?«

»Ja. Wie gesagt, mein Französisch ist nicht besonders gut, aber ich kenne das Wort *cheval*, und das kam in dem Gespräch öfters vor, das weiß ich noch. Ich hab dann aber nicht nachgefragt. «

»Wann war das?«, fragte der Ermittler rasch.

»Ich glaube ... vor

etwa zwei Wochen. Aber
nageln Sie mich nicht
drauf fest.«

»Abends, mittags?«

»Abends. Ziemlich
spät. Gegen elf oder so.«

»Und was hat Ihr
Nachbar im Anschluss an
dieses Telefonat
gemacht?«

»Nichts, er ist gleich
gegangen.«

Für den Bruchteil einer Sekunde sahen die beiden Ermittler einander an. Dann wandte der Fragensteller sich wieder an Maier. »Sprach er gelegentlich über seine Kunden? Über unzufriedene Kunden?«

»Er hat zwar manchmal ein bisschen was erzählt, aber mir schien da alles in Ordnung zu sein.

Zumindest war nie die Rede davon, dass irgendwelche Kunden wütend auf ihn gewesen wären. « Maiers Blick wanderte von einem zum anderen. »Ist das Ihre Vermutung? Dass er von einem seiner Kunden ermordet wurde?«

Die Ermittler gingen darüber hinweg. »Wissen

Sie, ob Ihr Nachbar sonst noch irgendwas mit Frankreich zu tun hatte? Hat er dort Urlaub gemacht? Hatte er vielleicht ein Haus dort?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Das reichte. Sven hatte jahrelang in Frankreich gearbeitet. Das konnte auch Valerie ihnen erzählen. Wenn sie erst

mal heraushatten, wo er gewohnt und gearbeitet hatte, dann mussten sie praktisch drauf stoßen. Alain Lardin war inzwischen sicher auch als vermisst gemeldet.

Die Schlussfolgerungen würden sie dann schon selbst ziehen.

»Waren Sie mal in seiner Tierarzt-Praxis? «,

fuhr der Fragensteller
fort.

*Allerdings, erst gestern
Abend noch. Gegen halb
zehn.*

»Ja, ich bin neulich mit
ihm zusammen
hingefahren.« Das musste
genügen, um DNA-
Spuren oder
Fingerabdrücke in Svens
Praxis zu erklären.

»Hatte das einen besonderen Anlass?«

»Sein Auto hatte eine Panne gehabt, da hab ich ihn hingebracht und abends wieder abgeholt.«

»Wann war das?«

»Vor zwei oder drei Wochen.«

»Wann haben Sie seinen Wagen zum letzten Mal gesehen?«

Gestern Abend um elf

auf der Mülldeponie, als gerade Flammen aus den Fenstern schlugen. Eure Leute sind wahrscheinlich gerade vor Ort und fischen Svens Beretta aus dem verkohlten Blechhaufen heraus.

»Keine Ahnung. Ich glaube ... vorgestern oder so? Gestern jedenfalls nicht.«

»Denken Sie bitte noch einmal gut nach. Es ist wichtig.«

»Ich würde Ihnen gern helfen, aber ich weiß es wirklich nicht.«

Der stille Beobachter nickte dem Fragensteller zu und machte Anstalten zu gehen.

»Wir wären mit unseren Fragen durch, Herr Maier. Vielen Dank

für Ihre Mitarbeit.
Würden Sie uns Bescheid
geben, wenn Ihre
Freundin wieder zurück
ist? Wir möchten ihr auch
gern ein paar Fragen
stellen.«

»Natürlich, kein
Thema.«

Die beiden gingen in
Richtung Flur. Maier eilte
voraus, um die Tür

aufzuhalten.

»Wir werden Ihre Aussage nachher oder morgen schriftlich festhalten«, sagte der Fragensteller, »und kommen dann noch einmal wegen Ihrer Unterschrift vorbei. Sind Sie in den nächsten Tagen zu Hause?«

Nein, verdammt!

»Ja.«

»Sollen wir vorher
einen Termin
abmachen?«

»Kann sein, dass ich
irgendwo auf einer
Terrasse sitze. Ist ja kein
Wetter, um den ganzen
Tag drinnen zu hocken.«

»Wir können ja vorher
schnell durchklingeln.«

»Gern, ja.«

Maier drückte die Tür
hinter den beiden ins

Schloss, ging zum Wandtelefon und warf einen Blick auf seine Seiko. Zwei Minuten nach elf. In Wales war es eine Stunde früher. So allmählich musste auch Susan aufgestanden sein.

Er nahm den Hörer ab, legte ihn aber sogleich wieder auf die Gabel.

Alles deutete auf eine

Routine-Befragung der Nachbarschaft hin. Aber es konnte genauso gut ein unauffälliges Verhör gewesen sein. Heutzutage machten sie sich auch im Handumdrehen am Telefonanschluss zu schaffen. Und was tat einer, der mehr wusste, wohl als Erstes, nachdem die Ermittler aus der Tür waren?

Reno hatte ein Handy.

Maier ging ins
Schlafzimmer. Reno lag
quer über dem Bett
ausgestreckt, die Decke
wie eine
Baumwollschlange um
den Körper gewunden.
Seine Klamotten lagen in
einem Haufen auf dem
Boden. Unter anderen
Umständen hätte Maier
sich über seinen

Sie nahm mehr oder weniger sofort ab. »Hallo, Reno.«

»Nein, hier ist Sil. Wo bist du?«

»Bei meiner Mutter. Sie kommt mit in die Niederlande. Es ist ... na ja, ich erzähl's dir später. Lange Geschichte.«

»Ihr kommt also hierher?«

»Ja, das haben wir

VOR.«

»Wann denn?«

»Sie muss das mit dem Hund noch klären, das macht sie wahrscheinlich morgen. Aber, äh ...«

»Ja?«

»Ist alles gut gegangen mit ...«

»Ja«, sagte er rasch,
»alles in Ordnung.«

»Du glaubst gar nicht,

wie mich das erleichtert.«

Etwas in ihrer Stimme klang jedoch gar nicht besonders erleichtert oder froh, wie sie behauptete.

Genauso wenig wie ich selbst.

»Du klingst aber nicht so glücklich«, sagte er.
»War es schwierig, euer Wiedersehen?«

»Nein, das nicht, gar nicht.«

Anscheinend zögerte sie. Er kannte Susan gut genug, um ihre Anspannung zu bemerken. »Was ist denn los?«

»Da war gerade so ein Typ hier, der war mir unheimlich. Aber er ist wieder weg, ich hab wahrscheinlich bloß ein bisschen überreagiert.«

»Ein Bekannter deiner

Mutter?«

»Nein, die hatte ihn auch noch nie gesehen.«

»Und was war so unheimlich an ihm?«

»Die ganze äußere Erscheinung. Und er trug Handschuhe. Es ist gar nichts weiter gewesen, aber ...«

Maier hob ruckartig den Kopf. »Handschuhe?

Mitten im Sommer?«

»Ja. Mir ist es gar nicht aufgefallen, aber meiner Mutter.«

»Und was wollte er?«

»Meine Mutter betreibt hier ein Bed & Breakfast. Er hatte das Schild gesehen und wollte ein Zimmer mieten. Meine Mutter hat gesagt, es ist alles voll.«

»Und stimmt das?«

»Nein, sie wollte einfach, dass er wieder ging. Aber ich glaube, er ging dann nur, weil ein Freund meiner Mutter zu uns stieß.«

»Wie sah der Kerl genau aus?«

»Schwarzes Haar, eher dunkle Haut. Also nicht ganz weiß, aber auch nicht richtig dunkelhäutig. Und er

hatte fiese Narben im
Gesicht.«

Maier schluckte.
Überlegte, ob er
allmählich paranoid
wurde oder ob hier
tatsächlich etwas ganz
schön faul war.

»Hör zu: dunkler
Hauttyp, schwarze,
halblange Locken,
gedrungen, breites

Gesicht? Narben quer über die Wangen, sehen aus wie aufgeklebt?«

»Ja«, hörte er sie sagen, »genau. Aber woher ...«

Maier war vor lauter Adrenalin im Blut fast erstarrt. »Susan, setz dich bitte kurz irgendwo hin.«

»Ich sitze sowieso schon.«

Maier richtete den

Blick an die Decke und holte tief Luft. Kratzte sich am Schädel. Es würde sie treffen wie ein Schlag. Und er konnte die Wucht nicht mildern. »Sven ist ermordet worden. Gestern, in seiner Praxis.« Er ließ ihr keine Zeit, darauf zu reagieren. »Ich war draußen vor der Tür. Den Typen, den du gerade beschrieben hast,

habe ich da wegrennen
sehen. Kurz hat er mir
direkt in die Augen
geschaut.«

Susan schwieg.

»Wer ist sonst noch bei
euch?«

»Niemand. Meine
Mutter wohnt alleine
hier.«

»Und der Freund, von
dem du gerade

gesprochen hast?«

»Der ist schon wieder weg.«

»Seht zu, dass ihr alles verriegelt«, sagte er. »Ich komme sofort zu euch. Haltet ihn euch vom Leib. Was immer auch geschieht, lasst den Typen auf keinen Fall ins Haus.«

»Wie ... wie ist Sven gestorben?«

»Er hat ihm die Kehle durchgeschnitten.«

Maier hörte, wie ihr der Atem stockte. Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Und ... Thomas?«

»Thomas geht es gut, der ist bei seiner Mutter.«
Maier griff nach einem Kugelschreiber, der auf dem Rand der Wandverkleidung lag, und nahm sich einen

Notizblock vom Tisch.
»Gibst du mir eure
Adresse?«

Sie gab sie durch und
erklärte ihm, wie man am
einfachsten hinkam.

»Dann leg ich jetzt auf.
Versprich mir, dass du
gut auf dich aufpasst. Ich
bin so schnell wie
möglich bei dir.« Maier
beendete das Gespräch

und starrte eine volle Sekunde verstört vor sich hin.

Gähmend kam Reno ins Wohnzimmer gepolt. Durch den Türrahmen sah er Maier in Susans Arbeitszimmer sitzen. »Hallo, Sil«, sagte er erstaunt, mit nuscheliger Stimme.

Geistesabwesend hob Maier die Hand. Fuhr

Susans Computer hoch und ging ins Internet. Nachdem er zehn Minuten lang in rasendem Tempo die Seiten dreier großer Fluggesellschaften abgesucht hatte, hätte er vor lauter Frust fast den Bildschirm vom Tisch gerissen. Am heutigen Tag gab es keinen einzigen Direktflug nach Cardiff oder Newport.

Und mit dem Auto dauerte es zu lang. Günstigstenfalls sieben Stunden.

Er schob den Schreibtischstuhl zurück und ging wieder ins Schlafzimmer.

Reno stand in der Küche und musterte ihn neugierig. Maier merkte es gar nicht. In der

Schreibtischschublade

fand er seinen alten
Palmtop. Er blätterte
darin herum, bis er die
Telefonnummer von
Frank Smit gefunden
hatte.

Frank hatte eine
Importfirma für
Partyware und eine
Handvoll Läden mit
Grabbelkisten-Kram. Er
klapperte die halbe Welt

nach Handelsware ab, vor allem nach Firmen, die fast oder ganz pleite waren, sodass er die Lagerbestände für einen Pappenstiel aufkaufen und über seine eigenen Läden anbieten konnte. Teilweise machte er absurd hohe Gewinne, fiel aber auch regelmäßig auf die Schnauze. Maier erinnerte sich noch an

ganze Lastwagen voller
kanariengelber Inline-
Skates Größe 45 und
marokkanischer
Patchwork-Jacken aus
Ziegenleder mit
Spitzkragen. Frank liebte
die Freiheit, nahm es mit
der Rechtschaffenheit
nicht immer so genau und
unterhielt über Europa
verstreut vier Wohnsitze

und noch weit mehr Geliebte, von denen seine Frau nichts wusste. Der Grund, weshalb Maier ihn jetzt anrief, war jedoch, dass Frank einen Flugschein besaß. Und eine Cessna.

Er tippte die Mobilfunknummer in Renos Handy.

»Frank Smit.«

»Hallo, Frank, hier ist

Sil Maier. Wie geht's?«

»Maier, alter Ganove!
Das ist ja Ewigkeiten her.
Was machst du so? Bist
du in Südfrankreich in
Rente gegangen?«

Er hatte bei Frank
offenbar bleibenden
Eindruck hinterlassen.

»Nicht wirklich. Ich
betreibe eine kleine
Firma für, äh ...
Landwirtschaftsprodukte.

Frank, hör mal, ich hab ein akutes Problem, und da musste ich an dich denken.«

»Schieß los.«

»Ich merke gerade, dass ich heute Nachmittag eine Verabredung in Brecon habe, in Wales.«

»Das fällt dir ja früh auf.«

»Eben. Und wenn ich da nicht rechtzeitig aufkreuze, geht mir ein ziemlich großer Auftrag durch die Lappen. Also habe ich überlegt, wie ich möglichst schnell hinkomme. Hast du deine Cessna noch?«

»Ja. Aber heute sind mir wirklich die Hände gebunden, Mann. Kannst du den Termin nicht

einfach verschieben? Ich fliege dich mit dem größten Vergnügen hin, aber nicht heute.«

»Ich muss wirklich unbedingt heute hin, Frank. Geld spielt keine Rolle.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es kurz still.

»Hast du Bares?«,

fragte Frank zögernd.

Bares. Sein Ausdruck für Schwarzgeld.

Frank hatte kapiert, wie dringlich sein Problem war.

Wahrscheinlich war es nicht das Einzige, was er kapiert hatte.

»Ich könnte wohl was organisieren«, antwortete Maier.

»Brecon, sagst du?«

»Ja.«

»Ich ruf dich gleich zurück. Gib mir mal deine Nummer.«

Maier zögerte. Renos Telefonnummer kannte er nicht, und den Festnetzanschluss wollte er lieber nicht benutzen. »Ruf mich einfach unter dieser Nummer zurück, geht das?«

»Alles klar.«

Frank beendete das Gespräch.

Zeit verging. Fünf Minuten. Zehn Minuten. Eine Viertelstunde.

Maier nutzte sie, um die Internetseiten der übrig gebliebenen Fluggesellschaften durchzuschauen: Ryan Air, British Airways, Easyjet, Transavia. Keine

einzigste flog heute Cardiff an oder auch nur einen Ort in der Nähe. Und die Seiten bauten sich so quälend langsam auf, dass er vor lauter Frustration fluchend vor dem Bildschirm saß.

Das Handy meldete sich mit Vibrationsalarm.

»Sil? Ich hab dein Problem gelöst, Mann. Du musst zum Flughafen

Eindhoven. Wenn du da
die große Hauptstraße
unterfährst, liegt die
Flughafenhalle zu deiner
Rechten. Direkt dahinter
biegst du rechts ab, in
Richtung

Luftwaffengelände. Wenn
du dann bei der Schranke
nach hinten durchfährst,
kommst du zum
Vereinsheim des
Eindhovener Aeroklubs.

Da musst du nach Eric Benders fragen. Soweit klar?«

Maier kritzelte ein paar Abkürzungen auf ein Blatt Papier. »Ja.«

»Er erwartet dich, und er hat auch seinen Flugplan schon eingereicht. Ich weiß nicht, was du vorhast, und ich will es auch nicht

wissen, aber wenn du jemanden suchst, der dich ohne viel Geschwafel von A nach B bringt, ist er dein Mann. Und er braucht Geld. Wenn du ihm Bares mitbringst, setzt er dich mit seiner Kiste auch auf dem Marktplatz in Bagdad ab.«

»Vielen Dank, Frank. Ich steh in deiner

Schuld.«

»Nichts zu danken.

Komm doch gelegentlich mal vorbei und räum hier ein bisschen Müll von der Festplatte.«

»Mach ich.« Maier schaltete das Handy aus und ging ins Schlafzimmer.

Aus dem Augenwinkel sah er Reno mit einer Flasche Bier in der Hand

dastehen. Von einem
stärkenden
Schnellfrühstück hatte
der seine eigene
Vorstellung.

Beim Kleiderschrank
ging Maier in die Hocke
und tippte einen
vierstelligen Code ein.
Die kleine Tür des Safes
gab ein leises Klicken
von sich. Er holte ein paar

Bündel mit
Zweihunderter-Scheinen
heraus, schloss den
Tresor, zweifelte kurz,
entnahm dann noch
einmal ein weiteres
Bündel. Das musste
reichen.

Er griff seine
Windjacke von der
Stuhllehne und ging nach
draußen.

Die Tür zu Svens

Appartement stand
sperrangelweit offen,
drinnen hörte er
Stimmen. Draußen
standen mitten auf der
Straße ein Polizeibus
sowie zwei weitere
Wagen, die er nicht
kannte.

Er ging die Stufen vor
dem Eingang hinunter zu
seinem Porsche, der in
der Sonne vor sich hin

schmorte. Das Leder war glühend heiß geworden. Kaum war Maier eingestiegen, lief ihm der Schweiß aus allen Poren.

Er ließ den Wagen an, schaltete die Klimaanlage ein, öffnete Fenster und Dach und schloss die Hände fest um das Lenkrad. Die Glock lag in seinem Rucksack, in

einem Schließfach im Hauptbahnhof.

Zusammen mit der Biwakmütze, dem Holster, den Patronen und den französischen Alcatel-Handys. Der alte Nomad-Rucksack enthielt so viel Material, dass ein Kripoteam damit locker eine Woche im Labor zubringen könnte. Er hatte das ganze Zeug

letzte Nacht dort
deponiert, weil er den
Kripo-Besuch fast schon
erwartet hatte.

Würde er sich was
einbrocken, wenn er die
Schusswaffe jetzt abholte
und zum Flughafen
mitnahm? Die Detektoren
in Schiphol spielten
schon verrückt, wenn
bloß eine rostige
Büroklammer ins

Jackenfutter geraten war.
Bei jedem normalen
Charter- oder Linienflug
würde er sofort
herausgewunken.

Allerdings bezweifelte er,
dass er heute auch nur in
die Nähe einer
Sicherheitsschleuse
gelangen würde. Und dass
der britische Zoll mitten
in der Hochsaison

Hobbyflieger aus der
niederländischen Provinz,
die in einmotorigen
Maschinen
Vergnügungsflüge
unternahmen und auf
unbedeutenden Flughäfen
in der Pampa landeten,
mit vergleichbarer
Gewissenhaftigkeit
durchleuchten würde,
glaubte er auch nicht.

Frank hatte begriffen,

dass mit seiner
Unternehmung irgendwas
nicht ganz kosher war.
Eric hatte seinen Flug
bereits angemeldet.

Und Eric brauchte
Geld. Also war er
käuflich.

Und vielleicht auch
bereit, Risiken
einzugehen.

Das konnte viel
ausmachen.

Er legte den
Rückwärtsgang ein,
manövierte den Carrera
aus der schmalen
Parkbucht heraus und
fuhr los, Richtung
Bahnhof.

In der sengenden Sonne
liefen Menschen
zwischen Marktständen
mit Brathähnchen,
Stoffbahnen und Geschirr
hin und her. Im ersten
Stock eines historischen
Altbaus stand hinter den
doppelt verglasten
Fenstern ein Mann, an

dem das bunte Treiben
auf dem Marktplatz
völlig vorüberging. In
Gedanken versunken, ließ
er die Fingerspitzen über
das lackierte Eichenholz
der Fensterbank wandern
wie über eine Klaviatur.

Irgendwo im Laufe
dieses vielversprechenden
Prozesses war etwas
schiefgegangen, und von
jenem Augenblick an

hatte Murphys Gesetz
seine Wirkung voll
entfaltet. Eine schlechte
Nachricht hatte sich an
die andere gereiht.

Alles hatte damit
angefangen, dass er den
Kolumbianer beauftragt
hatte, Nielsen unter
Druck zu setzen, und es
dem erfahrenen Ex-
Kommandanten
überlassen hatte, was

darunter zu verstehen war. »Unter Druck setzen«, hatte Miguel ziemlich wörtlich aufgefasst. Und war dann in St. Maure zu spät dran gewesen, um seinen Fehler wiedergutzumachen.

Der Tierarzt war ihm zuvorgekommen. Und wie. Er hätte es Nielsen

niemals zugetraut, aber es
war tatsächlich
geschehen.

Benoît hatte in seiner
Mail die Vermutung
ausgesprochen, dass
Nielsen sich in
Frankreich hatte helfen
lassen. Anscheinend hatte
er einen Fahrer gehabt.
Miguel hatte Ähnliches
gemeldet: Beim
Verlassen der

Tierarztpraxis hatte er einen Typen hinter dem Lenkrad von Nielsens Auto sitzen sehen. Bestimmt war das derselbe.

Wie er die Sache klärte, konnte Miguel später überlegen.

So oder so, der Schlamassel war vollendet. Miguel hatte in St. Maure die Spuren

verwischt und etwaiges Beweismaterial aus der Tierarztpraxis entfernt. Das waren, soweit er es überblickte, die einzigen beiden Punkte, bei denen alles reibungslos verlaufen war. Von Nielsens Tod konnte man das nicht behaupten. Als Selbstmord ging der jedenfalls nicht durch.

Ganz bestimmt nicht.

Zum Glück stand er selbst nicht im Verdacht.

Er riss seinen Blick los und setzte sich an seinen Schreibtisch. Hier

stapelte sich jede Menge Papier. Arbeit, die er eigentlich heute noch erledigen musste.

Er kam nicht dazu. Er gab sich alle Mühe zu verstehen, was eigentlich

geschehen war. Wie hatte
etwas so
Erfolgversprechendes und
Kinderleichtes sich
plötzlich in eine
regelrechte Hölle
verwandeln können. Wie
hatte es so weit kommen
können.

Verdammt, bislang
hatte er immer nur Geld
in die Sache

hineingepumpt. Seine
Reserven gingen zur
Neige. Eine Investition
von zweihunderttausend
Euro war komplett
verpufft. Aber im
Verhältnis zu den
Summen, die fließen
würden, wenn das Zeug
endlich auf den Markt
kam, waren das Peanuts.

Daran klammerte er
sich.

Er musste sich andere Leute suchen. Zuverlässige Leute. Einen neuen Standort. Aber für den Bau eines neuen Labors brauchte er erst wieder Geld. Geld, Arbeitskräfte und Zeit.

Er konnte wieder ganz von vorn anfangen.

Und schließlich war da noch diese andere Sache, die ungefähr zur gleichen

Zeit wieder akut
geworden war. Als hätte
der Teufel seine Hände
im Spiel. Ein altes
Problem, das plötzlich
eine ganz neue Relevanz
bekommen hatte. Das
dringend geworden war.

Jeanny würde die
Geschichte ihrer Tochter
erzählen. Das stand
hundertprozentig fest.

Wenn jetzt ans Licht kam, was sie vor zwanzig Jahren so sorgfältig verscharrt hatten, dann war endgültig Schluss. Mit allem.

Aber so weit würde es nicht kommen.

Er ging ins Internet und rief die Hotmail-Seite auf. Gab seine E-Mail-Adresse und sein Passwort ein.

Eine Mail von Miguel
im Posteingang. Von
heute, vor nicht mal einer
halben Stunde verschickt.
Von einem Internetcafé
aus, zwei kurze Zeilen.

Er las sie einmal, dann
noch einmal. Merkte, wie
er allmählich wütend
wurde.

Jetzt das.

Nach den
katastrophalen

Fehlschlägen in
Frankreich und Den
Bosch war der
Tacofresser anscheinend
überevorsichtig geworden.
Jeanny wohnte am Rand
von einem Nationalpark.
Internetcafés gab es da
nicht. Wenn Miguel ihm
also eine Mail schicken
konnte, war er offenbar
nicht mal in der Nähe von

Jeanny und Susan Staal.
Wo er gefälligst zu sein
hatte, zum Teufel noch
mal!

Er beugte sich über die
Tastatur, tippte wütend
eine Weisung und klickte
auf Senden. Dann löschte
er die erhaltene
Nachricht, leerte die
Chronik und schloss das
Browser-Fenster.

Heute Abend würde

Miguel die Nachricht
lesen. Dann war
hoffentlich alles schon
vorbei.

»Das wird ein Problem.«

Maier musste den Kopf fast in den Nacken legen, um seinem Gegenüber ins Gesicht sehen zu können. Eric Benders, sein Privatpilot, war ein Hüne von Mensch. Kahlrasierter Kopf und eindringliche,

tiefliegende graue Augen
mit schweren Lidern. An
der einen Hand trug er
einen Siegelring.

Maier zog eine
Augenbraue hoch. »Ein
Problem?«

» Du weißt verdammt
gut, was ich meine«,
antwortete Benders.
Deutete mit zwei Fingern
vage in Richtung der
Terrasse vor dem

Vereinsheim des
Aeroklubs. »Bevor du
eine Kiste auch nur
angucken darfst, musst du
erst mal an dem Typen
vorbei, der da steht.« Er
zuckte mit den Schultern,
was aussah wie ein
kleiner Erdrutsch. »Aber
du musst es selbst wissen.
Es ist ganz deine Party.«

Maier sah in die
angedeutete Richtung.

Ein Mann mit
schmierigem
Seitenscheitel, der eine
dunkelblaue
Militärpolizeiuniform
trug, war ins Gespräch
mit einem Kollegen
vertieft. Am Gürtel trug
er ein Gerät. Einen
tragbaren Metalldetektor.

»Der lässt sich nicht
irgendwie umgehen?«

Der Pilot schüttelte den Kopf. Dann hielt er ihn schief, steckte sich mit seinem Zippo eine Zigarette an und klappte das Messing-Feuerzeug schwungvoll zu. »Nicht, wenn ich fliege. Die behalten mich hier im Blick, verstehst du, genauso wie meine Ladung. Drüben in Wales übrigens auch.«

»Kann ich mir was drunter vorstellen«, sagte Maier nachdenklich.

So viel zu seinem Plan.

»Ich muss noch schnell was aus dem Wagen holen«, fügte er hinzu.

»Klar«, meinte Benders. Er verzog den Mund zu einer Art von Lächeln, sodass einer seiner Mundwinkel leicht

nach oben deutete. Es machte ihn nicht gerade sympathischer.

Leise vor sich hin fluchend, verließ Maier das Vereinsheim und ging zum Parkplatz zurück. Öffnete den Kofferraum des Carrera, sah sich noch einmal um, zog die Glock aus dem Hosenbund und legte sie zurück. Öffnete seinen Rucksack, nahm

alles heraus, was einen Zollbeamten oder Militärpolizisten aus der Ruhe bringen könnte, schmiss das Zeug auf die Glock und knallte wütend den Kofferraum zu.

Keine Schusswaffe, kein Messer, und dann auch noch einen Piloten, der nicht anpassungsfähig und käuflich, sondern eine Art arischer King

Kong war – und vermutlich vorbestraft.

Großartig.

Er drehte sich um und kehrte zu dem Gebäude zurück. Der Fliegerklub lag auf dem Flughafen Eindhoven zwischen dem Gelände der Luftwaffe und den Terminals. Hinter dem Klubheim aus Holz ragte eine weiße

Halle mit
Spundwandprofil auf.
Kleine
Propellerflugzeuge
rollten über die Startbahn.
In der Ferne, hinter hohen
Abzäunungen, stand eine
Passagiermaschine mit
Riesenturbinen im
Probelauf.

Die Luft flimmerte vor
Hitze.

Benders fing ihn beim

Eingang ab. »Hier entlang.«

In der Halle kam der Militärpolizist auf sie zu, auf den Benders ihn gerade schon hingewiesen hatte. Ein Kollege gesellte sich zu ihm. »Das ist unsere Standardprozedur«, entschuldigte sich der Mann. »Die Engländer wollen das so.«

Sie öffneten den Reißverschluss von Maiers Tasche und warfen einen Blick auf seinen Pass. Der Mann mit dem schmierigen Seitenscheitel scannte seinen Bauch, die Seiten des Oberkörpers und die Beine mit einem Metalldetektor.

Während Maier die

Kontrolle gelassen über
sich ergehen ließ, ging
Benders bereits zur
Cessna hinüber. Ein
rotweißer Hochdecker mit
Propeller, die oberhalb
der Kabine angebrachten
Tragflächen waren
schätzungsweise zehn
Meter lang. PH-BSX
prangte in großer Schrift
auf der Seite. Das
geflügelte Klub-Logo und

die Darstellung einer Frau am Ende des Rumpfes erinnerten ihn an Maschinen aus dem Zweiten Weltkrieg. Diese schien nicht viel jüngeren Datums zu sein.

Benders stand gebückt unter der linken Tragfläche, lehnte sich ins Cockpit hinein und holte ein flaches gelbes Päckchen heraus, das er

Maier zuwarf.
»Schwimmweste«, sagte
er.

»Was soll ich damit?«

»Überziehen.

Vorschriften. Nicht
aufblasen, sonst passen
wir in die Kiste nicht
mehr rein.«

Kurz wendete Maier
die Schwimmweste in den
Händen, zog sie dann

über. »Warum nicht gleich einen Fallschirm?«, murmelte er und zurrte die Schnüre fest.

Benders' Lachen blieb aus.

»In Ordnung«, hörte er den Militärpolizisten sagen.

Benders hob Maiers Rucksack auf und warf ihn achtlos über die

Lehnen der Vordersitze hinweg in den hinteren Teil der Maschine. Unter dem rechten Flügel hindurch schlüpfte Maier auf den Sitz neben dem Piloten. Viel Platz hatte er nicht. Viel Platz hatte man im Innenraum des kleinen Flugzeugs ohnehin nicht. Das Armaturenbrett erstreckte sich über die gesamte

Breite des Cockpits, die kaum mehr als einen Meter betrug: runde, schwarze Nadelanzeigen, Drehknöpfe und verschiedene kryptische Codes auf kleinen aufgeklebten Plastikstreifen. Man saß Schulter an Schulter.

Er verdrehte den Hals, um sich umzuschauen.

Direkt hinter den beiden Vordersitzen befanden sich zwei Plätze in ausgebleichenem Bordeauxrot, auf denen jetzt sein Rucksack lag. Dahinter gab es einen offenen, gepolsterten Stauraum von etwa einem halben Meter Tiefe. In seinem Auto hatte Maier mehr Bewegungsfreiheit.

Benders hielt ihm ein

Headset hin, er setzte es auf.

Die beiden Steuerknüppel verschwanden nahezu vollständig in den enormen Händen des Piloten. Der Propeller setzte sich in Bewegung. Die kleine Maschine schüttelte sich, bockte und kroch langsam vorwärts. Die anderen

Leute, die in der Halle herumliefen, schenkten ihr keinerlei Beachtung.

Draußen manövrierte Benders das Flugzeug zur Startbahn, wobei der mürrische Pilot kurz aus der Rolle fiel: Seine Augen glänzten, und seine Mundwinkel zogen sich leicht nach oben. »Giddy-up go«, rief er.

Ein Mann in seinem Element.

Die Cessna beschleunigte, zuckelte rumpelnd über den Asphalt und löste sich kurz vor dem Ende der Startbahn vom Boden. Der Lärm in der Kabine war unbeschreiblich.

Das Gefühl in Maiers Magen auch. Ähnliches hatte er zum letzten Mal

empfunden, als er auf dem Rummelplatz in der Achterbahn gesessen hatte. Da hatte er sich sicherer gefühlt.

Der Abstand zum Boden wurde größer. Keine fünf Minuten später brachte Benders die Cessna in waagerechte Position.

»Ein Schneckentempo,

was?«, tönte eine
scheppernde Stimme aus
Maiers Kopfhörer.
»Dabei schafft die Kiste
zweihundertfünfundsiebzig
Stundenkilometer, aber
von hier oben wirkt es
wie Fahrradfahren. Gut
zweihundert
Stundenkilometer werde
ich jetzt halten. In etwa
drei Stunden landen wir
bei Brecon.« Benders ließ

eine kurze Pause
entstehen, um dann mit
deutlich hörbarer
Begeisterung
fortzufahren: »Dies ist
ein Nichtraucherflug.
Leider haben wir heute
auch keinen Film im
Angebot. Für diese
Unannehmlichkeiten
bitten wir höflichst um
Entschuldigung.«

Maier starrte vor sich

hin. Die Frontscheibe hatte Spiel, wie ihm auffiel, und der Kunststoff knarrte beängstigend in den Fugen. Er warf einen kurzen Blick in die Tiefe. Eindhoven glitt unter ihnen hinweg.

Ohne den Blick von der Stadt abzuwenden, rief er in das Mikro: »Gibt es

dort, wo wir landen, einen
Autoverleih?«

»The middle of
nowhere, kein Hertz.«

»Ich brauche irgendein
Fortbewegungsmittel.«

»Das kriegen wir schon
hin«, plärrte die Stimme
im Kopfhörer. »Mach dir
keine Sorgen. Ich kenne
da ein paar Leute.«

46

In der Küche herrschte eine sonderbare Atmosphäre. Auf der Tischplatte aus Kiefernholz lag ein Jagdgewehr. Es roch nach Waffenöl. Susan schaute von der Schusswaffe zu ihrer Mutter, die mit dem Rücken zu ihr an der

Spüle stand und Äpfel schälte, als ob nichts wäre. Im Kühlschrank stand Teig, der langsam fest wurde.

Vielleicht, überlegte Susan, versuchte Jeanny jetzt, an einem Tag zwanzig Jahre wiedergutzumachen, und der Apfelkuchen, auf den sie der angespannten Lage zum Trotz großen

Wert zu legen schien,
gehörte zu den besonders
dringend nachzuholenden
Mutter-Kind-
Angelegenheiten.

»Wart ihr gut
befreundet?«, fragte
Jeanny.

»Ja, schon. Ich kannte
ihn noch nicht so lange,
aber Sven war jemand,
mit dem man sich leicht
anfreundete. Sehr

hilfsbereit und nett.
Tierarzt von Beruf.« Sie
hörte sich selbst diese
Sätze sagen, doch
merkwürdigerweise
empfund sie wenig dabei.
Dass Sven nicht mehr da
war, kam ihr geradezu
unwirklich vor. Geweint
hatte sie nicht. Vielleicht
später. Hier, fernab der
bewohnten Welt in den

walisischen Bergen,
erschien ihr das Leben in
den Niederlanden sowieso
unendlich weit entfernt.

Auch Sil.

»Ist er überfallen
worden oder so?«

»Ich weiß es nicht«,
sagte Susan. »Das hat Sil
nicht gesagt.«

»I don't get it. Was soll
der Kerl denn hier zu
suchen haben? Auf

meinem Grundstück? Ich kenne deinen Nachbarn nicht mal.«

Susan zuckte mit den Schultern. Am liebsten hätte sie ihre Mutter in alles eingeweiht, aber sie hielt sich zurück. Erst musste sie mit Sil sprechen, zumal sie nicht sicher war, ob sie wirklich gut daran täte, ihre Mutter ins Vertrauen

zu ziehen. Allerdings
fühlte sie sich auch nicht
wohl dabei, dass sie
Verstecken spielte,
während Jeanny sich
umgekehrt ihrer Tochter
durchaus geöffnet hatte,
in all ihrer
Verletzlichkeit.

»Eigentlich glaube ich,
dass dein Freund sich
irrt«, fuhr Jeanny fort.

»Aber gruselig fand ich den Typen auch. Bloß gut, dass Howard gerade vorbeikam. Darüber hab ich mich noch nie so gefreut wie vorhin.«

»Howard passt gut auf dich auf«, sagte Susan, um dem Gespräch eine Wendung zu geben.

»Howard passt auf alle unverheirateten Frauen gut auf. Ich habe auch

Skip von ihm bekommen.
Eine Frau, die allein lebt,
braucht einen Wachhund,
meinte er. Aber in
Wirklichkeit war es ein
Vorwand, um manchmal
vorbeikommen zu
können. Was er seitdem
fast jede Woche tut.«

»Fällt er dir auf die
Nerven?«

»O nein, gar nicht«,
sagte Jeanny, während sie

die Apfelstücke mit eingeweichten Rosinen mischte. »Die Leute hier sind ziemlich verschlossen. Man merkt, dass sie sehr an ihrer Familie und am Freundeskreis hängen.« Sie sah kurz auf. »Sie sind nett, das schon, sie sagen Hallo und fragen, wie's einem geht, aber

darüber hinaus geht es kaum. Sie mauern sich mit ihrer Freundlichkeit ein, pflege ich zu sagen. Howard ist da eine erfreuliche Ausnahme. Und na ja, im Grunde war es mir ganz recht so. Irgendwann fangen die Leute ja doch an, darüber nachzudenken, was für ein Leben man wohl früher hatte.«

»Und Howard?«

Sie lächelte. »Howard ist ein guter Freund. Er hilft mir bei ein paar technischen Dingen, und ich helfe ihm, wenn er Welpen oder kleinen Lämmern die Flasche geben muss, weil die Mutter nicht genug Milch hat oder gestorben ist. Howard ist bei so was viel zu ungeduldig.«

»Verstehe. Aber hat er denn nicht wissen wollen, woher du gekommen bist und so weiter? Was hast du ihm erzählt?«

»Dass ich eine kinderlose Witwe bin und schon immer in Wales leben wollte. Hier fühle ich mich zu Hause, und hier möchte ich alt werden, habe ich gesagt.

Er hat nie nachgebohrt.
Ich bin auch nicht die
einzige Fremde, die sich
hier niedergelassen hat.«

Jeanny nahm die
Teigschüssel aus dem
Kühlschrank. Wischte die
Anrichte sauber, streute
Mehl aus, legte den Teig
darauf und begann ihn
mit der Küchenrolle
auszuwalzen.

Plötzlich kam Susan

eine Frage in den Sinn,
auf die sie immer noch
keine Antwort hatte:
»Woher weiß Walter
eigentlich, dass du hier
wohnst?«

Jeanny wandte sich zu
ihrer Tochter um. »Er ist
meine Verbindung zu den
Niederlanden.« Ein
Lächeln trat auf ihr
Gesicht. »Walter erzählt
mir immer, wie es euch

so geht.«

»Hast du die ganze Zeit über Kontakt zu ihm gehalten?«

»Nein, nicht von Anfang an. Aber mir drängten sich immer mehr Fragen auf. Ob ihr schon von zu Hause ausgezogen wart. Wie ihr inzwischen wohl lebtet, deine Schwester und du.

Ob Sabine und Michael
tatsächlich geheiratet
hatten und ob du dein
Studium beendet hattest.
Ob ich vielleicht schon ...
Oma geworden war. Es
verging kein Tag, an dem
ich nicht daran gedacht
hätte. Irgendwann habe
ich Walter aufgespürt und
ihn angerufen.«

»Warum Walter?

Warum hast du nicht

einfach Papa angerufen
?«

Jeanny schüttelte den Kopf. »Da war zu viel kaputt. Schon bevor ich wegmusste. Mit Walter bin ich immer gut ausgekommen. Ich betrachtete ihn als eine Art Bruder. Außerdem wusste er, was geschehen war und wie ich mich fühlte.«

»Bei uns hat er sich
seitdem nie wieder
blicken lassen.«

»Ich weiß. Das
Verhältnis zwischen ihm
und deinem Vater ist
ziemlich den Bach
heruntergegangen. Walter
hat ihm nie verziehen. Er
hat immer gesagt, dass es
nie so weit gekommen
wäre, wenn Geran mir

mehr Aufmerksamkeit
geschenkt hätte. Wenn er
zugänglicher gewesen
wäre und mir mehr
Freiheit gelassen hätte....
Aber na ja, das ist
natürlich Unsinn. Es war
einfach meine eigene
Schuld.«

»Hast du viel Kontakt
zu Walter?«

»Nein. Alle paar
Monate rufe ich ihn mal

an, und wenn nicht, dann meldet er sich. Er hat für mich ein paar Dinge über euch recherchiert.«

»Was hat er denn da erzählt?«

»Dass Sabine mit Michael in Illinois lebt. In einem kleinen Dorf, fünfhundert Kilometer von Springfield entfernt. Da haben sie einen Bauernhof und bauen

Getreide an. Ein großes Haus, mit Angestellten. Und du bist Fotografin geworden. Eine gute Fotografin.« Sie lächelte. »Warte mal, ich hab ein paar Fotos von dir.«

Jeanny wusch sich die Hände, verließ den Raum und kam im nächsten Augenblick mit einem Schuhkarton voller

Zeitungsschnipsel zurück.
Sie deponierte den Inhalt
in kleinen Stapeln auf
dem Küchentisch.
Abgegriffene Ausschnitte
aus Zeitungen und
Zeitschriften. Susan
kannte jedes einzelne
Bild. Wusste noch genau,
wo sie welches gemacht
hatte. Erinnernte sich an
die Gerüche, den
Lichteinfall, die

Menschen, denen sie jeweils vor Ort begegnet war. Hier lagen Ausschnitte aus vielen Jahren. Die Arbeit vieler Jahre.

Während sie über die Schnipsel gebeugt dasaß, hörte sie plötzlich Lärm von draußen. Es war das Dröhnen eines Motorrads, dem sogleich Gekläffe von Skipper folgte.

Susan stand auf und
schaute durch die
Gardinen.

Sil.

Eine Frau mittleren Alters machte die Tür auf und musterte ihn aufmerksam. Susan stand hinter ihr. Sie trug Jeans und T-Shirt und hatte die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Maiers Blick wanderte

von der Frau zu Susan und wieder zurück. Jeanny war schmächtiger als Susan und gut zehn Zentimeter kleiner. Aber die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen.

»Komm schnell rein«, sagte Jeanny. Sie schloss die Tür hinter ihm ab und gab ihm die Hand. Eine sehnige, knochige Hand.

»Jane Morris. Äh ...

Jeanny«, korrigierte sie sich. »Susans Mutter.«

»Sil Maier.«

Er wandte sich Susan zu. Jeanny drängte sich an den beiden vorbei und verschwand im nächsten Zimmer.

Sil legte die Hände an Susans Wangen. »Ich hab dich vermisst. «

Sie schwieg, ließ auch seine Liebkosung

unbeantwortet. Er strich mit den Daumen über ihre Wangen. »Ist der Kerl noch mal aufgetaucht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich war vor einer Stunde schon mal hier.« Er schüttelte den Rucksack ab. »Ich habe das Motorrad ein Stück weiter oben abgestellt

und bin zu Fuß zurückgelaufen, um zu sehen, ob ich irgendetwas entdecke. Aber mir ist nichts weiter aufgefallen. Entweder der Kerl weiß sich gut zu verstecken, oder er ist tatsächlich nicht mehr da.«

»Wo steht das Motorrad jetzt?«

»Im Schuppen.«

»Was will der Mann

hier, Sil?« Sie schluckte.
»Wer ist das?«

»Ich weiß es nicht.
Jedenfalls ist er im
Auftrag hier. Der wird
dafür bezahlt.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es nicht, aber
ich nehme es an. Es sieht
alles danach aus.«

»Ein Auftragsmörder«,
folgerte sie.

»Offensichtlich.«

Er konnte nicht richtig einschätzen, was sie dachte. Was genau in ihr vorging. Von nebenan kam ein gedämpftes Husten.

»Was hast du deiner Mutter erzählt?«, fragte er schließlich, weil er wusste, dass sie nicht endlos Zeit hätten, Dinge unter vier Augen zu

besprechen. Wenn sie gleich in den anderen Raum hinübergingen, wäre es damit vorbei.

»Wenig. Ich habe gesagt, du hättest Svens Mörder weglaufen sehen und dass es vermutlich derselbe war, der hier nach einem Gästezimmer gefragt hat. Sonst nichts. Das wäre mir ... unvernünftig erschienen.

Vorerst.«

»Und umgekehrt, wie sieht ihre Geschichte aus?« Mit einem Nicken deutete er in die Richtung, wo Susans Mutter gerade verschwunden war.

Susan versuchte, Jeannys Geschichte kurz zusammenzufassen. Die Stasi, das Safe-House-Projekt, Carl Ecke, Roger

Wendel und seine
egoistischen
Manipulationen. Dass
ihre Mutter einem Henry
Geld gestohlen hatte, viel
Geld, das aber Roger
gehört hatte, dass sie sich
einen falschen Pass
organisiert hatte und jetzt
schon seit Jahren unter
falschem Namen hier
lebte und sich mit einem

Bed & Breakfast über
Wasser hielt. Als
schließlich der Name
Walter Elias fiel, wurde
sie von Maier
unterbrochen.

»Walter Elias?«

Sie nickte.

»Von Beruf Richter?«

»Das weiß ich nicht,
kann aber gut sein. Meine
Mutter sagte, er hätte
damals Jura studiert.

Warum?«

»Valerie ist mit einem Richter verheiratet, der Walter Elias heißt«, sagte er.

»Svens Ex?«

Er nickte. »Lang und hager, Svens Beschreibung zufolge.«

»Das kommt hin. Ich war ja gerade noch bei ihm. Aber die Verbindung zu Svens Exfrau ist mir

nicht in den Sinn
gekommen. Keine
Sekunde lang.« Sie
schaute auf. »Was für ein
Zufall ... oder?«

Maier dachte kurz
nach. »Deine Mutter hat
also in jedem Fall *einen*
Feind: Roger Wendel, ein
Mann, der vor zwanzig
Jahren mit deinem Vater
und Walter Elias

befreundet war. Habe ich
das richtig
zusammengefasst?«

»Ja.«

»Und diesen Wendel
will sie aufsuchen, meinst
du?«

Sie nickte.

»Das finde ich nicht
vernünftig.«

»Ich auch nicht.«

Maier schwieg. Sein
Magen gab ein lautes

Knurren von sich.

»Hast du was
gegessen?«

Er schüttelte den Kopf.
»Bislang nicht.«

»Meine Mutter hat
Apfelkuchen gebacken.«
Ehe er noch etwas sagen
konnte, hatte sie schon
die Küchentür geöffnet.

Maier folgte ihr
widerwillig. Am liebsten
wäre er noch stundenlang

in dem kleinen Flur
stehen geblieben, um
weiter mit Susan zu
reden, sie im Arm zu
halten, ihr Haar zu
riechen. Er konnte nur
hoffen, dass es Susan
genauso ging, aber ganz
sicher war er sich nicht.
Eigentlich hatte er einen
anderen Empfang
erwartet. Mehr

Begeisterung.

In der stimmungsvoll
eingerichteten Küche
hingen überall kupferne
und gusseiserne Pfannen,
die vor allem eine
dekorative Funktion zu
haben schienen. Der Duft
von frischem Kaffee
mischte sich mit dem von
warmem Apfelkuchen.
Wäre die Lage nicht so
angespannt gewesen,

hätte man es hier richtig
gemütlich finden können.

Sein Blick fiel sofort
auf den Küchentisch. Dort
lag ein altes Jagdgewehr.
Er hob es hoch, wog es in
der Hand. Es wirkte antik:
viel Holz und bearbeitetes
Metall. Aus der Nähe
konnte man die in
zierlicher Schrift
eingravierten Buchstaben
erkennen: William

Powell & Son. Allein der Lauf war schätzungsweise fünfundsechzig Zentimeter lang.

»Kennst du dich aus mit Jagdgewehren?«, hörte er Jeanny fragen.

»Nicht gut«, sagte er wahrheitsgemäß. Dass Jeanny ihn aufmerksam musterte, entging ihm nicht. Im Gegenteil, er

fand es unangenehm.
Geradezu aufdringlich.

Er war sich durchaus
bewusst, wie er aussah
und was für einen
Eindruck er auf
Unbekannte machen
musste. Millimeterkurz
geschorenes Haar,
unrasiert, Ringe unter den
Augen. Vom vielen
Krafttraining und Laufen
eingefallene Wangen. Ein

verblichenes schwarzes
T-Shirt, aus dem kräftige,
im Fitnesscenter
durchtrainierte Arme
herausragten. Ein paar
ausgetretene Bergschuhe
unter einer ziemlich
abgenutzten Tarnfarben-
Hose mit Seitentaschen.
Außerdem stank er nach
Benzin und
Auspuffgasen. Das alte
Motorrad, das Eric

Benders für ihn
organisiert hatte, hatte
überall lecke Stellen.

Die Missbilligung war
Jeannys Blick deutlich
abzulesen. Oder vielleicht
bildete er sich das auch
nur ein.

»Setz dich doch«, sagte
Jeanny. »Hast du schon
was gegessen ?«

Maier schüttelte den

Kopf und rang sich ein Lächeln ab. »Nein, aber ich könnte was vertragen.« Er setzte sich und nahm das Gewehr auf den Schoß. Entriegelte es und klappte es auf. Aus den Munitionskammern des doppelten Laufs schoben sich zwei große Patronen ein paar Zentimeter vor.

»Schrotpatronen«,

sagte Jeanny, während sie eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen vor ihn auf den Tisch stellte. »Damit werden hier Fasane gejagt.«

Fasane. Jeder Fasan, der aus nicht allzu großem Abstand von einer dieser Patronen getroffen wurde, musste auf der Stelle zu einem dreidimensionalen Puzzle

für hochbegabte
Mikrochirurgen
degenerieren.

»Wo hast du die denn
her?«, fragte er.

»Hier im Haus
gefunden, nachdem ich es
gekauft hatte. Keine
Ahnung, wie alt das Ding
ist.«

Maier klappte den
doppelten Lauf wieder zu,

sicherte das Gewehr und legte es auf den Tisch zurück. Es war eine hervorragende Waffe. Auf zehn bis fünfzehn Meter Abstand ziemlich tödlich. Nicht nur für Fasane.

»Warst du damit auf der Jagd?«

Jeanny setzte sich ans Kopfende des Tisches. »Ich? O nein. Bis du

angerufen hast, wusste ich gar nicht mehr, dass ich das Ding noch hatte.«
Leise fügte sie hinzu:
»Aber ich hab mich lang genug in die Ecke drängen lassen.«

Maier gab ein Brummen von sich.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Susan.

»Abwarten.« Er probierte den noch

warmen Kuchen.

»Ich habe wenig Lust, hier den Lockvogel zu spielen.«

»Das tätest du in den Niederlanden genauso«, sagte Maier. »Wenn es derselbe Kerl ist, dann war er gestern Abend noch in Den Bosch. Da kann man nichts machen, solche Leute finden dich

überall. Jetzt ist er hier in Wales. Am besten bleiben wir auch hier, dann geht die Sache schneller.«

Und ich halte ihn von Susans Wohnung fern,
fügte er im Stillen hinzu.

Während Maier seinen Kuchen aß, spürte er Jeannys Blicke auf sich ruhen. Um sein äußeres Erscheinungsbild wettzumachen, versuchte

er, möglichst nett und zuvorkommend zu sein, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Vielleicht war er auch nur halb bei der Sache, weil seine andere Hälfte am liebsten mit Susan allein gewesen wäre. Und weil Jeannys forschende Blicke ihm nur allzu bewusst machten, dass er auch mit Schlips und Kragen, mit

bestem Willen und größtmöglicher Liebenswürdigkeit, alles andere war als der ideale Schwiegersohn.

»Das war sehr lecker.«
Demonstrativ schob er den Teller ein Stück von sich weg. »Ich würde mich gern kurz aufs Ohr legen.«

»Schlafen? Es ist vier

Uhr nachmittags.«

Über den Tisch warf er Susan einen Blick zu. »Kannst du mich heute Abend gegen elf oder zwölf wecken? Wenn du früher ins Bett willst, eben früher.«

Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

»Ich will nicht ausschließen, dass er heute Nacht

wiederkommt«, erklärte er. »Dann möchte ich einen klaren Kopf haben. Also lege ich mich besser jetzt eine Weile hin.« Er schob den Stuhl zurück und erhob sich. Sein Blick fiel auf das Jagdgewehr. Dann auf Jeanny.

Kurz zweifelte er. Es war ihres.

Aber er wollte es lieber

griffbereit haben.

»Ich würde das Gewehr gern mitnehmen, wenn es geht.«

»Wie du willst«, sagte Jeanny. »Ich kann sowieso nicht damit umgehen. Als ich das letzte Mal damit geschossen hab, hätte der Rückstoß mir fast den Arm ausgekugelt.«

Maier grinste. Er sah es lebhaft vor sich: die zartgliedrige Frau mit dem schweren Jagdgewehr. Der Stoß war wahrscheinlich ziemlich heftig gewesen.

»Hast du überall abgeschlossen?«, fragte er.

Jeanny nickte.

»Hättest du was dagegen, wenn ich im

Erdgeschoss noch mal
alles abgehe?«

»Nein. Aber nötig ist es
nicht.«

Küchenfenster und
Haustür hatte er gleich
nach seiner Ankunft
überprüft. Er ging nun
weiter durch die Küche
nach hinten, wo er auf ein
Wohnzimmer stieß, das
so ähnlich aussah wie

Susans. Kiefernholz,
verschiedene Gelb- und
Blautöne. Auch hier
kontrollierte er die
Fenster. Alles war fest
verschlossen. Wenn der
Kerl hier reinkommen
wollte, musste er
einbrechen, und das
würde nicht ohne einen
Heidenlärm abgehen.

Über das Wohnzimmer
gelangte er in einen Flur.

Die Hintertür war ebenfalls verschlossen. Er stand nun vor einer weiteren Tür, die zur Waschküche führte. Auf einer Waschmaschine stand ein Wäschekorb, davor war ein Bügelbrett aufgestellt. Plötzlich hörte er hinter sich ein Geräusch. Er drehte sich um.

Jeanny.

Die Ähnlichkeit zu ihrer Tochter war fast schon unheimlich. Für den Bruchteil einer Sekunde kam es ihm vor, als blickte er in die Zukunft. Als stünde Susan in der Tür, fünfundzwanzig Jahre später.

Es waren schlimmere Aussichten denkbar.

Aber anders als bei ihrer Tochter lag in Jeannys Blick keine Wärme.

»Susan erzählte, du hättest eine Softwarefirma gehabt.«
Sie verschränkte die Arme. »Mit fünfzig Beschäftigten.«

»Ja, stimmt.«

Sie sah ihn forschend an. »Aber die hast du

nicht mehr.«

»Nein, jetzt nicht mehr.«

Wieder dieser bohrende Blick.

Er schaute zur Seite. Verspürte auf einmal das Bedürfnis nach einer Zigarette.

»Mir kannst du nichts erzählen«, sagte sie plötzlich mit leicht

erhobener Stimme. »Ich habe genug Soldaten gesehen, um einen zu erkennen, wenn er vor mir steht.«

»Du täuschst dich.«

»Ich verlasse mich auf meine Augen und Ohren. Du gibst nichts preis, wenn du sprichst, du bewegst dich wie eine große Katze, und genauso funkelst du auch aus den

Augen. Du hast eine lange Reise hinter dir, hast nichts gegessen oder getrunken, und das Erste, was du hier in die Hand nimmst, ist das Jagdgewehr: um zu prüfen, ob es geladen ist. *Seen it, been there, have the T-shirt.*« Sie unterbrach sich kurz und schien im nächsten Augenblick durch ihn

hindurchzuschauen, als
wäre er Luft. »Sil Maier,
du bist kein
Programmierer.«

Es war überaus bizarr.
Maier wollte ihr schon
etwas entgegenhalten,
besann sich dann aber. Es
war sinnlos. Was auch
immer er hätte
vorbringen können, es
hätte sie nur bestärkt.

»Sei gut zu meiner Tochter«, sagte sie leise. »Mach ihr Leben nicht kaputt. Mein eigenes ist vermurkst, und schuld daran sind Männer wie du.«

Verdammt, schoss es ihm durch den Kopf.

In der Tür blieb sie stehen. Schweigend sahen sie einander an. »Danke, dass du auf sie aufpasst«,

sagte sie schließlich.
Maier meinte leisen Spott
aus ihrer Stimme
herauszuhören.

Geräuschlos
verschwand sie wieder.

Einen Moment lang
stand er so da, wartend,
rieb sich den Arm.

*Wenn du lang genug in
der Scheiße rührst,
Maier, bleibt der Gestank*

an dir hängen.

Er wartete, bis Jeannys Schritte auf den Dielen in der Küche zu hören waren, dann zog er die Gardine vor dem Fenster zu.

Zurück in der Küche, nahm er das Gewehr vom Tisch und nickte Jeanny zu. Sie tat, als wäre nichts gewesen.

Susan stand auf. »Ich

komme schnell mit«, sagte sie.

Über die Treppe gelangte man auf einen breiten, kurzen Flur, von dem vier Türen abgingen.

»Hier rechts.« Sie zeigte ihm das Badezimmer, wo auch ihr Kulturbeutel stand. Er suchte darin nach einer Zahnbürste.

Das Badezimmer sah

typisch britisch aus:
Blümchentapete,
hellgrüner Teppich und
allerlei Porzellankram.
Anders als in den
Niederlanden, wo die
Wände meistens steril
gekachelt waren wie im
Schlachthof, herrschte
hier eine durch und durch
weibliche Atmosphäre.
Vor lauter Angst, das

Porzellan von den
Regalbrettern
hinunterzustößen, wagte
er sich kaum
umzudrehen. Er putzte
sich die Zähne, wusch
sich die Hände und
spritzte sich Wasser ins
Gesicht. Vermied dabei
den Blick in den Spiegel.
Er hatte heute schon
genug Konfrontationen
hinter sich.

Die ganze Zeit über stand Susan hinter ihm. Er ließ sich ein Handtuch von ihr geben und trocknete sich das Gesicht ab.

»Das Schlafzimmer ist dort drüben.« Über den hellgrünen Teppich im Flur ging sie voraus.

Doch bevor er sich hinlegte, wollte er wenigstens wissen, woran

er war. In den letzten Stunden war sie ihm derart sachlich gegenübergetreten, dass es ihn sonderbar verunsichert hatte. Nicht die kleinste Berührung, kein Augenzwinkern, kein kurzer Blick des Einverständnisses.

Susan wollte schon wieder gehen, doch er

hielt sie fest. Mit dem Fuß stieß er die Tür hinter sich zu und drängte Susan im gleichen Augenblick an die Wand.

Eigentlich hatte er sie fragen wollen, wie es mit ihrem Vater gewesen war. Ihr sagen wollen, dass es ihm leidtat. Oder was auch immer sie hören wollte. Hauptsache, sie senkte endlich den Schild.

Aber jetzt, da sie ihm so nahe war, dass er sie riechen konnte, wurde dieser Impuls von einem anderen überlagert.

»Ich hab dich vermisst«, sagte er und streichelte unter ihrem T-Shirt die weiche Haut neben ihrem Rückgrat. Seine Hände glitten über ihre angespannten Rückenmuskeln bis unter

ihren Hosenbund und
kneteten ihre Pobacken,
die sich kühl und fest
anfühlten. Ganz kurz hielt
er die Luft an.

»Ich habe Angst«,
sagte sie leise.

Er grub sein Gesicht in
ihren Hals, fuhr mit der
Zunge bis zu ihrem Ohr.
Ein Schauer durchlief
sie. Er spürte, wie ihm

das Blut im Kopf rauschte. Wie seine Beine zitterten.

»Du hättest tot sein können«, hörte er sie sagen. »Alle sterben plötzlich. Mein Vater, Sven ...«

»Psst ... nicht denken.« Er drückte sein Gesicht noch fester in ihren Hals, küsste die warme Kuhle, wo dieser in die Schulter

überging. »Du riechst so gut.«

»Seit ich dich kenne, gibt es ständig Tote. Ich hab noch nie so viele tote Leute ...«

Er tat, als hörte er sie nicht. Sie roch fantastisch. Ihr Körper fühlte sich fantastisch an. Er wollte sie besitzen.

Jetzt.

»Entspann dich«,

flüsterte er.

»Verdammt, Sil ...«

Er hielt ihren Kopf fest und strich mit seinen Lippen über die ihren.

»Schalte mal ab. Nur jetzt. Nur kurz. Okay? Nicht nachdenken.«

Sie sah ihn an. Was hinter ihren dunklen Augen vor sich ging, bekam er noch immer

nicht zu fassen.

»Du bist ein Scheißkerl, Sil Maier«, sagte sie heiser. »Ich hasse dich.«

»Halt diesen Gedanken fest.« Seine Hand verschwand unter ihrem T-Shirt und umfasste die volle, weiche Sanftheit ihrer Brüste. Als er gerade ihren BH nach oben schieben wollte,

spürte er erst einen
Luftzug und dann
plötzlich einen heftigen,
völlig unerwarteten
dumpfen Schmerz im
Gesicht. Ein taubes
Gefühl in der Nase.
Eisengeschmack im
Mund. Reflexartig hielt er
sie an den Armen fest und
drückte sie an die Wand.

»Was soll denn das?«,
hörte er sich selbst

fragen, völlig außer
Atem.

Sie zitterte, bebte, ihre
Augen sprühten Funken.
»Sil Maier, wie er leibt
und lebt, in Reinkultur, in
schönster egoistischer
Reinkultur. Essen,
schlafen, ficken, wann
immer sich die
Gelegenheit bietet. Die
drei Grundregeln eines

Straßenköters. Innerhalb der letzten dreißig Minuten hast du sie alle drei in die Praxis umzusetzen versucht.«

Er hielt sie weiter fest, ohne jedoch zu wissen, wie er mit der Situation umgehen sollte. In seiner Nase setzte ein dumpfes Pochen ein, seine Augen fingen zu tränen an. Der Schlag war ein Volltreffer

gewesen.

»Falls dir das noch nicht in den Sinn gekommen sein sollte«, fuhr sie fort, »ich habe Gefühle. Ich bin keine Gummipuppe, die du schnell mal aus dem Schrank holen kannst, wenn's dich in den Eiern juckt.«

Finster sah er sie an. Wie eine Marionette hing

sie an der Wand, die
Arme über dem Kopf.
Fixierte ihn, außer Atem
und ganz zittrig vor Wut.
Ihre Wut war ihm lieber
als diese unnatürliche
Distanziertheit.

Viel lieber.

»Entschuldige«, sagte
er schließlich und
verminderte den Druck
auf ihre Arme. »Du hast

recht. Das war grob von mir.«

Sie hob den Kopf. »Entschuldigen? Was soll ich entschuldigen? Diese Annäherung eben? Oder Svens Tod?« Ihre Stimme wurde schwächer. »Dass du nicht da warst, als mein Vater gestorben ist, und ich das Haus ohne dich ausräumen musste, mit Reno ? Dass du dich

unentbehrlich gemacht hast, um mich dann doch allein zu lassen?«

Wie gebannt starrte er sie an. Viele Frauen taten besser daran, sich nicht aufzuregen, weil es sie nicht gerade attraktiver machte. Für die meisten Männer galt das genauso. Aber wenn Susan einen Adrenalinstoß bekam, sah sie großartig aus.

Unwiderstehlich. Ihre Augen blitzten. Ihre Haut glühte. Die Urkraft der Erde schien sich in ihrem Körper zusammenzuballen. Er konnte den Blick gar nicht mehr von ihr losreißen. Die Spannung in seiner Lendengegend nahm zu.

»Ich hasse mich selbst

dafür, dass du mir so viel bedeutest«, sagte sie noch leiser. »Du bist meine personifizierte Charakterschwäche.

Verstehst du das? Kriegst du das in deine stumpfen grauen Zellen irgendwie rein? Oder hat die Abteilung *Verständnis* heute schon Feierabend?«

Noch immer ganz außer Atem, sah er sie an,

außerstande, irgendetwas vorzubringen.

Im nächsten Augenblick riss sie sich von ihm los, hielt seinen Kopf fest, fuhr ihm mit der Zunge über die Unterlippe. »Verstehst du das? Du Scheißkerl?«, flüsterte sie.

Er war erregt. Sehr erregt. Umfasste sie und zog ihr T-Shirt hoch.

»Arschloch.« Sie

schmiegte ihren Körper an seinen und strich ihm mit den Händen übers Gesicht. Küsste ihn auf die Nase. »Tut's weh? Das will ich hoffen. Geschieht dir recht.«

Er wollte sagen, dass sie total gestört war, hielt sich aber rechtzeitig zurück. Er lag ohnehin

schon vier Punkte im Rückstand.

An den Lippen spürte er ihre glatte Zunge. Dann biss sie ihn, absichtlich ein klein wenig zu fest.

Er beantwortete die Geste, indem er ihren Po fester umklammerte und sein Becken an sie drückte. Sie hatte zu viel an, viel zu viele Klamotten. Ungeduldig

zerrte er ihr das T-Shirt vom Leib, schob dann ihren BH hoch. Senkte den Kopf, wog ihre Brüste in den Händen. Schloss die Lippen um die Brustwarzen und saugte abwechselnd an ihnen, bis er merkte, dass sie sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen ihn lehnte, sich alleine kaum noch auf den Beinen halten

konnte.

Er hob sie hoch und legte sie aufs Bett. Der steife Stoff der Bettdecke knisterte. Sie streifte die Schuhe ab, während er an ihrer Jeans zerrte und sie ihr schließlich zusammen mit dem Slip über den Po nach unten zog. Er begrub das Gesicht zwischen ihren Beinen, wo sie

feucht und warm war, ihn willkommen zu heißen schien. Er spürte, wie ihre Finger sich an seinem Hinterkopf festkrallten. Sie hob das Becken und bog den Rücken durch, als wollte sie ihn ermutigen. Stöhnte.

Er versuchte, einen klaren Kopf zu behalten, um Geräusche, die eventuell von draußen,

von unten oder von der Treppe kamen, nicht zu überhören. Aber er konnte sich ihrem Körper, ihrem Geruch und dem Glücksgefühl, das sie ihm schenkte, nicht entziehen. Sein Herz raste unbändig.

Er richtete sich auf, legte seine Hand zwischen ihre Beine und streichelte das weiche Fleisch mit den Fingern.

Ihre Blicke begegneten sich.

In ihren Augen war jetzt unendlich viel zu lesen.

Vorwürfe,
Traurigkeit, Lust, Angst.
Und Liebe.

Verbundenheit.

Mehr brauchte er nicht zu wissen.

»Komm her«, sagte sie mit rauer Stimme. »Ich

hab dich vermisst. «

Er drehte sich auf die Seite und zerrte an seiner Hose, bis sie ihm wie ein Stoffklumpen am Fuß hing und er sie mit den Schuhen zusammen abschütteln konnte.

Er zog Susan über sich.
»Ich möchte dich anschauen.«

Langsam ließ sie sich heruntersinken,

vorsichtig, mit einer lenkenden Hand, bis sie rittlings auf ihm saß.

Während er sah, wie sie sich im gedämpften Licht der zugezogenen Gardinen auf und ab bewegte, mit sanft hin und her schaukelnden Brüsten, vergaß er, wer er war.

Die Entladung kam zu schnell. Viel zu schnell.

Er zog sie an sich und umklammerte mit beiden Händen ihren Po. Zuckend und mit leisem Stöhnen kam er, ihre Haare fielen ihm wie ein Schleier vors Gesicht.

»Ich liebe dich«, murmelte er, als allmählich die Spannung in seinen Lenden abebbte. »Ich liebe dich.«

Er versuchte, sich aufzurichten, aber sie klammerte sich an ihn.

»Bleib in mir. Halt mich fest.«

Er legte die Arme um sie.

Kurz blieb es still. Ihr Atem strich ihm über das Gesicht, und er küsste sie auf die Wange.

Warme Tropfen fielen auf seine Haut. Sie

weinte, so gut wie stumm.
Die salzige Flüssigkeit
lief ihm über die Ohren
und sickerte ins Kissen.

Sanft küsste er sie. Auf
die Nase, die Stirn, die
Wangen, die Schläfe.
Wischte ihr mit dem
Daumen die Tränen ab.

Das Weinen ging
allmählich in Schluchzen
über.

»Was ist denn bloß los?«, flüsterte sie. »Was ist denn bloß geschehen?«

Er konnte ihr keine Antwort geben. So vieles geschah. Und abgesehen von den wenigen eben verstrichenen Minuten war das meiste nicht besonders erfreulich.

»Warum gerade Sven? Das ist nicht gerecht.«

Maier schwieg. Das

war typisch Susan. Sie wollte Gerechtigkeit finden. Zusammenhänge sehen. Und die gab es nicht. Die Dinge passierten einfach. Wer heute noch mit beiden Füßen im Leben stand, konnte morgen schon tot sein. Einfach so. Ohne Grund. KZ-Schinder wurden auf

argentinischen Haciendas
steinalt. Kinder und
Frauen traten auf
Landminen. Oder liefen
vor ein Auto, dessen
Fahrer zu viel getrunken
hatte. Ein launisches
Staatsregime, ein Sturz
von der Treppe, eine
schleichende Krankheit,
eine verirrte Kugel. In
dieser Willkür, mit der
der Tod die Menschen aus

dem Leben riss, einen roten Faden oder auch nur einen individuellen Grund erkennen zu wollen, war sinnlos. In Hollywood-Filmen war Gerechtigkeit die Norm. Im wirklichen Leben war sie ein Unikum, bloßer Zufall.

Shit happens.

»Er wusste, dass er Risiken einging«, sagte er schließlich. »Bevor wir

losgefahren sind, hat er mir gesagt, für seinen Sohn würde er sein Leben opfern. Und das hat er auch gemeint.«

»Aber da wusste er noch nicht, dass ...«

Er legte ihr einen Finger auf den Mund. Küsste sie. »Nein, das wusste er nicht. Aber wenn er es gewusst hätte,

hätte er sich nicht anders
verhalten. Da bin ich
sicher. Deine Mutter hat
für dich dasselbe getan.«

Sie gab ein leises
Schnauben von sich.

»Aber sie lebt wenigstens
noch.«

»Denk nicht darüber
nach. Es ist sinnlos. Es ist
einfach geschehen. «

»So leicht würde ich
auch gern darüber

hinweggehen können. «

Er strich eine feuchte Haarsträhne hinter ihr Ohr. »Ich gehe nicht darüber hinweg. Ich mache mir bloß bewusst, dass es wenig Sinn hat, im Nachhinein ewig darüber nachzugrübeln.«

»Ewig? Es war erst gestern!«

Gestern.

Es kam ihm vor, als sei

schon ein Monat
vergangen.

»Hast du denn gar kein
Gefühl?«

Er zog ihre Wange an
seine Brust und begann
ihr den Nacken zu
massieren. »Das weißt du
doch wohl besser, oder?«

»Ich bin eben keine
Superfrau, okay?«,
murmelte sie. »Vergiss,

was ich dir zu Hause gesagt habe. Ich kann mein Gefühl nicht einfach so an- und ausschalten wie du. Ich kann es einfach nicht.«

Er hielt sie weiter fest. Streichelte ihr den Rücken und den Kopf und merkte, wie sie sich allmählich entspannte. Das Schluchzen hatte aufgehört. Ihr Körper

zuckte manchmal noch
leicht, aber ihr Atem
wurde immer ruhiger,
immer tiefer.

Er seufzte. Strich
gedankenverloren über
ihr Haar. Merkte, wie er
immer träger, immer
schläfriger wurde.

Augenblicke des
Glücks sind
neurologische
Momentaufnahmen.

Dies war ein solcher
Moment.

48

Miguel lag regungslos zwischen zwei klotzigen Steinen. Er hatte sich ein Netz, in das Unkraut und Moos hineingeflochten waren, über den Kopf gezogen. Von Weitem und selbst aus der Nähe war er nicht zu erkennen. Schon vor Jahren hatte er

gelernt, wie man das machte.

Manche Dinge vergaß man nie.

Der

Beobachtungsposten von heute lag keine hundert Meter von dem Haus entfernt, das sich etwa dreißig Meter unterhalb von ihm am Fuß des Hügels befand. Die Sicht war hervorragend. Durch

das Zielfernrohr seiner CZ 700, das er mit Jute umwickelt hatte, um unnatürliches Glitzern zu vermeiden, konnte ihm nicht viel entgehen. Allerdings gab es ohnehin nicht viel zu sehen. Seit der ältere Mann gestern Nachmittag gegangen war, hatte sich dort unten keine Menschenseele mehr blicken lassen.

Bis eben.

Ein Motorradfahrer,
der vor dem Haus
innehielt und dann
weiterfuhr. Etwa eine
Stunde später war der
Mann zurückgekehrt. Er
hatte seine Maschine im
Schuppen abgestellt und
war ins Haus gegangen.

Miguels Gedächtnis für
Gesichter war fast

mysteriös gut. Woher er
dies Gesicht kannte,
wusste er auf Anhieb.
Diesem Mann hatte er
genau in die Augen
gesehen, und zwar als er
die Tierarztpraxis verließ.

Zu jenem Zeitpunkt
hatte er wenig tun
können. Bei dem dichten
Verkehr hätte es vor
Zeugen nur so
gewimmelt. Außerdem

wusste er nicht, ob der Mann womöglich eine Schusswaffe im Schoß liegen hatte. Es wäre eine reine Kamikazeaktion gewesen, ein solches Risiko einzugehen.

Er richtete den Blick wieder auf das graue Bauernhaus im Tal. Friedlich sah es aus. Wer die beiden Frauen waren, hatte sein Chef ihm nicht

erklärt. Aber anscheinend hatten sie irgendetwas mit diesem Nielsen oder einem seiner Helfer zu tun.

Was hätte dieser Kerl sonst hier zu suchen?

Nachdem sein erstes Erstaunen abgeflaut war, wurde ihm die Ironie bewusst. Dass der Typ nun hier aufgetaucht war,

ersparte ihm zumindest
eine mühsame Suche.

49

Allmählich konnte Maier sich vorstellen, was es bedeutete, als Bodyguard zu arbeiten. Ein ziemlicher Scheißjob. Die permanente Bedrohung, das Verantwortungsgefühl und die Vorstellung, dass die Dinge jederzeit aus

dem Ruder laufen konnten.

Nervenzersetzend. Wenn sein Finanzpolster irgendwann aufgebraucht wäre, würde das sicher nicht sein neuer Job.

In der ersten in Jeannys Haus verbrachten Nacht war es zu keinerlei Zwischenfällen gekommen. In der zweiten ebenso wenig.

Gestern hatten sie die
letzten Dosen Heinz
Baked Beans aufgewärmt,
die sie in Jeannys ohnehin
nicht gerade prall
gefüllten
Vorratsschränken
gefunden hatten.

Sie mussten dringend
etwas einkaufen.

Im Zentrum von
Brecon standen die
grauen und

pastellfarbenen Fassaden so nah beieinander, und die Gassen waren so eng, dass Sil Maier ganz klaustrophobisch zumute wurde. Die Trottoirs schienen für Leute wie Popeyes Schwester Olive Oyl entworfen zu sein, und es waren derzeit offenbar mehr Leute auf den Beinen, als die

Logistik der Gemeinde bewältigen konnte. Wenn er sich umsah, fing er allerlei Gesprächsfetzen auf. Touristen, vor allem Engländer. Fischer. Einheimische.

Keine Spur von einem Typen mit miserabel zusammengeflickter Visage.

»Komm«, sagte Jeanny und öffnete die schwere

Eingangstür zum Pub.

Draußen war es düster und lärmig. Jeanny wollte sich irgendwo in der Mitte an einen runden Tisch setzen, aber Maier fasste sie am Ellbogen und dirigierte sie in den hinteren Teil des Raums. Er setzte sich neben ein paar andere Gäste auf eine Holzbank. Von hier aus konnte er einerseits

den Kneipenraum
überblicken, andererseits
hatte er durch die Fenster
eine passable Sicht nach
draußen. Jeanny und
Susan nahmen ihm
gegenüber Platz.

Maier sah sich um. An
der Bar saßen zwei junge
Typen, die, ihrem
Sprachgebrauch und -
volumen nach zu urteilen,

schon ziemlich voll waren. Viele Leute mit Einkaufstaschen.

Er warf einen Blick auf seine Seiko. Halb drei.

Dann schaute er wieder nach draußen. Er saß da wie auf heißen Kohlen. Es waren zu viele Leute unterwegs.

Während Jeanny sich zwischen angetrunkenen Männern einen Weg zur

Bar bahnte, um Kaffee zu
holen, sagte Susan
plötzlich: »Du machst dir
zu viele Sorgen.
Vielleicht war es gar
nicht derselbe Typ. Das
wäre doch sonst ein
unglaublicher Zufall.«

Er hob eine
Augenbraue.

»Wir können nicht
wochenlang so
weitermachen«, sagte sie.

»Das ist doch kein Leben.«

»Sven hat auch kein Leben mehr.«

Er schaute nach draußen. Dann wieder zur Bar. Jeanny hatte bestellt, der Barkeeper hatte drei Tassen neben den Espressoautomaten gestellt.

»Du musst aufhören,

dir Vorwürfe zu machen«, sagte Susan. »Und außerdem hast du doch inzwischen auch deine Zweifel, ob es wirklich derselbe ist.«

»Ob ich meine Zweifel habe oder nicht, spielt keine Rolle.«

»O doch! Komm, du hast in der Dämmerung einen Kerl wegrennen sehen, und tags darauf

taucht er angeblich hier auf. Wie lang sollen wir denn noch ...«

»Nicht mehr lange«, unterbrach er sie. Seine Stimme klang angespannt, und so fühlte er sich auch.

»Das sagst du schon seit zwei Tagen.«

Sie sahen sich an. Er kannte diesen Blick bei ihr. So schaute sie Reno

an, wenn der in einer seiner querköpfigen Phasen war.

Er ergriff ihre Hand.
»Bin ich ungerecht?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß einfach nicht mehr, was ich glauben soll. Wenn du recht hast, und der Typ ist tatsächlich hierhergeschickt worden, worauf wartet er dann seit

zwei Tagen, Sil? Seit
zwei Tagen und drei
Nächten?«

Während er noch nach
Worten suchte, um ihr
den Ernst der Lage
begreiflich zu machen,
kam ihm ein neuer
Gedanke: Susan hatte in
gewisser Hinsicht recht.
Dass dieser Kerl, mit dem
er schon in der ersten
Nacht gerechnet hatte,

auch in den zwei
folgenden Nächten noch
nicht gekommen war,
hatte etwas zu bedeuten.
Er analysierte. Ging von
allen möglichen
Ausgangspunkten an die
Sache heran und kam
schnell zu einer
Schlussfolgerung.

Schnell, aber nicht
überstürzt, nicht voreilig,
vielleicht, weil das

Resultat stimmte.

Zwei Tage bedeuteten gar nichts. Wenn er selbst Beobachtungsposten bezogen hatte, war Maier häufig wochenlang in Deckung geblieben. Tagein, tagaus, um sich ein klareres Bild davon machen zu können, was ihn erwartete. Um die Gewohnheiten, die Wege

seiner Zielperson
kennenzulernen. Bekam
diese regelmäßig an
bestimmten Tagen und zu
bestimmten Uhrzeiten
Besuch, und wenn ja, von
wem? Auf solche Details
kam es an. Eine gute
Vorbereitung war
ausschlaggebend.

Wenn es sich
tatsächlich um denselben
Typen handelte, musste

er, um mittags bereits hier sein zu können, unmittelbar nach dem Mord an Sven nach Wales weitergefahren sein und hatte folglich keine Zeit gehabt, sich auszuschlafen und die Lage zu peilen. Dieser Fehler in seiner Vorbereitung hatte sich sofort gerächt. Vielleicht war er nun vorsichtiger

geworden. Ließ sich mehr Zeit für die Planung. Vielleicht wollte er sichergehen, dass ihm niemand in die Quere kam, wenn er zuschlug. Vielleicht schlug er nächste Woche zu. Oder nächsten Monat. Je nachdem, wie lange er brauchte, um sich über Jeanny und ihr Umfeld

eine Übersicht zu
verschaffen.

Plötzlich wurde ihm
alles klar.

Warum hatte er das
bloß vorher nicht
gesehen?

Jeanny kehrte zum
Tisch zurück und stellte
die ersten beiden Tassen
Kaffee ab. Ging die dritte
holen und setzte sich
wieder neben Susan.

»Du müsstest gleich noch mal Geld für mich wechseln«, sagte er zu Jeanny.

Sie blickte auf.

»Hier gibt es doch wohl eine Bank?«, fragte er rasch.

»Wales ist kein Entwicklungsland.«

Er rang sich ein Lächeln ab. »Schön.«

Ein armeegrünes Hawke
Blackwatch Endurance
für zweihundert englische
Pfund in der Hand,
versuchte Maier sich zu
erinnern, wie die
Angaben auf Ferngläsern
zu lesen waren. Wenn er
sich recht entsann, stand
die erste Zahl für den
Vergrößerungsfaktor: Je
höher diese Zahl war,

umso größer wurde das Objekt wiedergegeben. 10 x 42, lautete die Angabe hier. Die

Standardvergrößerung war sieben, also musste es für seine Zwecke ausreichen. Die Schärfe hing unter anderem von der zweiten Zahl ab, dem Linsendurchmesser. Je größer der war, desto mehr Licht fiel in die

Linse, und desto ruhiger und zitterfreier wurde das Bild. Fast noch wichtiger war jedoch die Qualität der Linsen und der Beschichtung. Dieses Hawke wurde besonders wegen seiner speziellen, grün beschichteten Gläser empfohlen. Den vollmundigen Werbesprüchen auf der Verpackung nach zu

urteilen, war der Fabrikant davon ziemlich begeistert.

Aber ein Fernglas konnte noch so ausgeklügelt sein — vor allem musste es zu der Person passen, die es benutzte. So ähnlich wie eine Jacke zu ihrem Träger.

Er hob das Fernglas an

die Augen und nahm durch das Schaufenster die Menütafel eines Restaurants auf der anderen Straßenseite in den Blick. Ein Frühstück mit Baked Beans und Wurst für sieben Pfund. Er schwenkte leicht nach links in die Straße und stellte auf ein Verkehrsschild scharf. Auch in dieser größeren

Distanz blieb das Bild gut. Wenig Zittern, hell, klare Konturen.

Er legte das Fernglas aus der Hand und wandte sich den Nachtsichtgeräten zu. Drei verschiedene Modelle standen zur Auswahl, mehr als er zu hoffen gewagt hatte. Mit Nachtsichtgeräten hatte er sich schon mehrmals

beschäftigt, weil er schon öfter eines hatte kaufen wollen. Gemerkt hatte er sich vor allem, dass man eins mit eingebautem Infrarot brauchte. In stark bewölkten Nächten und geschlossenen Gebäuden sieht man mit einem gewöhnlichen Nachtglas nicht viel mehr als mit bloßem Auge.

Eingebautes Infrarot
wirkt wie ein
Lichtbündel, wobei die
Objekte, auf die das Licht
fällt, in Grüntönen
erscheinen. Und für das
menschliche Auge ist
Infrarotlicht nicht
wahrnehmbar, sodass
man selbst halbwegs
unsichtbar bleibt.

Er schaute sich die
Verpackungen an. Nur ein

einziges mit einem solchen Infrarot-Illuminator war darunter, von der Marke Bushnell. Das Blickfeld betrug etwa siebenzig Meter, und auf etwa dreißig Meter Distanz war das Bild in Ordnung. Das brachte eher wenig. Modernes Militärgerät schaffte eine Reichweite von ein paar hundert Metern. Dieses

Modell war eher eins für Haus, Garten und Küche, darauf deutete auch der Preis hin. Aber es hatte einen Vorteil: Man konnte es mit einem Stirnband am Kopf befestigen, sodass man die Hände frei hatte.

Er prüfte, ob Batterien schon dabei waren, und legte beide Gläser auf den

Tresen, um in den hinteren Teil des Ladens zu gehen. Dort standen Kleiderständer auf Rädern, vollgehängt mit grau-grün-braun gescheckter Tarnkleidung. Er entschied sich für eine wasserfeste Hose mit Seitentaschen und eine Deerhunter-Jacke, nahm noch ein paar dicke

Socken und eine
feldgrüne Biwakmütze
aus einem Regal und
legte alles zusammen auf
den Tresen zu den
Ferngläsern.

Dahinter gab es eine
schmale Vitrine, die von
Halogenscheinwerfern
ausgeleuchtet war. In den
dünnen Lichtstrahlen
tanzten kleine
Staubflocken. Auf

grünem Samt lagen
Jagdmesser.

Sein Blick glitt über
die Stahlklingen, die
Holzgriffe, das
geschliffene Metall. Kurz
stand ihm wieder Sven
vor Augen, in seinem
Operationszimmer, an
den Wandschrank
gelehnt. Dann Thierry,
auf dem harten Boden in

St. Maure.

Auf den Anblick von
Messern reagierte Maier
mittlerweile mit
äußerstem Widerwillen.

Der Verkäufer war ein
älterer Mann mit dünnem,
grauem Haar und leicht
vorstehenden Augen.
Ausdruckslos sah er
Maier an, einen
Zigarettenstummel in der
Hand. Als Maier auf eines

der Messer zeigte, steckte er sich den Stummel zwischen die Lippen und öffnete die Vitrine. Er wickelte das Messer in ein Stück Papier und verstaute die Sachen dann alle zusammen in zwei großen Plastiktüten. Die gesamte Ausrüstung kostete gut eintausendeinhundert englische Pfund.

Maier bezahlte und verließ den Laden. Er stellte die Tüten hinten in Jeannys Landrover und stieg ein. Susan musterte ihn von der Seite.

»Heute Nacht«, sagte er. »Wenn die Umstände günstig sind.«

Er erzählte ihr nicht, dass in dem Laden zwei Sicherheitskameras

hingen und er mit
ziemlicher
Wahrscheinlichkeit
Probleme bekam, wenn in
der Usk demnächst eine
Wasserleiche trieb.

Wenn er den Mann
fände und die Sache aus
dem Ruder liefe, hätte er
hinterher gleich die
nächste Herausforderung
vor sich. Er versuchte,
nicht darüber

nachzudenken.

First things first.

Die Umstände waren günstig. Der Himmel war fast wolkenlos. Die Hügel lagen bläulich im Schein des Halbmonds.

Maier hatte Jeanny und Susan eingeschärft, Türen und Fenster geschlossen zu halten und dieselben Vorsichtsmaßnahmen zu

ergreifen wie in den
vergangenen Nächten.
Während er davonschlich,
dicht am Boden und im
Schatten des Hauses,
schüttelte er das Gefühl
des Unbehagens von sich
ab. Er sagte sich selbst,
dass sie dort drinnen
sicher waren. Alles war
fest verriegelt. Im Flur
lag der Hund. Der einzige
Unterschied war, dass er

selbst nicht dort war, dass
er nicht wie gestern
hellwach mit einem
starken Kaffee am
Küchentisch saß, allein,
in Gesellschaft einer
sadistischen Uhr, die halb
so schnell tickte wie eine
normale. Nächtliche
Stunden, in denen sich
nichts ereignete und er
alle Zeit der Welt hatte,
über seine Sünden

nachzudenken, ja durch die Stille fast dazu gezwungen wurde.

Er hatte lieber etwas zu tun.

Er befand sich nun auf halber Höhe des Hügels hinter dem Haus, den Doppellauf der Flinte in der rechten Hand. Wie eine Raubkatze, so dicht am Boden, dass er von

der Umgebung nicht zu unterscheiden war. Die stoppelige, abgegraste Weide fühlte sich feucht an unter seinen Händen, genau wie die vielen Schafskötel, denen er unmöglich ausweichen konnte. Sie lagen überall, wie Konfetti auf dem Bürgersteig nach einem Straßenfest. Ab und zu rutschte er auf einem

Stück Fels aus oder
bahnte sich einen Weg
durch einen schmalen
Wasserlauf hindurch,
behutsam und gelenkig.
Seine Haut war feucht,
die Kleidung klamm.
Weder seine Jacke noch
die Hose konnten
strömendes Wasser
abhalten, mochte es auch
nur wenige Zentimeter
tief sein. In einiger

Entfernung standen
Schafe. Sie bemerkten ihn
durchaus, er sah ihre
Ohren wackeln, doch sie
gerieten nicht in Panik
und kamen auch nicht
neugierig näher.

Er nutzte natürliche
Deckung so weit es ging.
Sträucher, vorstehende
Felsstücke, das Gefälle
der Hügelflanke, kleine

Bäche. Stets darauf bedacht, dass der andere vielleicht auf dieselbe Idee gekommen war und irgendwo in der Nähe seinen Posten bezogen hatte.

Maier musste wachsam bleiben.

Den Infrarot-Illuminator hatte er ausgeschaltet, um die Batterien zu schonen. Er

sah genug: Das Nachtglas
lieferte ein gutes, klares
Bild. Die

Phosphorschicht, auf die
das Bild der Umgebung
projiziert wurde, färbte
alles grün und schwarz
ein, als würde man die
Umgebung an einem
hellen Sonnentag durch
dicke dunkelgrüne
Brillengläser betrachten.
Anfangs war das Gerät

ihm schwer vorgekommen – es wog etwa ein halbes Kilo –, aber durch das Stirnband wurde das Gewicht gut verteilt. Er hatte sich ziemlich schnell daran gewöhnt.

Während er sich im Zickzackkurs allmählich zum höchsten Punkt des Hügels vorarbeitete, blieb

er alle zehn Meter still
liegen, horchte in die
Weite und sah sich im
Radius von
hundertachtzig Grad
vorsichtig um. Immer
mehr fühlte er sich in
seinem Element. Er hatte
sich noch nie zuvor in
solchem Maß eins mit der
Natur gefühlt wie hier,
eine Stunde nach
Mitternacht, auf dem

kalten walisischen
Felsenboden.

Im Stillen hoffte er
darauf, dass es zu einer
Konfrontation käme.
Mehr denn je war er dazu
bereit. Zwei Tage und
drei Nächte mit der
taufrischen
Schwiegermutter auf
begrenztem Raum
eingeschlossen zu sein,
hatte ihm absolut

gereicht. Es hätte nicht viel länger dauern dürfen. Das lag nicht an Jeanny. Sie hatte ihm am Nachmittag seiner Ankunft gesagt, was sie ihm zu sagen hatte, und es dabei belassen. Am nächsten Morgen hatte sie Eier mit Speck für ihn gebraten und seine Klamotten gewaschen.

Eigentlich war das ziemlich fair.

Aber es war ihm nach wie vor unangenehm, dass er das Gefühl hatte, sich nicht frei äußern zu können. Sie hockten sich einfach zu nahe auf der Pelle, und auf der gesamten Situation lag ein enormer Druck. Kein guter Nährboden für ein harmonisches Verhältnis.

Wenn es ihm gelang,
seinen Gegner
aufzuspüren und ihm ein
paar Antworten aus der
Nase zu ziehen, würde es
zumindest vorangehen.
Svens Mörder konnte sie
zu dem Drahtzieher
führen, der den Mord
veranlasst hatte, oder
zumindest zu demjenigen,
der das Feuer an die
Lunte gelegt hatte, die

Maier hinter sich
herschleifte.

Falls das nicht gelang,
gab es immer noch die
Option, nach Frankreich
zu fahren, nach Le
Chesnay, und dem alten
Freund von Sven einen
Besuch abzustatten. Der
hatte Alain gekannt und
konnte ihm also mehr
erzählen. Aber Maier

wusste genau, wie
jämmerlich sein
Französisch war. Zwar
konnte er seine grauen
Zellen normalerweise bei
Bedarf rasch in Schwung
bringen. Aber anders als
John Travolta in
Phenomenon war er nicht
von einem kosmischen
Lichtstrahl getroffen
worden, sodass er
innerhalb einer halben

Stunde ein Portugiesisch-
Wörterbuch inklusive
Grammatik hätte
auswendig lernen können.

Davon war er weit
entfernt.

Und Sven fiel als
Dolmetscher aus.

Als ihm dieser
Gedanke durch den Kopf
ging, musste er auch
wieder an seine Freunde
in Uniform denken, den

Fragensteller und den Beobachter. Vielleicht hatte sein Hinweis auf das Telefonat, das Sven angeblich geführt hatte, ja schon genügend Anknüpfungspunkte geliefert. Dann würde er sich eher verdächtig machen, wenn er plötzlich in Le Chesnay auf der Bildfläche

erschien. Denn er hatte dort, nüchtern betrachtet, nichts verloren.

Wie er den beiden Ermittlern seine plötzliche Abreise aus Den Bosch erklären sollte, musste er sich später auch noch mal gründlich überlegen. Vorausgesetzt, dass er dazu noch kam.

Er drückte sich tiefer

auf den Boden, blieb still liegen und konzentrierte sich. Fünfzig Meter rechts von ihm rauschten die Bäume. Etwa dreißig Meter hügelabwärts waren die Hufe und die unruhige Flankenatmung von ein paar Schafen zu hören.

Sein Ziel lag schräg rechts von ihm, etwa zweihundert Meter

Luftlinie hügelaufwärts.
Am gestrigen Nachmittag
hatte er sich vor dem
Schlafengehen vom Haus
aus noch einmal genau
die Umgebung
eingepägt. Hügel,
Bäume, Felsen, hohe
Hecken, Wassergräben
und von Unkraut
überwucherte Mauern aus
aufeinandergestapelten

Steinen. Mehrere Stellen kamen als potenzielle Aussichtsposten in Frage. Auf einem Notizblock hatte er eine grobe Skizze angefertigt und die jeweiligen Stellen mit Kreuzen markiert. Diese Karte hatte er nun im Kopf. Sechs dieser Stellen wollte er sich in dieser Nacht näher ansehen. Drei davon

befanden sich auf dem Hügelrücken hinter dem Haus.

Sein erstes Ziel war ein kleines Waldstück. Er wollte sich ihm vom Gipfel des Hügels aus nähern, was am wenigsten logisch und gerade deshalb am besten war. Sollte der Kerl von dort aus das Haus im Blick behalten, könnte Maier

ihm bald von hinten auf die Schulter tippen.

Er setzte sich wieder in Bewegung, auf dem Bauch, sich mit gespreizten Knien und Ellbogen vorwärtsrobbend, das Kinn höchstens ein paar Zentimeter über dem Boden. Die in künstlichem Grün

aufleuchtende Umgebung
tanzte ihm vor Augen. Es
war nicht leicht, sich
selbst zu sagen, dass dies
die Wirklichkeit war,
kein Film. Steine, Gras,
Zweige – das
Nachtsichtgerät tauchte
alles in Grün und
Schwarz.

Er war fast oben
angekommen. Einige
Meter unterhalb des

Gipfels hielt er inne. Was man bei solchen Aktionen unbedingt beherzigen musste, war, dass man nie, aber auch wirklich niemals eine Silhouette vor dem Hintergrund abgeben durfte. Wollte man nicht auffallen, tat man gut daran, irgendwo zwischen Dingen hindurchzugucken oder an ihnen vorbei. Oben

drüber zu sehen, war falsch. Das menschliche Gehirn war so gestrickt, dass Lücken in einer Landschaft oder abweichende Formen in natürlichen Steigungen sofort auffielen. Das galt besonders für obere Ränder. Vom Gipfel hielt er sich also lieber fern.

Da oben hatte er eh

nichts zu suchen.

Langsam kroch er weiter, parallel zum Hügelrücken, bis links das kleine Waldstück in Sicht kam, das sich nun etwa dreißig Meter unterhalb von ihm befand.

Das Atmen der Schafe war aus dieser Entfernung nur noch gedämpft zu hören. Der Wind hatte ein

wenig zugenommen und
trug das Geräusch von
leise gluckerndem
Wasser an sein Ohr. Ein
kaum zwanzig Zentimeter
breites, grünliches
Rinnsal plätscherte über
Felsbrocken und
schlängelte sich zwischen
den Bäumen hindurch.
Dort wurde das Bild
undeutlich.

Er ließ sich Zeit, um

die Laubbäume eingehend zu betrachten. Die Linien, die Kontraste. Am Boden vor den Stämmen wurzelten ein paar Sträucher. Um einen erwachsenen Mann zu verbergen, sahen sie zu klein aus. Aber das wollte noch nicht viel heißen. Hier gab es überall natürliche Gräben und

Kuhlen, manche waren über einen halben Meter tief. Möglicherweise hatte der Gesuchte sich auch für eine Position ein paar Meter über dem Boden entschieden. Maier selbst hätte eine Kuhle bevorzugt, um jederzeit wegzukönnen, aber im Grunde war ein kräftiger Baumstamm genauso gut geeignet. Vielleicht sogar

besser.

Er nahm einen Baum nach dem anderen ins Visier, ließ den Blick über die Stämme und die unbelaubten Äste wandern, die sich dunkel gegen den Sternenhimmel abhoben. Ihm fiel nichts Besonderes auf.

Nach etwa einer Viertelstunde machte er sich an den Abstieg.

Geduckt und wachsam,
auf jede Bewegung und
jeden Laut achtgebend.

Er hatte das Waldstück
fast erreicht. Das leise
Gluckern des Wassers
klang nun eher wie ein
Prasseln. Als ginge das
plätschernde Rinnsal auf
der Höhe des Waldstücks
in einen kleinen
Wasserfall über. Er

konnte ihn von hier aus nicht sehen, wohl aber hören. Der Wind kam jetzt von links und trug ihm das gedämpfte Geräusch von Hufen auf weichem Boden zu. Auch das Schnauben von Tieren, die sich in der dunklen Nacht Schutz suchend aneinanderdrängten.

Er wusste nicht, was

genau seinen Instinkt alarmierte.

Kein Geräusch. Kein Luftzug. Eher ein Gefühl. Das Gefühl, beobachtet zu werden.

Langsam, Zentimeter für Zentimeter, drehte er den Kopf. Mit einem Schock wurde ihm bewusst, dass er nicht alleine war.

Auf dem Gipfel des

Hügels stand ein Mann.

Er konnte die Konturen nur vage erkennen, aber die breiten Schultern und der Kopf ließen eindeutig auf eine menschliche Gestalt schließen. An der linken Seite des Schattens ragte etwas hervor, das langsam nach oben glitt. Ein Arm, ein Ellbogen.

Eine Schusswaffe!

Instinktiv duckte er sich, brachte sich ins Rollen.

Der Schuss war seltsamerweise kaum zu hören.

Piiuu.

Pollen, Gras und Sand, Kieselsteine und Schafskötel fielen mit dumpfem Geräusch neben ihm ins Gras, keinen Meter entfernt. Ein

Kieselstein traf ihn an der Schläfe. Blitzartig schoss ihm durch den Kopf, dass dies kein Jäger oder Bauer war, der zu viel getrunken hatte, sondern ein Profi. Der Knall war für eine ungedämpfte Waffe viel zu leise.

Piiuu.

Ein heftiger Schmerz durchfuhr seine Seite. Er

warf den Kopf in den Nacken und stieß einen Schrei aus. Reflexartig richtete er sich auf und fing an, in Richtung des Waldstücks zu laufen. Rutschte auf einem glatten Stein aus, rappelte sich aber sofort wieder auf. Er stolperte über den unebenen Boden auf die Bäume zu. Strauchelte ein paar Meter durchs

Gestrüpp und ließ sich zu Boden fallen. Kroch und robbte über den feuchten Boden weiter. Er hielt das Jagdgewehr fest umklammert. Es war die einzige Fernwaffe, die er besaß, er wollte sie nicht verlieren, nicht jetzt. Immer wieder blieb die Flinte hinter Zweigen hängen, wobei er ein heftiges Zerren an der

Hand verspürte.

Er verlor den Boden unter den Füßen. Seine Knie sackten in einen flachen Graben. Sofort duckte er sich und drehte sich um. Das Nachtglas baumelte seitlich neben seinem Kopf. Er zog es an die Augen. Es funktionierte noch, aber die Sicht war nicht

ausreichend. Den Gipfel
des Hügels konnte er von
hier aus nicht erkennen,
der lag außerhalb der
Dreißig-Meter-
Reichweite. Er klappte
das Ding auf. Der
Grünstich fiel weg. Es
war auf einen Schlag
vollkommen dunkel. Das
war bestimmt eine Frage
der Zeit, seine Augen
mussten sich daran

gewöhnen.

Der Schmerz in seiner Seite wurde heftiger, und er merkte, dass er am ganzen Körper zitterte. Er atmete flach und schnell, während das Herz in seinem Brustkorb unregelmäßig auf und ab zu hüpfen schien, als befände es sich in Gefangenschaft und suchte mit Gewalt einen

Ausweg.

Er mahnte sich selbst zur Ruhe. Panik würde nicht helfen. Er versuchte sich zusammenzureißen und holte tief Luft. Erst einmal, dann noch einmal. Seine Zunge fühlte sich an wie ein Lederlappen, das Blut brauste durch seine Adern. Beinahe meditativ

fokussierte er einen grauen Fleck in der Ferne, wahrscheinlich einen Stein. Konzentrierte sich ganz auf seine Atemzüge. Ignorierte den brennenden Schmerz in seiner Seite.

Neben seinen eigenen gehetzten Atemzügen hörte er in der Ferne jetzt auch den Hufschlag von Schafen. Die Tiere

machten sich aus dem Staub.

Er konzentrierte sich weiter auf den Stein. Wusste, dass er Körper und Geist blitzschnell unter Kontrolle bekommen musste. Der andere würde es hierbei bestimmt nicht bewenden lassen. Wie ein Großwildjäger würde er sich Zeit lassen, wissend,

dass seine Beute
verwundet war,
Schmerzen hatte und
langsam geworden war.
Es war nur eine Frage der
Zeit, bis er ihn gefunden
hätte.

Die Fokussierung auf
den Stein funktionierte.
Sein Herzschlag wurde
langsamer, sein Atem
ruhiger. Tiefer.

Mit bloßem Auge
scannte er den Horizont
hinter dem Hügel.
Wolken waren vor den
Mond gezogen. Auf
seiner Netzhaut bildeten
sich vage Schatten in
Schwarz, Grau und
Dunkelblau. Er klappte
sich das Nachtglas wieder
vor die Augen und
schaltete mit zitternder
Hand den Illuminator ein.

Das Bild wurde auf Anhieb scharf und klar. Ein Riesenunterschied. Er schaute den Hügel hinauf, nach links, nach rechts. Nichts als Gras und Steine.

Es schien, als wäre der Mann dort nie gewesen.

Wo bist du, Arschloch?

Vorsichtig zog er das Jagdgewehr etwas näher

an sich heran. Es fühlte sich kalt und feucht an. Allerlei Unkraut hatte sich hinter dem Sicherheitsriegel und anderen vorstehenden Teilen festgesetzt. Er zog das Grünzeug heraus und rieb so lange mit den Fingern über das Metall, bis er sicher wusste, dass nichts mehr im Weg war und sich alles ungehindert

bewegen ließe.
Hoffentlich funktionierte
die alte Waffe noch.
Vorsichtig schulterte er
das Jagdgewehr, betätigte
mit dem Daumen den
schwerfälligen
Sicherheitsriegel, legte
den Zeigefinger locker an
den Abzug. Über den
Doppellauf hinweg
schaute er um sich.

Während er mit den

Augen die Umgebung abtastete, versuchte er den Schmerz in seiner Seite so weit wie möglich zu ignorieren. Es konnte nichts Ernsthaftes sein. Es kam kein Blut hoch, wenn er atmete, also war seine Lunge unverletzt. Arme und Beine taten es offenbar auch noch. Es war nur der Schmerz. Er

warf einen raschen Blick auf die Wunde. Seine Jacke hatte einen Riss abbekommen. Darunter blutete es. Das war wenig überraschend. Er überdachte die Situation noch einmal und kam zu dem Schluss, dass das kleine Waldstück beträchtlichen Schutz bot. Da es rundum von Weideland umgeben war,

konnte sein Verfolger
sich schwerlich
ungesehen nähern. Aber
Maier konnte auch nicht
alle Richtungen, aus
denen man sich nähern
konnte, gleichzeitig im
Blick behalten. Für einen
Einzelnen war das ein
Ding der Unmöglichkeit,
mit oder ohne
Restlichtverstärker.

Das Waldstück hatte

eine leicht ovale Form und war in der Mitte etwa zwanzig Meter breit. Der andere Mann konnte sich mittlerweile auch südlich von ihm befinden oder westlich. Er konnte überall sein. Unwillkürlich blickte Maier über die Schulter. Nichts.

Er rappelte sich auf.

Die Bewegung versetzte ihm einen heftigen, stechenden Schmerz in der Seite. Er sagte sich noch einmal, dass es nicht so schlimm sein konnte. Eine Schürfwunde, ein Missgeschick. Nichts Besonderes. Nur schmerzhaft.

Er ging ein Stück weiter und blieb an einem der Bäume stehen. Strich

mit der Hand über die Rinde. Eine dicke, schorfartige Borke, unregelmäßig und knorrig. Er schob den Sicherheitsriegel der William Powell auf »safe« und warf sich das Jagdgewehr über die Schulter, sodass die Waffe an dem improvisierten Tragegurt auf dem Rücken

baumelte. Seine Hände schlossen sich um den untersten Ast. Das feste Gummi seiner Schuhsohlen fand an der Baumrinde Halt, und er stieß sich ab. Stück für Stück arbeitete er sich nach oben. Biss die Zähne zusammen vor Schmerz, der jetzt, da eine offenbar beschädigte Muskelpartie

beansprucht wurde, umso heftiger war.

Die Blätter raschelten, während die Zweige sich unter seinem Gewicht durchbogen und zurücksprangen. Fast schon außer Atem, kletterte er weiter, bis er eine Höhe von etwa fünf Metern erreicht hatte.

Er schaute nach unten. Das Blattwerk nahm ihm

die Sicht auf den Boden.
Umso besser. Das
bedeutete, dass der Kerl
umgekehrt auch ihn nicht
sehen konnte.

Der Ast war dick
genug, um sein Gewicht
zu tragen. Rücklings
mühte er sich hinauf, den
Stamm als Rückenstütze
benutzend, und zog die
Beine nach. Presste den
Rucksack gegen den

Stamm und fand ins Gleichgewicht.

Minutenlang blieb er still sitzen, nur das Geräusch des plätschernden Wassers unter sich und das leise Rauschen der Blätter um sich herum.

Nichts geschah.

Durch einen Blätterkranz hindurch schaute er nach links, in

das Weideland. Grün
fluoreszierender
Phosphor tanzte vor
seinen Augen. Es war
nichts Ungewöhnliches zu
sehen.

Alles sah ganz still aus.
Fast schon verlassen.

Aber er wusste, dass
dieser Gedanke schon
öfter Menschen das
Leben gekostet hatte.

Nach weiteren langen

Minuten, in denen nichts geschah, fasste er einen Entschluss. Er ließ sich hinabsinken, bis er auf dem nächsten Ast, der dick und vom Tau ganz glatt war, neuen Halt fand. Zwischendurch blickte er immer wieder um sich. Jetzt wurde auch der Boden sichtbar. Jedes welke Blatt, jeder einzelne Grashalm

leuchtete grün auf. Sein Blick fiel auf eine platt getretene Coladose.

Er ging in die Hocke und nahm die Flinte von der Schulter. Indem er, um das Klicken zu dämpfen, das kalte Metall mit der einen Hand abdeckte, entsicherte er die Waffe. Stützte den Kolben an die Schulter.

Scannte über den
doppelten Lauf hinweg
die Gegend.

Er hörte etwas
knacken. Links von sich.
Es klang so leise, dass er
es gar nicht bemerkt
hätte, wäre nicht jede
Faser in seinem Körper
bis zum Zerreißen
angespannt gewesen.
Reflexartig wandte er den
Oberkörper nach links

und drückte das Jagdgewehr fester an die Schulter.

Da war er.

Der Mann bewegte sich so langsam und fließend, dass es kaum auffiel. Von einem im Weideland vorstehenden Felsbrocken aus kroch er geradewegs auf das Waldstück zu. Dicker Buckel auf dem Rücken – ein Rucksack.

In der Hand hielt er etwas Längliches — eine Schusswaffe.

Maier konzentrierte sich. Folgte mit dem Blick dem stählernen Lauf der Waffe und versuchte, den Abstand zu schätzen. Dreißig Meter? Der guten Sicht nach zu urteilen, vermutlich eher weniger. Zwanzig Meter?

Vielleicht. Noch ein bisschen näher, und er konnte ihn tödlich treffen.

Doch das durfte er nicht.

Maier schloss das linke Auge. Legte die Wange an das nasse Holz des Kolbens, klemmte diesen zwischen Wange und Schulter, um die Waffe zu stabilisieren. Er legte an. Konzentrierte sich auf

das Ziel. Spannte den Finger fester um den Abzug. Im nächsten Augenblick wurde seine Schulter zurückgerissen, als hätte jemand mit dem Fuß heftig dagegengetreten. Die Stichflamme, die aus der Waffe hervorgeschossen kam, wurde durch das Nachtsichtgerät in eine Explosion weißer Flecken

verwandelt, die ihn für einen Augenblick blind machten. Der beißende Geruch von Schießpulver erfüllte die Nacht.

Es dauerte einige Sekunden, bis das Phosphor im Nachtsichtgerät sich wieder beruhigt hatte. Grobkörnig nahm die Landschaft nach und nach

wieder Kontur an. Er richtete den Blick dorthin, wo er den Mann zum letzten Mal gesehen hatte.

Am Rand seines Blickfelds war schattenhaft der Umriss einer Gestalt zu erkennen, die sich gerade aufrappelte. Hatte er ihn nicht getroffen? Langsam kroch er näher an den

Waldrand, wagte sich dann auf die offene Weide hinaus. Das Bild wurde klarer.

Der Mann schleppte sich voran, geradewegs auf den Gipfel des Hügels zu. Schien genau zu wissen, wo er hinwollte.

Er musste ihm nach. Maier griff in die Seitentasche seiner Hose, suchte nach der

Munitionsschachtel. Griff
in die andere
Seitentasche.

Durchsuchte seine
Jackentaschen.

Sie war weg.

Musste ihm beim
Klettern in den Baum aus
der Tasche gefallen sein.
Oder schon vorher, als
auf ihn geschossen
worden war.

Verdammt.

Das bedeutete, dass er nur noch eine einzige Patrone hatte.

Der Schatten wurde vager, das Bild körnig. Der Mann kroch immer noch weiter, jedenfalls kam es Maier so vor. So dicht am Boden und mit dem Rucksack auf dem Rücken wirkte er wie eine Riesenschildkröte.

Maier zögerte. Eine einzige Schrotpatrone, kein Munitionsvorrat.

Es musste trotzdem sein. So eine Chance kam nicht wieder.

Er kroch hervor und nahm die Verfolgung auf. Unwillkürlich entwich ihm ein Zischen. Schmerz. Aufrecht zu laufen wäre bequemer

und bestimmt weniger
schmerzvoll, würde ihn
aber zur Zielscheibe
machen. Er konzentrierte
sich. Das Bild war so
grob und undeutlich, dass
er nicht erkennen konnte,
wo und wie er den Mann
getroffen hatte. Denn
dass er ihn getroffen
hatte, davon ging er
mittlerweile aus. Es war
der einzige logische

Grund dafür, dass der
Kerl davonkroch und
seine verwundete
Zielperson zurückließ.

Es gab also noch nichts
zu feiern. Noch konnte
keine Rede von einem
Sieg oder auch nur einem
Vorsprung sein.
Allenfalls hatten sie
gleichgezogen.

Vielleicht war es aber
auch ein

Ablenkungsmanöver, das ihm Sand in die Augen streuen sollte, ihn dazu verführen, dass er sich näher heranwagte. Ins Schussfeld.

Maier kroch weiter. Die nasse Kleidung scheuerte an seiner Haut und bei jeder Bewegung über die Wunde an seiner Seite. Das Bild wurde

schärfer. Er beobachtete die kriechende Gestalt. Die Waffe, die er gerade noch ganz eindeutig hatte identifizieren können, konnte er jetzt nicht mehr entdecken. Vielleicht war sie durch die Schrotkugeln beschädigt worden, und der Kerl hatte sie liegen lassen. Vielleicht war er an den Händen verwundet und

konnte sie nicht mehr mitschleppen. Der Abstand war zu groß, um es richtig einschätzen zu können.

Der Mann hatte jetzt fast den Gipfel erreicht. Es schien Maier besser, nicht direkt hinter ihm herzukriechen, sondern sich etwas rechts zu halten, sodass er oben etwa zwanzig Meter von

dem anderen entfernt
herauskäme.

Vielleicht hatte der
Kerl dort, hinter dem
höchsten Punkt, einen
Beobachtungsposten, wo
noch irgendwelche
Waffen versteckt lagen.
Vielleicht würde er Maier
dort erwarten. Dann war
mit einer
Wahrscheinlichkeit von

zehn zu eins demnächst
sowieso Ende der
Vorstellung.

Maier kroch auf
Ellbogen und
Zehenspitzen vorwärts
und hielt dann leicht
rechts, um weit genug
von dem Waldstück
entfernt zu bleiben. Er
zischte und fluchte
zwischen
zusammengebissenen

Zähnen vor sich hin. Der Schmerz in seiner Seite schien immer schlimmer zu werden. Schließlich war er auf dem Gipfel angekommen. Er duckte sich hinter einen größeren Felsen und spähte nach vorn.

Sein Mann war noch da. Bewegte sich ungehindert weiter, im langsamen, aber stetigen

Tempo wie zuvor, auf ein paar hohe Sträucher zu Füßen einer steilen Felswand zu.

Und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Als hätte er sich in der Dunkelheit aufgelöst.

Maier blinzelte mit den Augen. Prüfte, ob der Illuminator noch an war.

War er. Angespannt kam Maier hinter dem Felsen zum Vorschein und kroch ein Stück weiter vor, bis die Felswand sich im Schärfebereich des Nachtsichtgeräts befand. Strengte die Augen aufs Äußerste an.

Der Mann war nirgends mehr zu sehen.

Verwirrt starrte Maier auf die Felswand. Nach

links. Nach rechts.

Er hatte ihn verloren.

51

Es war Viertel nach drei. Susan starrte auf den Wecker. Die Zahlen auf der Digitalanzeige tanzten vor ihren Augen, der rote Schein fiel auf das Nachtschränkchen. Ihre Augen juckten vor Müdigkeit, aber sie konnte nicht einschlafen.

Wenn Sil recht hatte,
machte Svens Mörder
schon seit Tagen seine
Runden ums Haus.
Wartete und beobachtete
sie.

Sie unterdrückte ein
Schaudern.

Seit sie in Wales war,
rissen die Alpträume sie
nicht mehr nachts aus
dem Schlaf, sondern
kamen, wenn sie hellwach

war, und verschwanden nicht, wenn sie das Licht anschaltete.

Sie drehte sich auf die andere Seite und klemmte sich das Kissen unter den Kopf. Erst nach ein paar Tagen war ihr bewusst geworden, wie sehr sie an die nächtliche Geräuschkulisse der Stadt bereits gewöhnt war.

Vorbeifahrende Autos
und Motorräder,
Jugendliche aus der
Kneipe ein paar
Häuserblocks weiter, die
auf dem Weg nach Hause
herumgrölten, wobei sie
Laternenpfählen und
Müllcontainern Fußtritte
versetzten. Sie hatte sich
nie daran gestört. Es hatte
sie beruhigt zu wissen,
dass dort draußen Leute

waren. Dass die Welt sich weiter drehte.

Sie kämpfte gegen den Impuls an, nach unten zu gehen, Tee aufzusetzen und im Fernseher Discovery Channel oder National Geographic einzuschalten. Ein Infomercial-Sender hätte es auch getan. Sich erklären zu lassen, warum ihr Leben schnöde und

fad bliebe, wenn sie nicht
eine revolutionäre
Antifaltencreme oder ein
paar lebensechte
Tierskulpturen aus Plastik
bestellte, war ihr immer
noch lieber als diese
unangenehme Stille. Die
kam ihr bedrohlich vor.

Sie musste jetzt
wirklich versuchen, etwas
Schlaf zu finden.

Niemand hatte etwas davon, wenn sie wach blieb. Sil würde auch total erledigt sein, wenn er zurückkam.

Falls er denn zurückkam.

In ihrem Bauch breitete sich immer mehr Unbehagen aus.

Sie stopfte sich das Kissen zwischen Kopf und Schulter. Nicht mehr

nachdenken.

Schlafen.

Sie versuchte, sich ein Thermometer vorzustellen. Das tat sie öfter, wenn die Zahnräder in ihrem Gehirn einfach nicht stillstehen wollten und sie nicht einschlafen konnte. Die Grade über Null bedeuteten Aktivität: je höher, desto aktiver. Sie zwang sich selbst, das

Thermometer zu
beeinflussen. Von
fünfundzwanzig auf
zwanzig. Von zwanzig
auf fünfzehn. Und noch
tiefer. Allmählich spürte
sie sich wegsacken, auf
den Nullpunkt zu, in
einen Schlummerzustand.

Plötzlich schnellte die
Quecksilbersäule in die
Höhe.

Ein Kratzlaut.

Sie hob den Kopf vom
Kissen. Ein leises
Kratzen, wie von
Fingernägeln auf Holz.

War es der Heizkessel?
Das Holz, das arbeitete?

Unwillkürlich atmete
sie schneller.

Wieder das Kratzen.

Auf einen Arm
gestützt, richtete sie sich
halb auf. Der Überzug der

Bettdecke rutschte ihr auf die Hüften.

Das Schürfgeräusch war immer noch da. Leise, unregelmäßig.

Ein Zweig an der Dachrinne auf der Rückseite des Hauses? Skip, unten im Flur, der sich kratzte und dabei mit seinen Krallen an die Tür oder an die Wand kam?

Gespenster, Susan.

Wenn etwas nicht in Ordnung wäre, hätte Skip schon längst Alarm geschlagen. Der Hund war die Wachsamkeit selbst, bis in die kleinste Nervenfaser angespannt. Wenn hier nachts jemand eindringen wollte, schlief dieser Hund bestimmt nicht einfach weiter.

Sie zog sich die Decke

über die Schulter. Wenn sie jetzt nicht schnell einschlief, war sie morgen ein Zombie.

Sie schaute noch einmal auf den Wecker. Drei Uhr fünfundzwanzig.

Kratzen. Gedämpft.

Sie zog die Schublade des Nachtschränkchens auf und holte das Stungun heraus, das Sil in Paris

gekauft hatte. Während der ganzen Fahrt nach Wales hatte das Ding im Handschuhfach gelegen, und seit Sils Anruf hatte sie es bei sich getragen. Jetzt deponierte sie die Waffe neben sich und ließ die Hand locker darauf liegen.

Nun müsste sie sich doch besser fühlen. Sicherer.

Das war nicht der Fall.

Wieder dieses Kratzen.

Sie überlegte, ob sie dieses Geräusch in der letzten Nacht auch schon gehört hatte, konnte sich aber nicht erinnern.

Überspannte Nerven, sagte sie sich. Genau wie bei Skip. Weil Sil nicht da war. Das war alles. Sie schloss wieder die Augen.

Skip bellte.

Kein unsicheres Bellen,
als zweifele er an seiner
eigenen

Sinneswahrnehmung oder
als würde er im Traum
eine Katze verfolgen.

Sondern ein Gebell wie
eine

Maschinengewehrsalve.

Skip war sich seiner
Sache sicher.

Susan sprang aus dem

Bett, als hätte jemand
einen Startschuss
abgegeben. Rannte auf
den Flur hinaus, das
Stungun in der Hand, riss
die Tür zu Jeannys
Schlafzimmer auf. Das
Licht war an, sie blinzelte
kurz mit den Augen.
Jeanny stand mitten im
Zimmer, die
graumelierten Locken
fielen ihr lang über das

weiße Nachthemd.
Zitternd legte sie den
Zeigefinger an ihre
Lippen.

Skips Gebell schallte
über die Treppe und
durch den Flur. Seine
Stimme überschlug sich
beinahe vor Aufregung.

Susan schloss die Tür
hinter sich und
betrachtete sie genauer.
Da war kein Schloss. Sie

drehte sich zu Jeanny um,
die noch immer wie
erstarrt im Raum stand.
Total perplex, wie
gelähmt vor Panik.
Wortlos blickte sie Susan
an, außerstande,
irgendetwas zu sagen
oder zu tun.

Susan sah sich im
Raum um. Suchte nach
irgendetwas, womit sie

die Tür verbarrikadieren könnten. Im ganzen Raum war nichts Brauchbares zu finden. Der Schrank war zu schwer. Das Nachtschränkchen hingegen, auf dem ein Emily-Brontë-Taschenbuch mit dünnen Zeitungspapierseiten lag, konnte man allenfalls werfen. Eine Nachtlampe aus Plastik war über dem

Bett an die Wand geschraubt, ein paar Pantoffeln lagen auf dem Boden. Susan öffnete den Kleiderschrank. Begleitet von Skips lautem Gebell durchstreifte sie mit den Händen die Klamotten. Die Kleiderbügel waren zumeist aus Plastik, teils hatte Jeanny auch dünne Metallbügel aus der Reinigung, die sich unter

dem Gewicht der Kleider durchbogen.

Im ganzen Raum war nichts zu finden, was man vor die Tür schieben oder was auch nur einigermaßen als Waffe dienen könnte.

Es dauerte einen Moment, bis ihr bewusst wurde, dass Skips Gebell verstummt war. Es war

nicht etwa langsam leiser geworden, sondern auf einen Schlag verstummt, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Auf die kurze Stille folgten dumpfe Laute. Jemand kam die Treppe herauf. Zögernde Schritte. Er, oder wer auch immer es war, ließ sich Zeit. Susan kämpfte gegen den unsinnigen Impuls an,

sich unter dem
Doppelbett zu
verkriechen.

Stattdessen sprang sie
die paar Meter bis zur Tür
und stemmte sich mit
dem Rücken dagegen.
Indem sie sich mit den
Füßen auf den Dielen
abstützte, versuchte sie,
den Gegendruck zu
erhöhen. Mit zitterndem
Daumen betätigte sie den

Plastikriegel an dem
Stungun, woraufhin,
begleitet von
elektrischem Knistern,
zwischen den beiden
Kontaktpunkten eine
dünne Lichtschnur in
wackligem Blau erschien.
Die Waffe war
funktionsbereit.

Susan schaltete sie aus.

Plötzlich stand Jeanny

neben ihr. Legte die Hände an die Tür und senkte die Stirn auf das Holz, mit geschlossenen Augen. Erfolglos schien sie gegen die lähmende Panik anzukämpfen. Sie stemmte sich mit aller Macht gegen die Tür, als wollte sie sie aus dem Rahmen herausdrücken.

Die Schritte kamen näher. Unter dem

Gewicht knarrten die Stufen.

Susan bemühte sich, einen klaren Kopf zu behalten. Richtete den Blick auf die Tür, die aus Fichten- oder Kiefernholz bestand, wie die unter dem antiken Lack durchscheinenden Jahresringe besagten. Gegendruck schien sinnlos. Ein Tritt, und

dieses Holz würde
zersplittern. Oder ein
Schuss.

Durch diese Tür kam
eine Kugel ohne Weiteres
hindurch. Diese Tür hielt
nichts und niemanden
auf.

Susan schaute zum
Fenster, das sich auf der
anderen Seite des Raums
über dem Bett befand.

Schritte auf dem
oberen Treppenabsatz.

Sie löste sich von der
Tür und rannte zum
Fenster. Drehte nervös an
dem ovalen Knauf, bis die
beiden Flügel nach innen
aufgingen. Kühle

Abendluft strömte ins
Schlafzimmer.

Ohne noch auf die
Schritte oder auf ihre
Mutter zu achten,

schwung sie das eine Bein über die Fensterbank, sodass sie rittlings auf dem Rahmen saß, und schaute nach unten. Sie befand sich vielleicht drei oder vier Meter über dem harten, dunklen Boden, von dem sie so gut wie nichts sehen konnte – das finstere Loch dort unten konnte ebenso gut eine

tiefe Grube sein.

Sie erschauerte.

Was, wenn ich mir den Rücken breche?

Einen Augenblick
zögerte sie.

Im nächsten Moment
flog die Schlafzimmertür
auf. Erschrocken wandte
sie den Kopf.

Den Mann, der breit
grinsend in der Tür stand,
erkannte sie auf Anhieb.

Maier lehnte mit dem Rücken an einem bemoosten Fels. Rechts von ihm befand sich eine Öffnung in der Felswand, ein Riss im massiven Gestein, breit genug, um einen erwachsenen Mann hindurchschlüpfen zu lassen. Wegen der

meterhohen, wilden
Weißdornsträucher war
das Loch vom Gipfel aus
nicht zu sehen gewesen.
Dies war die letzte
Möglichkeit, die noch
blieb. Dort drinnen
musste der Schütze sich
versteckt halten.

Er schaltete den
Illuminator ein. Die
Umgebung leuchtete mit
schärferen Kontrasten

auf, als man sie an einem sonnigen Tag durch eine grüne Brille hindurch hätte sehen können. Er legte sich auf den Bauch und kroch auf den Felsspalt zu. Spähte hinein. Auf den ersten Blick schien es höchstens ein bis zwei Meter in die Tiefe zu gehen, dann aber stellte er fest, dass die Öffnung gut viermal so

weit reichte. Er kroch noch ein Stück voran. Als er sich schließlich sicher sein konnte, dass niemand dort war, erhob er sich und ging aufrecht weiter. Zu seiner Linken fand sich in Brusthöhe ein natürliches, mit Moos und Grasbüscheln bewachsenes Plateau, dahinter eine weitere

Öffnung. Er legte das Jagdgewehr an die Schulter, den Finger um den Abzug und spähte in die Öffnung. Ein Durchgang, wenn man es so nennen wollte: kaum einen Meter breit. Rauer Stein mit Moos und Kalkablagerungen.

Er stützte den Ellbogen auf das Plateau und stieß sich mit den Füßen ab.

Schwang erst das eine, dann das andere Bein hinauf. Ging in die Hocke und legte das William Powell wieder an seine Schulter.

Womöglich hatte der Mann es sich irgendwo dort im Hintergrund gemütlich gemacht und wartete nun auf ihn. Er hatte vielleicht keine Waffe mehr, konnte aber

auch mit einem Messer ganz gut umgehen. Maier musste wachsam bleiben.

Der Restlichtverstärker verschaffte ihm einen gewissen Vorteil. Hier herrschte zwar eine Grabesfinsternis, aber mit Hilfe des Infrarotstrahlers konnte er sich bewegen wie am hellichten Tag.

Alles blieb still.

Er legte sich erneut auf den Bauch und arbeitete sich auf Knien und Unterarmen langsam voran. Bei jeder Bewegung scheuerte ihm Kleidung über die offenen Wunden. Es brannte höllisch, als würde jemand Salzsäure darüber sprengeln. Er stieß einen gedämpften Fluch aus und kroch weiter.

Er war nun ringsum
von Felswänden
umgeben, in denen
unregelmäßige, vor
Feuchtigkeit glänzende
Risse klafften. In ein paar
Metern Entfernung wurde
der Durchgang schmaler
und machte eine Biegung
nach rechts. Er kroch
weiter. Atmete durch den
Mund ein und aus. Spürte

sein Herz schnell und unregelmäßig pochen.

Die Decke wurde immer niedriger. Sein Rucksack schleifte am Gestein entlang und blieb immer wieder hängen. Er befreite seine Arme aus den Trageriemen und ließ den Rucksack zurück.

Während er immer tiefer ins Innere des Felsens hineinkroch,

stellte er sich vor, dass Tausende Tonnen massiven Gesteins auf ihm lasteten, ihn einschlossen und immer näher kamen. Zunehmend streifte er mit der Schulter an den rauen Felswänden entlang, und um sich nicht an vorstehendem Gestein zu stoßen, musste er sich immer mehr ducken. Ein

Schauder durchlief ihn.

Er schluckte. Erst einmal, dann noch einmal. Sein Mund war papptrocken. Kurz hielt er die Luft an und schloss die Augen. Versuchte, sich Mut zuzusprechen. Das gelang ihm nicht so recht.

Wenn dies nun gar kein Durchgang war? Wenn es

nur immer schmaler und enger würde, bis er schließlich feststeckte?

Und wenn der andere sich irgendwo in der Nähe versteckt gehalten hatte, um sich von hinten zu nähern, ihn aufzuschlitzen und als Futter für die Füchse hier liegen zu lassen?

Der Gang war zu schmal, als dass er hätte

umkehren oder auch nur
das Gewehr auf ein Ziel
richten können, das nicht
direkt vor ihm lag. Die
feuchten Wände schienen
zu atmen, schienen sich
im Rhythmus seiner
Atemzüge
zusammenzuziehen und
wieder auszudehnen und
ihn immer weiter
einzuschließen. Als
wollten sie ihn ersticken.

Als wäre er in den Darm
eines riesigen Fossils
hineingeraten.

Langsam bemächtigte
sich seiner eine Panik, die
ihn vollständig lähmte. Er
erstarrte. Seine zitternden
Muskeln versagten ihm
den Dienst. Er konnte
weder vor noch zurück.
Kalter Schweiß brach ihm
aus, und in seinen Ohren

hörte er ein Pfeifen. Im Stillen beschimpfte er sich wegen dieser irrationalen Angst. Versuchte, sie mit Hohn zu übertönen.

Diesen Gang gab es wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten, überlegte er. Er hatte sich vermutlich schon in der Eiszeit gebildet, als die Leute noch in Bärenfellen

herumgelaufen waren.
Oder noch früher. Der
würde nicht jetzt
plötzlich einstürzen. Jetzt
nicht, nächste Woche
nicht, überhaupt nicht.

Reiß dich zusammen!

Einatmen, ausatmen.

Minutenlang blieb er
still liegen, das Blut
rauschte ihm in den
Ohren, er konnte seinen
eigenen Atem hören. Er

ermahnte sich selbst,
Ruhe zu bewahren.
Konzentrierte sich auf
seine Atemzüge.

Es schien zu
funktionieren. Allmählich
ließ das Zittern nach. Das
Rauschen in seinen Ohren
verklang.

Langsam, aber sicher
bekam er sich wieder in
den Griff. Sein Rücken

war schweißüberströmt. Auf seiner Stirn, den Wangen und den Lippen perlten salzige Tropfen. Irgendwie schaffte er es, die eine Hand ein Stück vorzustrecken. Zittrig, unsicher. Dann die andere. Schließlich auch das Knie.

Ungelenk kroch er vorwärts. Gab ein Zischen von sich, als das eine

Glas des Nachtsichtgeräts gegen ein vorstehendes Stück Stein tickte. Die Wirkung war so ähnlich, als hätte ihm jemand einen kräftigen Schlag ins Gesicht versetzt. Er biss die Zähne zusammen und konzentrierte sich auf den Weg, der vor ihm lag. Sagte sich erneut, dass er nichts zu befürchten hatte.

Nichts, womit er nicht umgehen konnte.

Die William Powell vor sich streckend, kroch er weiter.

Allmählich wurde der Gang wieder breiter und höher. Er konnte den Kopf heben, gewann Freiraum an den Ellbogen. Als ein wenig Geröll unter seinen Füßen

in Bewegung kam,
erstarrte er kurz: Er
durfte kein Geräusch von
sich geben. Ein paar
Minuten wartete er,
horchte. Hörte ein
Tröpfeln. Das Geräusch,
das von den Felswänden
widerhallte, kam
anscheinend aus den
tiefsten Abgründen der
Grotte.

Von außen drang kein

Laut hierher.

Er kroch weiter. Um größeren Steinen und Felsbrocken auszuweichen, hob er die Knie. Kurz spielte er mit der Idee, umzukehren und seinen Rucksack zu holen, aber der bloße Gedanke an die Enge in dem Gang raubte ihm den Atem. Also verzichtete er darauf. Noch immer hielt

er das Gewehr fest umklammert, während das Jagdmesser sich in der Seitentasche seiner Hose befand. Der leicht abschüssige Boden mündete schließlich in einen offenen Raum, eine Grotte, etwa drei Meter tief, die sich links und rechts von ihm als breiter, langer, unterirdischer

Gang erstreckte. Die Decke war hoch genug, um aufrecht stehen zu können, etwa zwei Meter. Endlich Platz. Kein enger Gang mehr.

Die Erleichterung war von kurzer Dauer.

Schräg gegenüber, keine sechs Meter entfernt, saß ein Mann auf dem Boden, den Rücken an die Wand

gelehnt.

Ein Schock durchfuhr
Maier: Es war Svens
Mörder. Er hatte ihn
wiedererkannt. Der Kerl
mochte fünf oder sechs
Jahre älter sein als er
selbst, vielleicht war er
aber auch schon fünfzig.
Verwitterte Haut mit
zahllosen Unebenheiten,
von dunklen Flecken
umschattete Narben von

Schürfwunden. Die
schlecht verheilten
Wunden, die als Erstes
ins Auge sprangen, sahen
makaber aus. Sie rührten
eindeutig nicht von einem
Sturz durch eine
Glasscheibe oder
dergleichen her.

Was dieser Mann
erlebt hatte, wollte Maier
lieber nicht wissen.

Er trug dunkle
Kleidung. Seine eine
Hand, die in einem
fleckigen Verband
steckte, lag reglos auf
seinem Oberschenkel. In
der anderen hielt er eine
kleine Faustfeuerwaffe,
die er nervös hin- und her
schwenkte, synchron mit
den Bewegungen seines
Kopfes, als wären Arm
und Kopf miteinander

verbunden.

*Immer dorthin zielen,
wohin man schaut.*

Dieser Mann hatte eine militärische Ausbildung genossen, das stand fest. Seine ganze Haltung strahlte das aus. Aufmerksam blickte er um sich, konnte aber nichts sehen. Fühlte sich in die Enge getrieben.

Maier versuchte, sich Klarheit über die Situation zu verschaffen. Minutenlang blieb er wie angefroren auf dem harten Felsuntergrund liegen, um den Schützen zu beobachten. Neben dem Mann stand ein Rucksack auf dem Boden. Das Gewehr, das er vorhin noch mit sich herumgeschleppt hatte,

war nirgends zu sehen.
Seine Hand blutete
anscheinend immer noch,
die dunklen Flecken auf
dem Verband schienen
immer größer zu werden.
Er hatte ihn also doch
getroffen, dort draußen.
Schrotmunition konnte
auch aus dem Abstand
äußerst unangenehme
Wunden verursachen.

Vielleicht hatte einer der anderen Schüsse das Gewehr getroffen und demoliert — nur das könnte erklären, dass jemand die eigene Waffe irgendwo zurückließ.

Die Aufmerksamkeit des Mannes schien nun abzunehmen. Er senkte die Waffe und legte den Kopf in den Nacken, an die Wand, schaute in

einen imaginären Himmel
und atmete tief durch.
Schloss die Augen.

Maier überlegte. Der
Mann hatte ihn offenbar
gehört, nachdem es aber
so lange still geblieben
war, das Geräusch als das
irgendeines nachtaktiven
Tiers abgetan, das in der
Grotte herumscharrte.
Oder als
Sinnestäuschung,

stressbedingt.

Während Maier den Mann beobachtete, wusste er, dass er ihn jederzeit umlegen konnte. Aus dieser Entfernung war es leichter als auf dem Schießstand – solange er nicht die Augen zusammenkniff und an den engen Gang zurückdachte, war es

praktisch undenkbar, dass er sein Ziel verfehlte. Seine letzte Ladung Schrot würde dem Mann ein Loch in den Leib reißen, so groß wie ein Tennisball. Wenn nicht größer.

Und er würde nie wieder aufstehen.

So wenig wie Sven.

Aber Maier wusste auch, dass er diesen Mann

noch brauchte. Dass er ihm mehr über seinen Auftraggeber würde erzählen können und warum dieser ihn geschickt hatte.

Ihm das Hirn aus dem Kopf pusten, das konnte er auch später noch tun.

Fieberhaft dachte Maier darüber nach, wie er aus dieser Sackgasse wieder herauskäme. Eins

war klar: Der Typ würde beim geringsten Anlass abdrücken. Er würde zwar in der vollkommenen Dunkelheit nicht richtig zielen können, aber welche Bahn die Kugeln nehmen würden, wäre nicht vorherzusagen. Sie würden von den massiven Felswänden abprallen.

Minutenlang blieb er

still liegen. Der
brennende Schmerz in
seiner Seite schien
zuzunehmen. Er
verlagerte sein Gewicht.
Unter ihm knirschte es.

Der andere reagierte
auf Anhieb. Hob den
Kopf, den Arm,
schwenkte die Pistole hin
und her.

Maier kauerte sich
flach auf den Boden und

blieb wie versteinert
liegen.

Er kann nichts sehen,
schoss es Maier durch
den Kopf. Nur hören,
riechen. Vielleicht fühlen.

Er sieht mich nicht.

Allmählich wurde ihm
klar, dass er irgendetwas
tun musste. Solange der
andere mit dem Finger
am Abzug dasaß, war an
eine Befragung nicht zu

denken.

Maier zog sich hinter die dicke Felswand zurück und schob sich langsam wieder ein Stück in den schmalen Gang hinein. Er griff nach einem Stein, wog ihn kurz in der Hand und schleuderte ihn dann wie eine Granate aus dem Laufgraben in den Raum

vor sich. Duckte sich sofort auf den Boden und hielt sich die Ohren zu. Der Stein prallte mit einem lauten Knall von der Wand ab, kollerte dann etwa fünf Meter über den Boden und blieb liegen. Er hörte ihn nicht mehr. Die drei Schüsse, die mehr oder weniger unmittelbar darauf folgten, betäubten sein

Gehör.

Er hatte den Mann richtig eingeschätzt. Seine Lunte war nur noch sehr kurz. Er hatte Schmerzen, fühlte sich bedroht und reagierte entsprechend heftig.

Maier robbte nach vorn. Sein Opponent hatte sich halb aufgerichtet, spähte um sich und hielt die Waffe vor sich

ausgestreckt. Sein anderer Arm hing schlaff herunter.

Maier zog sich zurück und hob erneut einen Stein vom Boden auf. Das Ding wog sicher ein halbes Kilo. Mit enormer Kraftanstrengung warf er ihn in den offenen Raum hinein. Er sah gerade noch, wie der Mann sich

in Richtung des Lärms umdrehte, dann duckte er sich.

Drei Schüsse, in ultrakurzen Abständen.

Peng-peng-peng.

Das Getöse hallte von den Wänden der Grotte wider, Schallwellen wie von Peitschenschlägen, die sich immer weiter fortpflanzten. Zurück blieb ein tiefes Pfeifen in

seinem Hörnerv. Sein
Gehör konnte er
allmählich abschreiben.
Der andere musste
mittlerweile genauso taub
sein.

Taub und blind.

Okay, dachte Maier
grimmig, du hast jetzt
sechs Patronen weniger.
Mal sehen, was du noch
zu bieten hast.

Den dritten Stein warf

er nach rechts. Der Mann reagierte prompt mit zwei Schüssen.

Ein dritter Schuss blieb aus.

Maier wartete noch ein paar Sekunden und kroch dann vorsichtig nach vorn. Der Kerl beugte sich eben vor, um nach seinem Rucksack zu greifen.

Mit einem Sprung hechtete Maier in den Raum hinein. Schmerz spürte er keinen mehr. Während er auf den Mann zulief, drehte der sich um. Maier sah eine Faust auf sich zukommen und wich aus. Er umklammerte das William-Powell-Gewehr mit beiden Händen und benutzte es als Stoßwaffe. Mit voller Kraft rammte

er dem anderen den schweren Kolben in den Körper. Das massive Walnussholz gab keinen Millimeter nach. Mit einem tiefen Stöhnen aus dem Bauch klappte der andere zusammen. Maier riss die Waffe hoch, holte nochmals aus. Der Kolben traf den Mann voll am Unterkiefer. Er

machte Anstalten
wegzurollen, senkte das
Kinn auf die Brust und
trat Maier heftig gegen
das Schienbein. Ein
heftiger Schmerz
durchfuhr ihn. Dem
nächsten Tritt wich Maier
durch einen Sprung zur
Seite aus. Noch mehr
Schmerz. Als Reaktion
trat er dem Mann, der
jetzt auf dem Boden lag,

in den Rücken. Rammte ihm nochmals den Gewehrkolben in den Leib. Mit einem Schrei ließ der Mann seine Waffe los.

Maier trat sie mit dem Fuß beiseite. Drehte sich dann blitzschnell um, wobei er das Jagdgewehr als Stoßwaffe vor sich hielt.

Es folgte kein weiterer

Angriff. Der Mann
krümmte sich, zog die
Knie an die Brust. Hielt
Hände und Arme wie ein
Schutzschild vors
Gesicht. Spannte in
Erwartung weiterer
Schläge die Muskeln an.
Blieb still liegen, wartete.
Atmete schwer.

Es war fast
mitleiderregend.

Fast.

*Dieses Arschloch hat
Sven die Kehle
durchgeschnitten.*

Der Mann lag auf dem
Boden, gekrümmt,
jammernd, zuckend. Ein
Tritt gegen den Schädel
sorgte für Abhilfe.

Maier kniete sich hin
und zog den Rucksack des
Mannes zu sich. Große
Überraschungen enthielt

der nicht. Eine
Taschenlampe, deren
Glas teilweise mit
schwarzem Band
abgeklebt war, um den
Lichtkegel zu begrenzen.
Er drehte die Lampe an,
das Licht war ziemlich
schwach. Die Batterien
fast leer. Außerdem fand
er lose 9-Millimeter-
Patronen, die mit dünnem

Klebeband in einer Reihe
aneinander befestigt
waren, sodass sie nicht
verrutschen oder klirren
konnten – ein einfacher
kleiner Trick, wie man
ihn entweder bei der
Ausbildung oder durch
jahrelange Erfahrung
lernte. Zwei flache Dosen
Cornedbeef, eine
Sägeschnur. Etwas
Gerätschaft, eine kleine

Flasche Waffenöl, ein
Kompass. Was Maier
suchte, befand sich ganz
unten im Rucksack,
zwischen einem Seil und
ein paar Packungen
Apfelsaft.

Schwarzes Isolierband.
Er kratzte das Ende von
der Rolle ab und band
dem Mann hinter dem
Rücken seine
Handgelenke zusammen.

Zog dann seine
Hosenbeine hoch:
Oberhalb von einer der
durchnässten Socken war
mit einem Klettband ein
Messer am Unterschenkel
befestigt. Er steckte sich
das Messer selbst in die
Tasche. Holte wieder das
Klebeband hervor, um die
nackten Fußgelenke des
Mannes straff zu fesseln.

Jetzt war er
bewegungsunfähig.

Der kam hier nicht
mehr so leicht weg.

Mit Schwung
schleuderte Maier den
Rucksack weg, das feste
Kanevas-Gewebe
schlitterte über das
Steingeröll außer
Sichtweite. Dann beugte
er sich über den am
Boden liegenden Mann

und zog den Reißverschluss seiner Jacke auf, die von der Feuchtigkeit des walisischen Bodens genauso klamm war wie seine eigene Kleidung. Ein leeres Pistolenholster. Er blickte sich um. Die Waffe lag zwei Meter entfernt auf dem Boden. Er hob sie auf: eine schwarze,

halbautomatische Pistole. Er klickte das Magazin aus dem Metallgehäuse. Leer. Zog den Schlitten zurück und kontrollierte die Kammer. Nichts.

Die Pistole folgte dem Rucksack.

Maier ging zu dem Mann zurück. Der atmete jetzt etwas schneller.

Er sah aus, als könnte

er ein paar Schläge
vertragen. Er hatte
offensichtlich schon öfter
die Fresse poliert
bekommen.

Und zwar gründlich.

Er konnte jeden
Moment zu sich kommen.

Maier hievte den Mann
hoch, drückte ihn mit
dem Rücken an die
Felswand und setzte sich
ihm gegenüber. Dann

wartete er ab.

Während er still dasaß und sein Gegenüber betrachtete, empfand er sonderbarerweise keinen Hass. Er war bestimmt ein ehemaliger Berufssoldat, der sich vom jeweils Höchstbietenden in Dienst nehmen ließ. Keine Ringe, nichts Persönliches trug er am

Körper. Nichts außer
einer funktionalen,
wasserdichten Uhr, deren
Marke Maier nichts sagte,
und einer selbst
angebrachten
Tätowierung am
Unterarm. Eine Flagge
oder ein Logo mit Zahlen
und Buchstaben, deren
Konturen in der rauen
Haut zerfaserten. Der

Mann wirkte zu alt, um
tatsächlich noch in
militärischen Diensten zu
stehen. Aber auch zu jung
und womöglich finanziell
nicht gut genug
gepolstert, um sich zu
Hause hinter
Blumentöpfen zu
verkriechen oder in einem
spanischen Küstendorf
eine Kneipe zu eröffnen
und sein Rentenalter zu

genießen.

Maier war solchen Leuten mehr als einmal begegnet. Verirrte Seelen. Von ihrer Truppe ausgespien und unfähig, ein normales Dasein aufzubauen, ergriffen sie jede Gelegenheit, um an ihr altes Leben anzuknüpfen. Als Bodyguards, als Trainer von Aufständischen in

weniger stabilen
Erdteilen. Oder als Killer.

Aber es würde nie so
werden wie früher.

Susan hatte diesen
Mann als Monster
umschrieben, als
unheimlichen Typen. Auf
Maier wirkte er nicht so.

Eine immense
Traurigkeit ging von
diesem bewusstlos an der

Wand lehnen den Mann
aus. Ein Mörder, ein
Auftragsmörder. Er hatte
Sven ermordet, hatte ein
Kind entführt und sich
Gott weiß was noch alles
zuschulden kommen
lassen. Aber er hatte auch
eingesteckt, das war
deutlich.

Und zwar eine ganze
Menge.

Maier war sich nicht

recht darüber im Klaren,
warum ihn das so
berührte. Vielleicht, ganz
vielleicht, fühlte er sich
in der Abgeschlossenheit
dieser Grotte irgendwie
mit dem Fremden
verbunden. Während ihm
bewusst wurde, dass er
selbst so nicht enden
wollte.

Denn dass es hier
enden würde, war

unvermeidlich.

Der Kerl war darauf
angesetzt worden, Jeanny
und Susan zu ermorden.
Und er war eine der
lebensgefährlichen
offenen Fragen. Schon
deshalb durfte Maier ihn
nicht entkommen lassen.

Der Mann kam zu sich.
Erwartungsgemäß machte
er daraus kein großes

Drama. Erfasste die Lage und schaute gleichgültig vor sich hin. Harrte der Dinge, die da kommen würden.

»Für wen arbeitest du?«, fragte Maier.

Der Mann grinste. Seine Zähne färbten sich dunkel vor Blut. Auch aus seiner aufgerissenen Unterlippe quoll es hervor.

Er gab keine Antwort.

»Okay«, sagte Maier mit seinem Seufzen. Er griff in seine Innentasche und holte eine Packung Camel hervor. Steckte sich eine an. »Ich habe Zeit.«

Er setzte sich zwei Meter entfernt im Schneidersitz hin. Sah sein Gegenüber teilnahmslos an, während

das Nikotin seine
Wirkung entfaltete.

Der andere wirkte
überrascht. Zumindest
vorübergehend. Dann
blickte er ebenso
unbeteiligt in Maiers
Richtung.

»Ich brauche dir das
nicht zu erklären, oder?«,
fragte Maier. Zog an
seiner Zigarette, sodass

der andere kurz sein
Gesicht und das
Nachtglas sehen musste.
»Wenn du nicht
antwortest, werde ich dir
Schmerzen zufügen.
Irgendwann machst du
dann doch den Mund auf,
und dann ist das alles
umsonst gewesen. Denn
sterben wirst du ohnehin.
Es kann schmerzlos und
schnell gehen. Es kann

aber auch lang dauern und ziemlich problematisch werden. Überleg's dir.«

Der Mann erbebt und kniff kurz die Augen zusammen. Er musste Schmerzen haben, wusste sie aber gut zu verbergen.

»Warum hast du auf mich geschossen?«

»Auftrag«, sagte der Mann hustend. »Du und dieser Tierarzt. «

Das war unmöglich.
Niemand außer Susan
konnte wissen, dass er in
Frankreich gewesen war.
»Woher hast du meinen
Namen?«

»Hey, ich hab deinen
Namen nicht, okay? Er
kann mir auch gestohlen
bleiben. Es hieß, dieser
Nielsen hätte noch
jemanden bei sich, und

als ich die Praxis verließ,
saßst du da im Auto. Ich
konnte dich nicht an Ort
und Stelle umlegen, also
musste ich wegen dir
noch mal los. Am selben
Abend bin ich
hierhergeschickt worden,
und prompt tauchtest du
auf. Kinderspiel, Kumpel.
Ich brauchte bloß zu
warten.«

Der Mann war hörbar

kein Niederländer.

»Wer hat mich auf deine Liste gesetzt?«, fragte Maier in ruhigem, besonnenem Ton.

Der Mann starrte mit leerem Blick in seine Richtung.

»Keine Ahnung. Interessiert mich auch nicht. Der Typ ist paranoid bis dorthinaus. Wir haben nur per Mail Kontakt. Willst du ihm

mailen? Viel Spaß. Ich kann dir seine Hotmail-Adresse geben.«

»Einen Namen, bitte.«

Der Mann hustete, wobei wieder frisches Blut aus seinen Lippen quoll. »Hab ich nicht, Kumpel. Ich weiß nicht mal, wo er lebt.«

»Und wie kommst du an dein Geld?«

»Das hinterlässt er in St. Maure. Einmal im Vierteljahr.«

Maier gab ein unterdrücktes Zischen von sich. Die Wunde an seiner Seite fing wieder an zu brennen, und am Knöchel spürte er einen dumpf pochenden Schmerz.

»Wie sieht er aus?«

»Keine Ahnung.«

»Wie, keine Ahnung?«

»Ich hab ihn nie gesehen. Läuft alles per Mail.«

»Du hast deinen Chef im Internet aufgegebelt?«

»Ein Bekannter hat den Kontakt hergestellt.«

»Wer war das? Dieser Bekannte?«

Müde hob der andere den Kopf. Versuchte,

einen Blick auf sein
Gegenüber zu erhaschen,
das ihm aus der
Dunkelheit Fragen stellte.
»Ach«, sagte er, »was
soll's? Der Arsch kann
mich mal. Keinen Bock,
für den zu verbluten.
Alain Lardin. Franzose.
Tierarzt.«

» Und warum sollten
Jeanny und Susan ums
Leben gebracht werden?

Was haben die mit Sven
Nielsen und dem
Pferdedoping zu tun?«

Auf die
blutverschmierten Lippen
des Mannes trat ein
Lächeln. »Heißen die
so?«

Maier schwieg.

»Du raffst es nicht,
oder? Ich bin nicht hier,
um die Weiber
umzubringen. Ich muss

aufpassen, dass nicht
jemand anders das
erledigt.«

Dieses Gespräch wurde
immer sonderbarer.

»Wer?«

»Kumpel, die erzählen
mir auch nicht alles. Erst
hab ich auf dich getippt.
Aber als du heute
Nachmittag mit den
beiden zum Shoppen

losgezogen bist, hab ich kapiert, dass ich mich getäuscht hatte.«

»Du bist in Brecon gewesen?«

Wieder ein Grinsen.
»Du bist gut, aber du musst noch viel lernen. Supermarkt, Kneipe, Jagd- und Fischgeschäft. In der Reihenfolge.«

Maier nahm einen nervösen Zug von seiner

Zigarette.

»War er ein Kumpel von dir?«, hörte er den Mann fragen.

»Wer?«

»Dieser Nielsen.«

Maier schaute auf.

»Ja.«

»Scheiße für dich. Sollte eigentlich sauber ablaufen: Überdosis Heroin, Selbstmord. Aber der hat gekämpft wie ein

Löwe. Die Abwicklung war suboptimal.« Er unterbrach sich und hustete. »Mein Chef war nicht zufrieden.«

Maier stand auf und warf die Kippe weg. Ging ein paar Schritte auf den Gang zu.

Kam wieder zurück. Er konnte sich nicht erinnern, jemals in einer

derart verwickelten
Situation gewesen zu
sein. Er wusste beim
besten Willen nicht, was
er mit dieser Sache
anfangen sollte. »Woher
wusste dein Chef, dass
wir zu zweit waren?«,
fragte er schließlich.
»Dass Sven jemanden bei
sich hatte?«

»Augen und Ohren.«

Plötzlich fiel es Maier

wie Schuppen von den Augen. Benoît. Benoît ... Chavanne, oder so ähnlich. Der Tierarzt in Le Chesnay, der Svens Schusswunde behandelt hatte. Der nette Typ, der Idealist, der mit Alain befreundet gewesen war. Der dunkelhaarige Kerl mit dem weißen Kittel, der Sven beim Abschied noch vor die Tür gebracht

hatte.

Und ihn wahrscheinlich
hinter dem Steuer des
Laguna hatte sitzen
sehen.

»War das dein Werk,
da in St. Maure?«, fragte
der Mann.

Maier wandte ihm den
Kopf zu. »Ja«, sagte er
knapp und schaute wieder
weg.

»Von wegen

suboptimaler
Abwicklung.«

Maier zog die Nase
hoch.

»Der Typ mit dem
Mercedes wollte nicht
spuren«, fuhr der andere
fort. »Den hatte ich selbst
schon auf dem Kieker.
Die beiden anderen waren
geeigneter. Der Ältere,
dieser kurzbeinige Typ,

der hatte selbst eine siebenjährige Tochter. War früher mal Jockey, bis irgendein Gaul ihn abgeworfen hat. Seitdem hatte er's mit dem Rücken.«

Olivier. Der Monoprix-Mann.

»Dass er selbst Vater war, hat ihn anscheinend nicht daran gehindert, ein

Kind zu entführen.«

»Das war ich. Ich und dieser *güevón*.«

»Ich hab selbst gesehen, wie er den Kleinen durch die Gegend gekarrt hat.«

Der andere zuckte mit den Schultern. »In meinem Auftrag. Dieser Nielsen sollte eingeschüchtert werden. War eigentlich nur ... wie

sagt man, Panikmache.
Wir hätten dem Gör
nichts getan. Als mein
Chef hörte, dass ich mir
das Kind geschnappt
hatte, ist er total
ausgeflippt.«

Ruckartig wandte
Maier ihm den Kopf zu.
»Aber du hättest es getan.
Wenn das der Auftrag
gewesen wäre.«

»Was?«

»Das Kind ermordet.«

Der Mann zog die Brauen hoch. Gab ein Schnauben von sich.

»Was sonst? Dazu haben wir doch unsere Ausbildung, Kumpel, oder nicht?«

Maier schwieg. Dieser Mann ging über Leichen. Zur Not auch über Kinderleichen. Und sie

hielten hier ein
Schwätzchen wie beim
Fußballgucken in der
Kneipe.

Es war absurd.

Und er hatte fast
angefangen, den Typen
sympathisch zu finden.

»Du bist also nicht
hier, um Jeanny und
Susan zu ermorden ?«

Der andere schüttelte
den Kopf. »Nein. Nur um

den Typen, der das tut, selbst umzulegen, und um hinterher die Sauerei wegzumachen.«

»Wer wartet sonst noch auf Berichte von dir?«

»Niemand. Du hast mein komplettes Team niedergemacht. Ich kann dir nicht weiterhelfen. Jedenfalls nicht in dieser Sache. « Als Maier nicht reagierte, fügte er schnell

hinzu: »Das ist die Wahrheit, okay? Ich hab verdammt noch mal keine Lust, für dieses Arschloch zu verbluten.«

Maier stand auf. Warf dem Mann noch einen Blick zu, wandte sich dann von ihm ab und ging ein Stück in den Gang zurück. Aus dem Rucksack, der an der

Wand lag, holte er die Packung 9-Millimeter-Patronen. Die schwarze Pistole lag ein Stück weiter weg auf dem Boden. Er klickte das Magazin los und lud die Waffe durch. Entsicherte, zog den Schlitten zurück und kehrte zu dem Mann zurück.

Der starrte vor sich hin. Sagte kein Wort, saß nur

da.

»Du kennst das Prinzip«, sagte Maier mit einem Kloß im Hals. »Ist nicht persönlich gemeint.«

53

Er stand breit grinsend im
Schlafzimmer, im
dunkelblauen Anzug mit
goldenen
Manschettenknöpfen. Das
Haar sorgfältig
geschnitten und geföhnt.
Mit einem Lächeln, das
auf gruselige Weise
unecht, ja fast schon

unmenschlich wirkte,
entblößte er eine
makellose Zahnreihe.

Sein Blick wanderte
von Jeanny zu Susan und
wieder zurück. Er wirkte
amüsiert.

Stand seelenruhig da,
schien es zu genießen.

Roger Wendel, der
Anstifter der ganzen
Sache. Der Mann, der ihre
Mutter davongejagt hatte.

Der ihr Leben
kaputtgemacht hatte.
Nicht der Zombie, der
Sven ermordet hatte. Kein
Serienmörder mit einem
Messer zwischen den
Zähnen. Sondern Roger.
Wie konnte der es wagen,
hier aufzutauchen.

Was für eine
Dreistigkeit.

Eine enorme Wut stieg
in Susan auf. Sie schwang

das Bein über den
Fensterrahmen ins
Zimmer zurück. Fest
umklammerte sie das
Stüngen, zitternd fand ihr
Daumen den
Schieberegler.

Dass ihre Mutter sie
zurückzuhalten versuchte,
wurde ihr nur halb
bewusst. Sie sagte etwas,
aber Susan hörte es nicht.

Sämtliche
Denkfunktionen waren
ausgeschaltet.

*Muskellähmung. Je
länger der Kontakt, desto
größer die Wirkung.*

Mit wenigen Schritten
hatte sie Roger erreicht.
Drückte ihm die
Kontaktpole des Stunguns
an die Brust. Die
elektrische Gewalt ließ
Rogers Körper erbeben.

Mit einer unkontrollierten
Armbewegung sprang er
zurück. Für den Bruchteil
einer Sekunde starrte
Susan verstört auf die
Auswirkungen. Sein
Grinsen war verflogen, er
blinzelte verwirrt mit den
Augen, und wo das
Stungun sein Hemd
berührt hatte, waren zwei
dunkle Brandflecken
entstanden.

»Susan! «, hörte sie Jeanny schreien.

Erst spürte sie nur einen Luftzug, der von irgendwo unterhalb ihres Blickfelds zu kommen schien. Im nächsten Moment kam es ihr vor, als explodierte ihr Magen. Sie sank auf dem Teppich in sich zusammen, würgte,

hustete.

Aus dem Augenwinkel sah sie Jeanny auf Roger zustürzen, außer sich vor Wut. Sie sah, wie Roger ausholte. Jeanny hatte nicht die geringste Chance.

Ich muss ihr helfen, fuhr es Susan durch den Kopf. Ich *muss* ihr helfen! Sie zog die Knie an den Bauch, wälzte sich auf die

Seite, stützte sich auf
Händen und Füßen ab.
Der Schmerz war
unerträglich. Sie

schluckte Galle hinunter.

Stand auf, unsicher,
wankend.

Es wurde still im
Raum. Sie blickte auf.

Roger stand hinter
ihrer Mutter. Hatte die
Fäuste in ihrem Nacken
zusammengeballt und

hielt etwas fest. Jeanny krallte die Hände an ihren Hals. Ein Draht. Roger ging rückwärts auf die Wand zu und zog sie mit. Hilflos fingerte Jeanny an dem Draht herum, ihr Mund bildete einen stummen Schrei. An ihrem Hals zeichneten sich angespannte Sehnen und Muskeln ab.

»Ihr Scheißweiber«,
hörte sie Roger atemlos
hervorstößen.

Susan setzte zu einem
neuen Angriff an.

»Das würde ich
lassen«, sagte Roger.
Seine Stimme klang
seltsam beherrscht,
wodurch sie noch weit
bedrohlicher wirkte, als
wenn er laut gebrüllt
hätte.

Susans Blick wanderte von ihrer Mutter zu Roger. Sie ließ den Arm sinken.

»Und, hat deine Mutter dir ein bisschen von ihren Eskapaden erzählt?«

Entgeistert starrte Susan ihn an. Wusste nicht, was sie tun sollte.

Ohne den Blick von Susan abzuwenden,

wandte er sich an Jeanny,
flüsterte ihr ins Ohr.

»Was hast du ihr
erzählt, Jeanny? Deinem
lieben Töchterchen?
Hattet ihr ein herzliches
Wiedersehen?«

Rasselnd holte Jeanny
Luft, während sie
unermüdlich versuchte,
den Draht von ihrem Hals
wegzuziehen. Es war
vollkommen nutzlos. Sie

stand auf den
Zehenspitzen. Hielt die
Augen geschlossen.

»Deine Mutter hat im
Atelier deines Vaters mit
einem deutschen Spion
gevögelt. Wusstest du
das, Susan?«

Es macht ihm Spaß,
musste Susan plötzlich
denken. Der Arsch
genießt das richtig.

»Freust du dich, dass

ich dich wiedergefunden habe, Jeanny ?«, lispelte er. »Und zwar in einem so glücklichen Moment, zur Feier des Tages, an dem du dich mit deiner jüngsten Tochter wiedervereinst. Ist das nicht großartig? Schade, dass die Freude nur von so kurzer Dauer sein wird. Wie alle schönen

Dinge im Leben.«

»Was hast du hier zu suchen?«, fragte Susan unvermittelt. »Warum

bist du hergekommen?

Hast du nicht schon

genug Unheil

angerichtet? Meine

Mutter hat zwanzig Jahre

ihres Lebens verloren,

verdammt! Ich habe keine

Ahnung, worum's dir

geht, aber irgendwann

muss damit mal Schluss sein.«

Roger sah irritiert auf.

»Geht es um das Geld?«, fuhr sie fort.

»Das kann sie zurückzahlen. «

Er wirkte nicht sonderlich beeindruckt.

»Ach ja? Das ist schön.«

Jeanny kam noch immer kaum mit den Füßen auf den Boden.

Susan konnte es nicht mehr mitansehen. »Hör auf, gleich erstickt sie, hör auf!« Es war eher eine Reaktion auf den Todeskampf ihrer Mutter direkt vor ihren Augen, als dass sie tatsächlich geglaubt hätte, irgendeinen Einfluss zu haben.

Er lächelte. »Die gute

Jeanny hier hat mich ganz schön sitzen lassen.« Er wandte sich wieder an Jeanny, flüsterte ihr ins Ohr. »Na, was ist das für ein Gefühl, wenn jemand dich erwürgt? Hab ich dir nicht gesagt, ich würde dich finden, wenn du wegläufst? Und was ich dann mit dir machen würde, habe ich dir auch gesagt.«

Dann sah er Susan direkt ins Gesicht. »Und jetzt ist Schluss mit lustig, junge Dame. Lass dein Spielzeug da auf den Boden fallen und stoß es mit dem Fuß zu mir rüber.«

Susan zögerte. Sil hatte ihr eingeschärft, in lebensbedrohlichen Situationen nie, aber auch wirklich niemals auf

irgendwelche Wünsche
oder Forderungen
einzugehen. Er hatte es
ihr geradezu
eingehämmert: Nie unter
Zwang in ein Auto
steigen, sich nie freiwillig
fesseln lassen, um den
Gegner zu besänftigen.
Und nie die eigene Waffe
aus der Hand geben.
Niemals. Denn sobald

man sich ausliefert, ist man jede Kontrolle über das eigene Leben los. Nie zulassen, dass jemand anders die Entscheidungen trifft, die man selbst treffen muss. Sondern im Zweifelsfall kämpfen, sich mit aller Kraft wehren. Es ist wahrscheinlich die letzte Chance, mit dem Leben davonzukommen.

Ihre Finger schlossen sich fester um das Stungun. Sie sah ihre Mutter an, die das Gesicht vor Angst zu einer Grimasse verzogen hatte und krampfhaft auf den Zehenspitzen balancierte, die den Teppich kaum berührten. Roger schmiegte grinsend seine Wange an Jeannys, als tanzten die beiden

einen makaberen Tango.
Sein Kopf war rot vor
Anspannung.

Kämpfen.

Sie setzte mit einem
Sprung auf ihn zu und
rammte ihm das Stungun
in den Hals. Er schrie auf,
wehrte sie ab und verlor
das Gleichgewicht. Im
Fallen riss er Jeanny mit.
Susan stürzte sich auf ihn

und stieß ihm die
Kontaktpunkte erneut
gegen den Hals. Das
elektrische Geknister, das
durch seinen Körper
jagte, wurde von seiner
Haut absorbiert. Er
zappelte, schrie, fluchte,
mähte mit den Armen
durch die Luft.

*Mistding, wird's
endlich!*

Im nächsten

Augenblick lag er reglos da. Alle Muskelspannung war aus seinem Körper gewichen, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stand halb offen, entspannt, als ob er schlief.

Jeanny versuchte, sich von Roger zu befreien. Susan löste seine Finger von den beiden Holzblöcken, die an den

Enden des Eisendrahts befestigt waren. Zog an seinem Arm, versuchte, Roger auf die Seite zu drehen, ihn von Jeannys Körper herunterzuwälzen. Er war von gewöhnlicher Statur, schien ihr aber dreihundert Kilo schwer zu sein.

Auf den Ellbogen kam Jeanny unter ihm

hervorgekrochen. Sie befreite ihren Hals von dem Draht. Schnappte nach Luft, atmete tief durch. Musste husten, Tränen traten ihr in die Augen. Schräg über ihren Hals lief ein dunkler, violetter Streifen, wie Susan nun sah. Jeanny rieb mit der Hand darüber.

Kurz sahen sie

einander in die Augen.

Es dauerte einen Moment, bis Susan bewusst wurde, dass sie sich beeilen mussten. Roger würde nicht ewig bewusstlos bleiben. »Schnell, er kann gleich wieder zu sich kommen.«

Jeanny kniete auf dem grünen Teppich und rieb sich die Kehle. Sie hatte Mühe zu atmen und hörte

Susans Worte kaum.

Susans Blick fiel auf Rogers Schlips. Glänzender Stoff mit gelben und blauen Querstreifen. Sie begann den Knoten zu lösen.

»Halt seine Hände fest«, sagte sie. »Hilf mir.«

Jeanny kam in Gang und zog Roger die Arme

nach hinten auf den Rücken. Sie arbeiteten nicht mit. Susan knotete ein Schlipsende um eines der Handgelenke, wand den glatten Stoff dann um das andere und zog beide zusammen. Machte einen Knoten und zog diesen so fest zusammen, wie sie konnte. Machte noch einen Knoten. Und einen dritten.

Es funktionierte nicht.
Das Material war zu
elastisch.

Sie griff nach dem
Eisendraht, den ihre
Mutter gerade noch am
Hals gehabt hatte. Zog
Rogers Beine zusammen
und fing an, sie mit dem
Draht zu umwinden,
direkt über den Knien. Sie
arbeitete gehetzt,
wissend, dass er jeden

Augenblick wieder zu sich kommen und ihr einen Tritt verpassen konnte.

Von dem vorigen hatte ihr Magen sich noch längst nicht erholt. Sie wusste, dass sie nicht die Kraft haben würde, noch einmal zu kämpfen. Der Adrenalinstoß und der Schmerz hatten sie

ziemlich erschöpft.

Der Eisendraht ließ sich nicht verknoten.

Roger begann sich zu bewegen. Murmelte etwas, als würde er aus dem Schlaf erwachen, schien dann aber wieder wegzudämmern.

Für den Bruchteil einer Sekunde begegneten sich ihre Blicke.

Jeanny sprang auf. »Ich

gehe was holen.«

Susan hörte ihre Schritte auf der Treppe. Dann einen schrillen Schrei: »Skip!«

»Beil dich«, kreischte Susan, »er kommt zu sich, mach schnell!«

Sie mühte sich nach Kräften, aus dem Draht einen Knoten zu machen, aber das Material ließ sich nicht richtig biegen.

Roger hustete.

Murmelte. Bewegte sich.

»Breites Klebeband«,
schrie Susan ihrer Mutter
hinterher, »oder ein Stück
Schnur, irgendwas!
Schnell!«

Sie hörte Jeanny in der Küche herumfuhrwerken. Schubladen auf- und wieder zuziehen, alles Mögliche fiel auf den

Boden.

Roger kam zu sich. Es ging beängstigend schnell.

Das Stungun. Fieberhaft blickte sie um sich.

Wo war das Ding abgeblieben?

Sie kniete sich hin, stützte die Hände auf den Boden. Schaute unters Bett. Nichts. Legte die

Wange auf den Boden,
suchend. Unter den
Schränk war das Ding
gerutscht. Sie kroch hin
und legte sich flach auf
den Bauch. Sie konnte das
Kunststoffgehäuse der
Waffe mit den
Fingerspitzen berühren.
Drehte den Kopf zur
Seite, machte sich so lang
wie möglich und tastete
danach.

»Das wird dir noch leid tun, Kleine«, hörte sie Roger zwischen den Zähnen hervorstoßen.

Eine Hand an ihrem Fußknöchel. Reflexartig trat sie nach hinten aus, trat aber ins Leere. Im nächsten Augenblick wurde sie von dem Schrank weggezogen. Es ging so schnell, dass sie

es kaum mitbekam. Als sie den Kopf zu Roger drehte, sah sie einen glänzenden Lederschuh auf ihr Gesicht zukommen. Sie kniff die Augen zu. Spannte alle Muskeln an.

Ein dumpfes Knacken.

Mehr nicht.

Mit einem Knall fiel ihr Bein auf den Boden zurück.

Langsam wurde ihr bewusst, dass sie keinerlei Schmerz gespürt hatte. Sie öffnete die Augen.

Roger lag in einer anormalen Haltung auf dem Boden, wie eine Marionette mit gekappten Fäden. Aus seinem Ohr lief ein dünnes Rinnsal Blut.

Susan blickte auf.

Mit dem Rücken zur Wand stand Jeanny vor ihr, die eine Hand zitternd auf der Stirn.

In der anderen Hand hielt sie eine der gusseisernen Pfannen, die als Wanddekoration in der Küche dienten.

»Aua.«

Susan zog den Verband von Maiers Wunde. Das letzte Stück ließ sich nicht ablösen, es klebte fest am geronnenen Blut.

»Soll ich ihn nass machen?« Sie wollte den Wasserhahn aufdrehen.
»Dann wird er weich.«

»Ich kann auch
drumherumschneiden.

Der Schorf wird schon
irgendwann abfallen.«

Susan sah zu, wie
Maier dem Verband
energisch mit der Schere
zu Leibe rückte. Ein hart
gewordenes,
dunkelbraunes Stück mit
ausgefransten Enden
blieb in der Mitte hängen.
Drumherum war die

Wunde so gut wie
ausgeheilt.

Die Wunde war die
letzte greifbare
Erinnerung an die letzte
Nacht in Wales, die
mittlerweile anderthalb
Wochen zurücklag.

Als Jeanny und Susan
Rogers Leiche die Treppe
hinuntermanövriert hatten
— um es weniger

persönlich wirken zu lassen, hatten sie über seinen Kopf eine Mülltüte gestülpt –, hatte plötzlich Sil unten im Flur gestanden.

Er hatte todmüde ausgesehen. Jacke und Hose hingen ihm in durchweichten Fetzen am Leib. Ein Geruch wie von abgestandenem, fauligem Wasser. Dreckige und

aufgeschürfte Hände.
Graues Gesicht, als hätte
er sich in Asche gewälzt.
Ein gehetzter Blick in den
Augen.

Ohne Fragen zu stellen,
überhaupt ohne weitere
Worte, hatte er Rogers
Beine von Jeanny
übernommen. Erst da
bemerkte Susan, dass er
verwundet war, aber Sil
tat es ab und wollte von

medizinischer
Versorgung nichts
wissen. Sie begruben
Roger im Wald. Danach
desinfizierte und verband
Sil seine Wunde selbst.
Am nächsten Morgen
waren sie in die
Niederlande
aufgebrochen.

Jeanny schlief nun auf
dem Einpersonenbett in

Susans Arbeitszimmer, das sie in aller Eile gekauft hatten, Reno hatte das Wohnzimmersofa mit Beschlag belegt. Die Stadtwohnung war eigentlich auf eine Person zugeschnitten, aber die räumliche Beengtheit und der Mangel an Privatsphäre machten Susan nichts aus.

Vielmehr war es Sils

Verhalten, das ihr Sorgen bereitete.

Er hatte Jeanny in den letzten Tagen Tausende von Fragen gestellt. Über Roger, Walter, Geran und Carl Ecke.

Über das, was er selbst in jener letzten Nacht in Wales erlebt hatte, hatte er erstaunlich wenig erzählt. »Hundebiss«, so erklärte er die klaffende

Wunde. »Ein Rottweiler,
richtig großes Viech.«

Sie hätte ihm gern
geglaubt, wenn sein
Blick, sein ganzes
Benahmen und seine
Haltung diese Worte
nicht so deutlich Lügen
gestraft hätten.

»Musst du heute Abend
wieder irgendwohin ? «,
fragte sie, als er in seine

Jacke schlüpfte.

»Ich hab jemandem
versprochen, sein
Computersystem
auszumisten. Dem Typen,
der mir den Flug nach
Wales besorgt hat. Kann
sein, dass ich erst morgen
früh wiederkomme.«

»Du fährst mitten in
der Nacht zu einem
Kunden?«

Er zuckte mit den

Schultern. »Wenn ich tagsüber daran arbeite, lege ich alles still. Nachts ist da zumindest kein Personal, das mir in die Quere kommen könnte. Und ich hab meine Ruhe. Willst du nicht mit deiner Mutter in die Stadt? Gönnst euch doch ein bisschen Entspannung, macht euch einen schönen Abend.«

Sil wich ihrem Blick aus, während er sprach.

Er heckte irgendetwas aus.

Und sie sollte es nicht wissen.

Walter stieg in seine Schlappen, erhob sich vom Bett und zog einen Morgenmantel an. Warf einen traurigen Blick auf Valeries Betthälfte. Unberührt.

Vor einer Woche hatte sie ein paar Sachen zusammengepackt und

Thomas mitgenommen.
Sie bräuchte Zeit zum
Nachdenken, um die
Ereignisse zu verdauen –
und seine Reaktion
darauf. Sie hatte es zwar
nicht ausgesprochen, aber
es lief darauf hinaus: Er
hatte sie enttäuscht.

Gedankenversunken

ging er die Treppe
hinunter. Das Holz
knarrte unter seinen

Schritten. Ohne Valerie und Thomas war es so still im Haus. Still und leer. Er wollte, dass sie wiederkamen, möglichst heute noch. Das Alleinsein war nicht seine Sache.

Er trat ans Fenster seines Arbeitszimmers und zog die Gardinen auf. Zu dieser frühen Stunde gehörte der Garten ganz

den Vögeln. Durch die Fensterscheiben drang eine Kakophonie von Vogelstimmen. Dünne Nebelschleier hingen über dem Rasen. In einer halben Stunde würden sie sich verzogen haben, vertrieben von der gerade aufgegangenen Sonne.

Er atmete tief durch und starrte mit leerem

Blick nach draußen.

Miguel schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Er hatte nun schon zwei Wochen lang nichts mehr von ihm gehört. Alle möglichen Gedanken spukten ihm durch den Kopf: Vielleicht war der Kolumbianer zu einem neuen Chef übergelaufen, der besser zahlte, oder er war verwundet. Er konnte

auch tot sein. Die Unsicherheit nagte an ihm. Er wollte wissen, was sich dort abgespielt hatte, in Wales, weit außerhalb seines Gesichtskreises. Der Einzige, der es ihm hätte sagen können, Roger, war genauso unauffindbar wie Miguel.

Rogers Handy war ausgeschaltet, und bei

seinem Festnetzanschluss nahm er nicht ab. Roger wohnte alleine in einem Penthouse, er hatte weder Frau noch Kinder, und auch sonst gab es niemanden, der ihn möglicherweise vermisste und den Walter hätte fragen können. Zu guter Letzt hatte er Rogers Sekretärin angerufen, die

hatte ihm aber auch nur gesagt, ihr Arbeitgeber sei im Urlaub und sie erwarte ihn nächste Woche zurück.

Die Situation war alles andere als angenehm. Roger schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Miguel meldete sich nicht. Andere Leute, die ihm zu Informationen hätten verhelfen können,

gab es nicht. Bis auf Jeanny oder ihre Tochter. Falls die noch lebten.

Nicht einmal das wusste er.

Nie zuvor war er so nervös gewesen. In der letzten Woche hatte er bestimmt zehn Mal seine Autoschlüssel gegriffen, entschlossen, auf der Stelle nach Wales aufzubrechen. Die Dinge

selbst in Augenschein zu nehmen.

Aber er hatte sich nicht getraut. Aus Angst vor dem, worauf er möglicherweise stoßen würde.

Noch einen Tag, vielleicht zwei. Wenn er dann immer noch nichts von Roger oder Miguel gehört hätte, würde er

doch noch nach Brecon fahren. Vielleicht. Er seufzte tief und fuhr sich durch das krause graue Haar.

Drehte sich um. Der Schreck, der ihm in die Glieder fuhr, war maßlos. Lähmte ihn. Von einem Augenblick auf den nächsten verweigerten ihm die Beine den Dienst. Er sank auf die Knie.

Ein fremder Mann
stand in seinem
Arbeitszimmer. Auf
seinem Perserteppich.
Kräftige Statur,
millimeterkurzes Haar,
finsterer, harter
Adlerblick. Markante
Gesichtszüge.

Ganz in Schwarz
gekleidet.

Er hatte ihn nie zuvor
gesehen.

»Wer sind Sie?«, fragte er, nahezu atemlos.

»Ihr schlechtes Gewissen.«

Walter wollte aufstehen, aber seine Beine waren wie gelähmt. Kurz glaubte er, er träume, er läge noch im Bett und wäre bloß im Traum in sein Arbeitszimmer spaziert.

Denn sonst könnte er doch noch gehen? Er presste sich die Fingernägel in die Handballen.

Der Schmerz war echt.

Gebannt sah er zu, wie der Mann sich in den Sessel gegenüber von seinem Schreibtisch setzte. Stifte und Notizzettel hin und her schob. Seinen Kalender

zur Hand nahm und durchblätterte.

»Ich wollte ein paar Dingen nachgehen«, hörte er den Mann sagen. »Ich habe da nämlich eine Theorie.«

»Das ist Hausfriedensbruch«, antwortete Walter. Er versuchte, seiner Stimme Autorität zu geben. »Ich rufe die Polizei.«

Die Lippen des Eindringlings kräuselten sich zu einem Lächeln. »Schräg gegenüber der Auffahrt sitzt ein verdeckter Ermittler in einem dunkelblauen Opel Astra. Sie wechseln sich ab. Schichtdienst. Wenn meine Anwesenheit Ihnen missfällt, brauchen Sie die Herren nur

hereinzubitten.«

*Ein verdeckter
Ermittler?*

Wurde sein Haus
beschattet? Oder er
selbst?

Das war unmöglich.
Keine einzige Spur führte
hierher. Das einzig
Greifbare war eine
Hotmail-Adresse, und der
Account war auf den
Namen einer

vierzigjährigen
kanadischen Hausfrau
registriert.

»Die haben Sie schon
seit einer Woche im
Visier«, fuhr der Mann
fort. »Es wird allenfalls
noch ein paar Tage
dauern, bis die ersten
Zeitungsschlagzeilen
kommen: Richter verlässt
Boden des Gesetzes.«

»Das ist absurd.«

Der Mann reagierte nicht.

»Wovon reden Sie?«

»Von Doping, Elias.«

Walter gab sich Mühe, so auszusehen, als würde ihm der Begriff nichts sagen. Aber er konnte nichts dagegen tun, dass er rot anlief und seine Hände zu zittern anfangen.

»Dafür jedenfalls
wollen die Sie
drankriegen. Und ich
schätze mal, dass sie das
auch hinbekommen. Wie
genau, dazu habe ich so
meine Theorien. Ich
nehme zum Beispiel an,
dass Sie Ihren Kumpels in
Frankreich von Ihrem
eigenen Büro aus gemailt
haben, stimmt's? Mit
diesem Computer hier.«

Der Mann tippte mit den
Fingerspitzen auf die
Rückseite des auf dem
englischen Schreibtisch
aufgestellten Monitors.
»Gute Idee, so ein
Hotmail-Account. Schön
anonym. Aber eine IP-
Adresse ist genauso
individuell wie eine
Postanschrift, Elias. Die
führt geradewegs zu

diesem Anschluss.«

Walter klappte die Kinnlade runter. Eine IP-Adresse? Konnte man die zurückverfolgen, wenn man über eine Website E-Mails verschickte?

Doch wohl nicht, oder? Verdammt.

»Das kann nicht sein«, stieß er hervor.

»Nein? Vielleicht hat sich ja dieser Tierarzt in

Le Chesnay, dieser
Benoît, von der
französischen
Gendarmerie schnappen
lassen. Und vielleicht hat
er Ihre Mails nicht
gelöscht. Es gibt viele
Kriminelle, die über so
was stolpern, Elias. Sie
als Richter müssten das
doch wissen.
Verbindungslinien,
rückverfolgbare Spuren,

kleine Unachtsamkeiten. Vielleicht haben Sie sich zu sehr darauf verlassen, dass die anderen mit derselben Sorgfalt zu Werke gehen wie Sie. Das ist selten der Fall.«

Walter merkte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach. Dieser Kerl redete von Benoît, von Doping. Es gab nur

wenige Personen, die davon wussten. Und die meisten waren inzwischen tot. Der Einzige, der außer ihm selbst noch übrig war ...

»Oder ist Ihrem Pitbull vielleicht der soundsovielste Fehler unterlaufen«, fuhr Maier ungerührt fort.
»Vielleicht ist er übergelaufen.«

Miguel. Der dreckige Opportunist.

Walter spürte das Blut durch seinen Kopf rauschen. Zum Aufstehen hatte er noch immer nicht die Kraft. Seine Beinmuskeln waren wie Pudding. Er nahm sich vor, nichts zu sagen. Kein Wort, solange er nicht wusste, wo dieses Gespräch hinführte. Was

dieser Kerl von ihm wollte.

»Aber nicht deshalb bin ich hier«, hörte Walter ihn sagen. »Mir geht es vielmehr um Mord.«

Walters Gesicht lief nun feuerrot an. Er rieb sich die Stirn. So sehr er auch versuchte, sich zu beruhigen, sich zur Räson

zu rufen, es gelang ihm nicht.

»Wer ... wer hat dich geschickt?«, stieß er hervor. Er war so aufgeregt, dass seine Stimme brüchig klang.

»Warum sollte mich jemand geschickt haben?«

Walter wollte schlucken, aber auch diese Körperfunktion

schien außer Kraft
gesetzt.

Alles aufgedeckt. Alles.

»Wo ist Valerie? Und
wo Thomas?«

Mit leerem Blick sah
Walter auf. »Die ... sind
zu Valeries Eltern
gefahren. Weil ...«

»Weil Valerie zu
angeschlagen war, um
hierzubleiben, nach der
schlampigen Entführung

ihres kleinen Sohns, die du selbst angezettelt hast?«

»Nein! Nein!« Walter schrie nun beinahe. »Das stimmt nicht! Das ... das waren die Leute, mit denen ihr Exmann zusammengearbeitet hat!«

Der Mann sprang aus dem Sessel auf, als würde

er herauskatapultiert.
Keine Sekunde später
stand er direkt vor ihm.
Auf seiner Stirn traten
Adern hervor, seine
Augen sprühten Funken,
er beugte sich vor, ballte
die Faust, schien außer
sich vor Wut. Reflexartig
zuckte Walter zusammen.
Kniff die Augen ganz fest
zu.

Die Schläge blieben

aus.

Vorsichtig öffnete
Walter die Augen.

Der Mann stand noch
immer über ihn gebeugt,
atmete hörbar durch die
Nase, biss die Zähne
zusammen. Eine zitternde
Faust schwebte über
Walter in der Luft. Wenn
Blicke töten könnten,
hätte es ihn nun erwischt.
Er hätte sich

wahrscheinlich in Luft
aufgelöst oder in einen
vom Fußboden
aufsteigenden
Rauchkringel.

»Ihr Exmann, den du
hast umbringen lassen,
meinst du?«, hörte er den
Mann atemlos
hervorstößen. »Dem du
die Kehle hast
durchschneiden lassen?«

Walter schwieg.

Wandte den Kopf ab.

Es schien eine
Ewigkeit zu dauern, bis er
hörte, wie sich die
Schritte des Mannes
entfernten. Vorsichtig
schaute er auf.

Der Mann stand nun
vor dem Fenster. Hatte
ihm den Rücken
zugekehrt, den Kopf
gesenkt. Geballte Fäuste

in den Hosentaschen.
»Sven Nielsen unter
Druck setzen«, fuhr der
Eindringling fort. Seine
Stimme klang nun wieder
ruhig. »So lautete der
Auftrag. Und er ist
ziemlich zur Sache
gegangen, was? Hat
gleich mal Svens kleinen
Sohn entführt. Nur
dummerweise wusste er

nicht, dass der Kleine das Stiefkind seines Auftraggebers war. Das konnte er auch nicht wissen, schließlich wusste er nicht, wo du wohnst oder wie du aussiehst. Er wusste überhaupt nichts von dir. Du seiest paranoid, meinte er. Eure Zusammenarbeit musste unter allen Umständen

geheim bleiben.
Verständlich, wenn man
weiß, womit du deinen
Lebensunterhalt
verdienst.«

Darauf konnte er
unmöglich von selbst
gekommen sein. Dieser
Mann musste mit Miguel
gesprochen haben. Aber
Miguel kannte nicht
einmal ihn. Außer Alain
wusste niemand, wer er

war.

»Der Einzige, der wusste, dass Miguel für dich arbeitet«, fuhr der Mann fort, »war Alain Lardin. Der hatte ihn nämlich angeschleppt. Und Lardin kanntest du wiederum über Sven Nielsen, der dir von der Sache mit den Rennpferden in

Frankreich erzählt und dich mit seinen dortigen Verbindungsleuten in Kontakt gebracht hat. Du lässt deine Stuten in Frankreich decken, weil die Fohlen dann mehr einbringen. Also pendelst du sowieso ein paar Mal im Jahr nach Poitiers und wieder zurück. Von Alain Lardin lässt du dir erzählen, dass es

Möglichkeiten gibt, noch mehr Geld zu verdienen, viel mehr sogar. Du wirst sein Sponsor. Von einem Tag auf den anderen stehst du an der Spitze eines komplizierten, aber lukrativen

Dopinghandels. Hatte vielleicht Valerie so hohe Ansprüche, dass du wegen ihres Lebensstandards zu

solchen Machenschaften
gezwungen warst? Das
Klagelied hab ich
nämlich schon mal
gehört. «

Der Mann stand noch
immer mit dem Rücken
zu ihm. Entgeistert starrte
Walter ihn an. Ein
Schauer lief ihm über
den Rücken. »Woher ...
weißt du das?«

Der Eindringling drehte sich kurz zu ihm um. »Das eine oder andere hat mir dein Pitbull erzählt, und ansonsten habe ich ein paar Puzzlestücke an die richtige Stelle gelegt. Aber so richtig knifflig war es gar nicht, Elias. Das Konstrukt war nicht schlecht, aber auch nicht wirklich gut. Du hast

Fehler gemacht. « Er blickte wieder nach draußen. Geisterhaft spiegelte er sich in der Glasscheibe. »Weißt du«, hörte Walter ihn sagen, »ich glaube, ich weiß, was du getan hast, und ich weiß auch, warum. Bis zu einem gewissen Grad weiß ich sogar, wie. Aber eines begreife ich einfach

nicht. Du hast Nielsen
deine eigenen Pferde
behandeln lassen. Obwohl
du die Risiken kanntest.
Warum? Gab es dir einen
Kick, dabei zuzusehen?
Wolltest du kontrollieren,
ob er seine Sache auch
ordentlich machte? Oder
hast du einfach einen
etwas eigenwilligen
Humor, Elias?«

»Was ... was für

Fehler?«

»Abgesehen davon, dass du nachlässig mit deiner IP-Adresse umgegangen bist? Du warst der Einzige, der wusste, wo Jeanny wohnte. Du schickst also Susan zu ihrer Mutter, aber obwohl du so ein gutes Verhältnis zu ihr hast, herrscht dann völlige Funkstille. Du

sagst ihr kein Wort davon, dass ihre Tochter zu ihr kommen wird. Das war dein erster Fehler.«

»Ich wollte ... den beiden das Wiedersehen nicht verderben. Ich hatte keine Ahnung, wie sie reagieren würde, wenn plötzlich ihre Tochter vor ihr stünde, also dachte ich, ... ich ... täte besser

daran, das Wiedersehen
so natürlich wie möglich
...«

»Du redest wirres
Zeug«, entgegnete der
Mann scharf. Er drehte
sich zu ihm um. »Wenn
Susan nach so vielen
Jahren zum ersten Mal
wieder mit ihrer Mutter
sprechen würde, dann
würde sie doch wissen
wollen, warum diese

damals verschwunden ist.
Und der Grund dafür,
Elias, war die Beseitigung
von Carl Ecke.«

Walter erstarrte, als der
Name fiel.

»Du hast dabei
geholfen, eine Leiche zu
beseitigen, Elias. Und du
hattest eine Heidenangst,
dass Jeanny das ihrer
Tochter erzählen würde.«

»Ich ... ich weiß es

nicht, ich ...«

»Der Mord ist inzwischen verjährt, Jeanny ist aus dem Schneider. Aber ein Richter, der Zeuge eines Mordes war, ja der sogar dabei geholfen hat, die Leiche verschwinden zu lassen, und all die Jahre über geschwiegen hat ...« Mit einem Zischen stieß

Maier Luft zwischen den
Zähnen hindurch. »Den
würde man sich krallen.
Das war ein Problem,
stimmt's? Eine
unmittelbare Bedrohung.
Also hast du statt zu
Jeanny lieber zu Roger
Wendel Kontakt
aufgenommen, weil du
wusstest, dass der mit ihr
noch eine Rechnung offen
hatte. Und weil du so eine

Ahnung hattest, dass
Wendel keine halben
Sachen machen würde.
Dann wärest nicht du
derjenige, der sie um die
Ecke brächte, sondern
Wendel. Denn irgendwo
in der Tiefe deiner
Gehirnwindungen war dir
bewusst, dass du sonst
niemals deinen Frieden
hättest. Stimmt's? Du
mochtest Jeanny, du

selbst hättest ihr kein
Härchen krümmen
können. Aber noch lieber
hattest du dich selbst.
Also ließest du einen
anderen entscheiden.«

Walter starrte ihn mit
weit aufgerissenen Augen
an. Sein Mund stand
leicht offen. Alles
stimmte. Alles. »Du bist
der Mann, der mit Sven

Nielsen in Frankreich war«, sagte er plötzlich. »Und du warst auch in Wales.«

Der Eindringling drehte sich wieder um, schaute in den Garten hinaus. Steckte die Hände in seine tiefen Hosentaschen. »Das war jedenfalls dein zweiter Fehler. Du schickst Roger Wendel nach Wales, und

wieder sagst du Jeanny
vorher nicht Bescheid.
Was soll sie sich denken?
Dass Wendel ihren
Namen im Telefonbuch
gefunden hat? Außer dir
wusste niemand, wo sie
wohnt, aber ein paar Tage
nach ihrer Tochter taucht
plötzlich auch er dort auf.
Zufall?

Unwahrscheinlich.«

Schweigend blickte

Walter den Fremden an. Miguel hatte ihm gemailt, was mit Thierry, Olivier und Alain geschehen war. Wenn dies derselbe Mann war, der Sven Nielsen in Frankreich beigestanden hatte, dann war nun auch er selbst in Lebensgefahr.

Dieser Mann ging über Leichen.

Walter saß nicht weit

entfernt von der
Teppichkante. Seine
Schusswaffe, der Colt, lag
in Reichweite, unter dem
Teppich, unter der Luke.
Geladen. Der
Eindringling stand noch
immer mit dem Rücken
zu ihm. Walter spürte,
wie ihm der Schweiß die
Schläfen herunterlief.

Unsicher schaute er
erst zu dem Mann

hinüber, dann wieder auf den Teppich.

Der Colt. So nahe.

Im nächsten Augenblick stürzte er nach vorn, schlug den Teppich zur Seite, zog die Luke auf, holte den Revolver hervor.

Der Mann am Fenster hatte sich kaum gerührt. Stand da wie zuvor, die Hände in den

Hosentaschen.

Zitternd und ungenau richtete Walter die Waffe auf ihn. Er hielt den Colt so fest umklammert, dass seine Fingerknöchel weiß wurden. Er würde schießen, wenn es sein musste.

Er war kurz davor.

»Ihr seid tief gesunken, Euer Ehren.« Die Stimme

klang leise. Langsam drehte der Eindringling sich um. »Jetzt seid Ihr sogar schon soweit, dass Ihr höchstselbst einen Mord begehen würdet. Seht an, ein Mann, der über andere urteilt, ein leuchtendes Vorbild für unsere Gesellschaft. Wenn ich Jeanny Staal darüber reden höre, wie idealistisch und

zuverlässig du bist, welcher Fels in der Brandung, dann kriege ich fast einen Kloß im Hals. Die Frau sieht dich als ihren Retter, und du hast ihr blindes Vertrauen mit Füßen getreten. Ging es dir wirklich nur um Geld und Status, als du dich entschieden hast, Richter zu werden, Elias? Hattest du keine Ideale? Keine

Prinzipien?«

Unwillkürlich drängten sich Walter Bilder aus seiner Studienzeit auf. Ideale. Ja. Darum hatte er seinerzeit, als die anderen sich um ihre Karriere bemühten, mit dem Jurastudium angefangen. Er hatte auch von Anfang an gewusst, dass er nicht Anwalt werden, sondern

den Hauptpreis erringen wollte: Richter. Als Richter hielt man selbst die Fäden in der Hand, fällte das endgültige Urteil. Die höchste Macht, die ein Mensch erringen konnte, bestand darin, über das Los eines anderen bestimmen zu können. Vielleicht war das sogar sein Hauptantrieb gewesen.

Doch er hatte sich
getäuscht. Die
richterliche Macht war
nur ein Spruch. Ein
Richter zählte überhaupt
nichts. Die Drogendealer,
die Mörder, die
Menschenschmuggler und
der sonstige Abschaum,
dem er mittlerweile
begegnet war – sie alle
fuhren im neuesten
Mercedes oder BMW vor,

begleitet von sauteuren
Strafverteidigern,
großkotzig bis dorthinaus,
als gehörte ihnen der
ganze Planet. Und die
Anwälte fanden immer
irgendeine Gesetzeslücke,
um einen Freispruch
durchzukriegen oder
zumindest dafür zu
sorgen, dass ihre
Mandanten nur einen

Bruchteil dessen
aufgebrummt bekamen,
was der Staatsanwalt
eigentlich verlangt hatte.
Und dann die
verdammten
Verwaltungsfehler ... es
sah nicht nur so aus,
sondern es war
tatsächlich so: Woanders
war das Gras grüner.
Nämlich dort, wo das
Gesetz nicht hinreichte.

So grün wie
Dollarscheine.

Allmählich hatte er
angefangen, die Welt von
der anderen Warte aus zu
betrachten. Sich die
Sichtweise erfolgreicher
Männer wie Roger
Wendel zu eigen zu
machen. Aalglatte Typen,
denen es ins Gesicht
geschrieben stand, dass
sie irgendwelche

krummen Dinger drehten,
die aber durch die
Maschen der Gesetze
schlüpften.

Und es hatte so
kinderleicht ausgesehen.

Der schwere Revolver
in seiner Hand zitterte.
Langsam berappelte er
sich. Stand auf und nutzte
seine fast zwei Meter
Körperlänge, um

buchstäblich auf den Mann herabzusehen, der in seinem Arbeitszimmer stand, als ob nichts wäre. Als ob keine tödliche Schusswaffe auf ihn gerichtet wäre, die seinem Leben in weniger als einer einzigen Sekunde ein Ende bereiten konnte.

Ich kann die Sache jetzt zu Ende bringen. Hier

und jetzt. Es liegt in meiner Hand.

Buchstäblich.

Woher er den Mut nahm, wusste er nicht, aber im nächsten Augenblick spannte sein Finger sich um den Abzug. Fester.

Wie in Zeitlupe sah er die Drehung des Zylinders. Ein metallisches Klicken

folgte.

Er drückte noch einmal ab. Und wieder. Und noch einmal.

Klick-klick-klick-klick.

»Vermisst du die hier?«, hörte er den Mann fragen.

Walter sah, wie der andere sich in die Hosentasche griff. Die Hand vorstreckte. Auf

seinem Handteller stießen
ein paar zwanzig Jahre
alte .357-Magnum-
Patronen klimpernd
aneinander.

»Die Alarmanlage
taugt nichts, Euer Ehren.
Ich beobachte dich schon
eine ganze Weile. Ohne
dass ich dafür in einem
blauen Astra vor der Tür
sitzen oder irgendwelche
Formulare ausfüllen

müsste. Aber gut, das ist jetzt nicht das Thema.«

Der Eindringling kam auf Walter zu. Verstört starrte dieser vor sich hin und atmete schwer. Als Maier ihm die Waffe aus der zitternden Hand nahm, leistete er keinen Widerstand.

Maier bugsiierte ihn in Richtung Schreibtisch. »Setz dich.«

Bebend nahm Walter in seinem Sessel Platz. Er war vollkommen erledigt.

Erst jetzt wurde ihm richtig bewusst, welche Entscheidung er soeben, im Bruchteil einer Sekunde, gefällt hatte. Wäre die Waffe geladen gewesen, hätte er jetzt eine Leiche. Hätte jemanden eigenhändig

erschossen, in seinem eigenen Haus.

Was war in ihn gefahren? Was hatte er getan?

Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

»Wenn Wendel getan hätte, weswegen du ihn losgeschickt hast«, hörte Walter den anderen in seinem Rücken sagen, »dann wärst du mit

deinen beiden Fehlern
davongekommen. Aber es
ist anders gelaufen.
Willst du wissen, wie?«

Walter reagierte kaum
darauf. Ein sonderbares
Gefühl überkam ihn, als
stünde er plötzlich
außerhalb seines eigenen
Körpers. Als ob all dies
nicht wirklich geschähe.
Der Mann hinter ihm
sprach leise. Er stand so

nahe, dass Walter seinen Atem auf dem Gesicht spürte.

»Wendel brachte es nicht fertig, Jeanny etwas anzutun. Nach einem langen, klärenden Gespräch hat er beschlossen, darauf zu verzichten. Dein Pitbull war auch dabei. Er durfte sich aussuchen, ob er eine

Kugel durch seinen
entstellten Kopf gejagt
bekommen oder lieber
abhauen wollte. Es wird
dich vielleicht nicht
wundern, er hat sich für
Letzteres entschieden.
Aber vorher haben wir
uns in aller Ruhe
unterhalten: Jeanny,
Susan, Roger Wendel und
dein Pitbull. Ein richtig
gutes Gespräch war das.

Sehr erhellend. Vor allem für Roger Wendel. Der war ganz Ohr.«

Walter stockte der Atem. Er hatte Miguel beauftragt, Roger zu ermorden.

Das wusste Roger nun also.

Mein Leben ist vorbei.

»Roger hat selbst Dreck am Stecken«, brachte Walter mit Mühe

hervor. Er wollte sich umdrehen, dem anderen in die Augen sehen, spürte aber eine schwere Hand auf seiner Schulter und sank in den Sessel zurück.

»So what ? Denk mal nach. Was hat Roger zu verlieren? Was kann ihm angelastet werden? Die Sache mit Jeanny würde

nicht mal auf den Tisch kommen. Und was den Mord an Carl Ecke angeht, damit wird Roger auch keine großen Probleme haben. Der lässt seine Sache jetzt an allen Ecken und Enden begutachten und wasserdicht absichern. Ein ganzes Heer von Anwälten arbeitet für ihn, und die machen ihre

Sache gründlich, Elias.
Am Ende wird er
unschuldig aussehen wie
ein neugeborenes Kind,
dafür werden seine Leute
schon sorgen. Am
kürzeren Hebel sitzt du.
Du bist derjenige, der
etwas zu verlieren hat. Du
bist doch ein rational
denkender Mensch, du
kannst Dinge einschätzen.
Schau dir an, in was für

einer Lage du dich
befindest: Die Polizei ist
dir auf den Fersen, was
bedeutet, dass Benoît die
Nerven verloren hat und
eingebuchtet worden ist.
Dein Pitbull hat die Beine
in die Hand genommen,
vorher aber drei Zeugen
alles erzählt, was er
wusste. Roger Wendel hat
vorläufig noch genug

damit zu tun, vor seiner eigenen Türe zu kehren, aber er wird auf dich zurückkommen. Er ist nämlich ein bisschen böse auf dich, Elias. Jeanny und ihre Tochter werden alles, was sie jetzt wissen, morgen früh der Polizei erzählen. Die Geschichte von Carl Ecke, dein Gekungel mit der Stasi, das Doping, den Mord an

Sven und den Auftrag,
Wendel aus dem Weg zu
schaffen ... Ich würde
sagen, du hast ein
Problem. Jetzt denk mal
in Ruhe nach, wie du da
rauskommst. Ich habe
Zeit.«

Walter hielt die Augen
geschlossen. Schweiß
stand ihm auf der Stirn.
Seine Knie zitterten
heftig.

»Ich helfe dir noch ein wenig auf die Sprünge«, sagte der Mann hinter ihm. Er sprach jetzt fast im Flüsterton: »Du hast dich mit Doping eingelassen. Du warst Zeuge eines Mords und hast dabei geholfen, die Leiche zu beseitigen. Du hast zwei Morde in Auftrag gegeben, und der

eine wurde auch
tatsächlich begangen. Sie
werden dich einlochen
und dir die Hölle heiß
machen, Elias. Sie
werden dein Innerstes
nach außen kehren. Sie
werden Valerie abholen
und unter Druck setzen,
weil sie davon ausgehen,
dass sie als deine
Partnerin von deinen
Machenschaften gewusst

haben muss. Noch diese Woche wird sie davon Kenntniss bekommen, dass du ihren Exmann hast ermorden lassen. Den Vater ihres Kindes. Das kommt in die überregionalen Nachrichten, in die Zeitungen und Zeitschriften. Du kommst ins Fernsehen, Elias, du wirst berühmt. Ein hoher

Baum fängt viel Wind,
Euer Ehren.«

Langsam begriff
Walter die Botschaft, die
diese Worte enthielten.
Roger Wendel wollte Blut
sehen. Die Polizei war
ihm auf den Fersen.
Genügend Geld, um auf
stilvolle Art und Weise
zu flüchten, hatte er nicht.
Er konnte nirgendwo hin.

Sein Leben war seine Arbeit. Seine Pferde. Der Traum, in etwa zehn Jahren steinreich in Rente zu gehen. Zusammen mit Valerie und Thomas.

Es war aus. Vorbei. Alles.

In seinem Rücken hörte Walter etwas klimpern. Es schien von weit her zu kommen, wie aus einem anderen Zimmer, einem

anderen Haus.

Aus einer anderen
Dimension.

Als würde jemand
Patronen in den Zylinder
eines Revolvers schieben.

Aus irgendeinem
Grund jagte ihm das
keine Angst ein.

Es gab keine
Zukunftsperspektive.

Kollegen, mit denen er
noch zusammen zu

Mittag aß, würden ihm die kalte Schulter zeigen, weil er mit seinem Tun die gesamte Zunft, deren öffentliches Ansehen in den letzten Jahren ohnehin gelitten hatte, in ein schlechtes Licht stellte. Valerie würde ihn hassen, sie würde damit nicht umgehen können. Wenn das Ganze jetzt und

hier zu Ende ginge, bliebe
ihm zumindest der
Gesichtsverlust erspart.

Seinethalben konnte
noch heute alles vorbei
sein.

Keine Lügen mehr,
kein Stress, keine Angst.

Am rechten Rand
seines Blickfelds nahm er
eine Bewegung wahr.
Eine Hand mit einem
dünnen Handschuh, wie

ihn Ärzte bei einer Operation tragen. Die Hand hielt seinen Revolver an dessen Lauf. Reichte ihm die Waffe.

Er starrte seinen Colt an. Konzentrierte sich auf den glänzenden Stahl. Hörte das Blut in seinem Kopf rauschen. Es war, als würde er sich von seinem Körper lösen und in einen Dämmerzustand

abgleiten.

»Morgen werden es
alle erfahren«,
durchbrach die Stimme
das Schweigen. »Kannst
du mit der Schande leben,
Walter Elias? Was
glaubst du, werden deine
Freunde dich besuchen
kommen, wenn du in Haft
sitzt? Und deine Frau?
Wird sie kommen, mit

dem kleinen Thomas an
der Hand, wenn du beim
Essen, beim Arbeiten und
beim Ausgang im
Innenhof mit dem
Abschaum der
Gesellschaft
zusammengesperrt bist –
wenn du selbst zum
Abschaum gehörst? Was
glaubst du, wie viel sie
dir aufbrummen werden?
Du hast ein Amt, in dem

du als gesellschaftliches
Vorbild giltst, du kommst
da nicht nach zehn bis
fünfzehn Jahren wieder
raus. Und wenn du wieder
rauskommst, gehst du
gebückt und hast die
vergangenen zwanzig
Jahre in Kloschüsseln aus
Stahl geschissen und
Autofußmatten
geflochten, während die
Wachleute dir in den

Nacken gespuckt haben.
Wenn Thomas
irgendwann alt genug sein
wird, um das Ganze zu
verstehen, wird er dich
dafür hassen. Dich und
seine Mutter, die diesen
Verrat mit dem Mörder
seines Vaters zusammen
begangen hat. Ist dir
aufgefallen, wie sehr der
Kleine seinem Vater

ähnelt? Jedes Mal, wenn er in den Spiegel schaut, wird er ihn vor sich sehen und sich fragen, warum er keinen Vater haben durfte. Und wissen, dass ein Mann, der für Recht und Ordnung hätte eintreten müssen, der aller Leute Vertrauen genoss, ihm seinen Vater genommen hat. Für Geld. Für Geld, Elias.«

Wie in einem Traum
sah Walter die Waffe im
sanften Licht der
Schreibtischlampe
glänzen. Sah die Hand an
ihrem Lauf. Die andere
lag noch immer schwer
auf seiner Schulter.

Langsam näherte sich
seine eigene Hand der
Waffe. Umfasste den
Griff. Er betrachtete den
amerikanischen Revolver,

als sähe er ihn zum ersten Mal. Die Waffe hatte Carl Ecke gehört. Die Patronen, die jetzt in dem Zylinder steckten, waren einst für Geran Staal bestimmt gewesen.

Das lag gut zwanzig Jahre zurück.

Es kam ihm vor wie gestern.

Murphys Gesetz. Schon

vor zwanzig Jahren war es in Kraft getreten. Zitternd näherte sich sein Zeigefinger dem Abzug. Langsam und unsicher hob er den Arm, näherte den Lauf seiner Schläfe. Die Waffe war schwer. Kalt war der Stahl an seiner Haut.

»Du brauchst das nicht zu tun«, hörte er die Stimme. Die Worte

klangen, als würden sie ihm durch ein kilometerlanges Rohr ins Ohr geflüstert. So weit entfernt. In seinem Kopf rauschte das Blut. Seine Arme und Beine schienen sich von seinem Körper zu lösen. Er spürte das kalte Metall an der Haut seines Fingers. Den er um den Abzug spannte.

Ein kurzer Gegendruck.

Den Schuss hörte er nicht mehr.

Durch den Rückschlag wurde Walters Körper an seinen Schreibtisch geschleudert. Sein Arm fiel zur Seite, und die Waffe landete mit einem lauten Knall auf dem Boden. Langsam sackte er in sich zusammen. Sein

Gesicht und die eine
Schulter sanken auf die
Schreibtischplatte. Feine
Blutspritzer verteilten
sich über seinen Anzug,
landeten auf seinen
Haaren, tropften wie
Regen auf den
Perserteppich, fielen auf
den Schreibtisch, wurden
von dem grünen
Löschblatt auf der
ledernen Schreibunterlage

aufgesogen.

Das Einschussloch der .357-Magnum befand sich in seiner Wange, die bis unter das Auge aufgerissen war.

Maier trat einen Schritt zurück. Der scharfe Pulverdampf war beißend in den Augen. Er betrachtete seine Hände. Blutspritzer auf den dünnen

Operationshandschuhen,
auf dem schwarzen T-
Shirt kleine
Feuchtigkeitsflecken.

Er musste hier weg.

Aber er blieb noch ein
paar Augenblicke stehen.

Um zu sich zu
kommen. Um zu
begreifen, dass das, was
seine Sinne registriert
hatten, auch tatsächlich

stattgefunden hatte.

Walter Elias war tot. Er hatte seinem Leben ein Ende bereitet. Er warf einen letzten Blick auf den Toten.

»Viele Grüße an Sven«, sagte er leise zu den halb geschlossenen Augen.

Dann drehte er sich um. Ging über den Teppich zum Flur und hinaus zur Auffahrt. Zog

mit dem Ellbogen die Tür
hinter sich zu. Stülpte die
Innenseite der
Chirurgenhandschuhe
nach außen, knüllte sie
zusammen und steckte sie
sich in die Hosentasche.
Ging zur Pforte, kletterte
drüber. Schaute nach
links. Nach rechts.

Am Straßenrand
standen ein paar Autos.
Aber kein dunkelblauer

Opel Astra.

Der hatte nie dort
gestanden.

Zwei Wochen später

»Was für eine
Lichtempfindlichkeit
benutzt du hierfür?«

»Vierhundert ISO.
Genau wie für dieses«,
sagte Susan und zog ein
weiteres Foto aus dem
Stapel. »Für Innenräume
werden oft auch

achthundert genommen,
aber ich finde den
Unterschied zu
vierhundert gar nicht so
groß. Gegen Bewegung
hilft es sowieso nicht.«

Maier sah schräg zu
Susan und Jeanny auf,
während er sich die
Schnürsenkel zuknotete.
Fotografie war schon den
ganzen Morgen das
Thema.

Seit Jeanny bei ihnen
eingezogen war, drehten
die Gespräche sich nur
noch um Fotografie, um
alte Bekannte und
entfernte Verwandte.
Zwanzig bis dreißig Jahre
alte Erinnerungen wurden
wieder lebendig. Es war
auch viel geweint worden.
Um Sven und Geran. Um
Skip, der die
Konfrontation mit Roger

Wendel nicht überlebt hatte. Und um alle möglichen Dinge, die früher geschehen waren und von denen Susan ihm nie erzählt hatte.

In der Zeit, die Susan und er zusammenwohnten, hatte er sich schon des Öfteren gefragt, warum sie nie über ihre Jugend hatte

sprechen wollen. Seit Jeanny wieder aufgetaucht war, wusste er, warum. Erinnerungen kramte man zusammen mit jenen Menschen aus, mit denen man sie teilen konnte, nicht mit anderen, die erst später in das eigene Leben getreten waren. Ein anderer konnte nie dasselbe empfinden, so aufmerksam er auch

zuhören und so sehr er
sich auch bemühen
mochte, sich
hineinzuversetzen. Er
konnte nie ganz
nachempfinden, was man
selbst erlebt hatte. Er
konnte zuhören. Aber
nicht teilhaben.

So wie jetzt hatte er
Susan nie zuvor gesehen.
Sie hatte keine
Angstträume mehr und

machte sogar Scherze.
Zog Grimassen, strahlte
und strotzte vor Energie.
War entspannt, locker.

Es war eine Susan zum
Leben erwacht, die er
nicht gekannt hatte.

Sie war glücklich.

Vorgestern hatte sie
einen Flug nach Illinois
gebucht, weil Jeanny
dabei sein wollte, wenn

Sabines Baby zur Welt kam.

Die Flugtickets lagen im Sekretär.

Drei Stück hatte Susan gekauft, und ohne die Miene zu verziehen, hatte er auf dem einen die Nummer seines eigenen Reisepasses gelesen. Er wusste, dass er nicht mitkommen würde. Er hatte nur noch nicht

genug Mut gefasst, es ihr zu sagen.

Susan ordnete einen Stapel mit Zeitungsausschnitten und schaute kurz in seine Richtung. Ihre Augen wanderten von seinem Gesicht zu seinen Händen. Er hielt immer noch die Schnürsenkel seiner Laufschuhe in der Hand. Kurz sah er den

Glanz aus ihren Augen weichen.

Ein Schatten zog über ihr Gesicht, dann war der Augenblick wieder verflogen. »Gehst du joggen ?«, fragte sie.

»Ja, kurz.«

Er zog die Tür hinter sich zu und schlenderte in Richtung Park.

So würde es bleiben,

wurde ihm bewusst. Jedes Mal, wenn er alleine wegginge, würde sie wissen wollen, wohin. Sich im Stillen fragen, ob er die Wahrheit sagte. Ob er zurückkommen würde. Das würde sich nicht mehr ändern.

Allmählich

beschleunigte er seine Schritte, fiel in einen lustlosen, gemächlichen

Trab. Die Sonne schien.
Ein englischer Reisebus
ließ gerade seinen Inhalt
auf die Altstadt los:
Fröhliche Briten mit
Rucksäcken strömten in
alle Himmelsrichtungen
davon. Maier ging im
Schatten der Bäume auf
dem Parkplatz vom
Parade-Theater weiter,
von wo aus man einen
Blick auf die gotische

Kathedrale mit ihrem
potthässlichen
Backsteinturm hatte.
Vorbei am Theater und
einem Restaurant mit
einer weißen, über die
Gracht hinausragenden
Holzterrasse. Kam an
dem mit Patina
überzogenen Bronze-
Denkmal für den
Widerstand vorbei, das

Gefangene aus dem
Zweiten Weltkrieg
darstellte: an den
Handgelenken
aneinandergekettet, mit
grimmigen Gesichtern.

Es war nur ein kleiner
Teil der Stadt, die zehn
Monate lang sein Zuhause
gewesen war.

Während er die
Altstadt hinter sich ließ
und am Stadtwall

schneller zu laufen
begann, dachte er noch
einmal an die letzten zwei
Wochen zurück.

Es war viel passiert.

Letzte Woche war Jeanny
mit Susan zu Walter Elias
gefahren. Als sie dieses
Vorhaben beim Essen
angekündigt hatte, hatte
er sich beinahe
verschluckt und sich dann

irgendeine Ausrede
überlegt, um nicht
mitzumüssen.

»Ich finde es immer
noch komisch«, hatte
Jeanny gesagt, »dass
Walter mich nicht
angerufen hat, um mir
Susans Besuch
anzukündigen. Das passt
nicht zu ihm. Und ich
frage mich auch, wie das

mit Roger war. Walter wusste doch, wie es zwischen Roger Wendel und mir stand. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ihm einfach so meine Adresse gegeben hat. Aber bevor ich irgendwelche falschen Schlüsse ziehe, möchte ich das lieber von ihm selbst hören.«

»Du willst ihn

anrufen?«, hatte Susan gefragt.

»Nein«, hatte sie geantwortet. »Ich möchte ihm dabei in die Augen sehen können. Ich fahre hin.«

Keine zwei Stunden später waren sie wieder nach Hause gekommen, völlig außer Fassung: Der Mann, der Jeannys große Stütze gewesen war, hatte

vor einer Woche
Selbstmord begangen.
Die Spekulationen über
seinen plötzlichen Tod
und die Verbindung mit
Roger und Walter, ja
sogar mit dem Tod Svens,
zogen sich tagelang hin.

»Dass dieser Walter
Elias mit Valerie
verheiratet war«, hatte
Susan ihm eines Nachts

im Bett zugeflüstert, »ist das nicht ein sonderbarer Zufall? Das gibt einem doch zu denken, oder? Dieser Selbstmord, Roger, mein Vater ... liegt das an mir, bilde ich mir was ein? Da muss es doch einen Zusammenhang geben.«

Er hatte irgendetwas gemurmelt, unbestimmt geantwortet.

Susan hatte schon
genug zu verarbeiten
gehabt. Mittlerweile
schlief sie zumindest
wieder gut, das war ja
schon mal anders
gewesen. Und was Jeanny
anging, ihr wollte er das
Bild von ihrem alten
Freund nicht kaputt
machen. Die Freundschaft
mit Walter Elias zählte zu
den wenigen guten

Erinnerungen, aus denen
Jeanny noch Kraft
schöpfte, und sie reichte
zurück in eine Zeit, in der
sie von allen Menschen,
die ihr etwas bedeutet
hatten, abgeschnitten
gewesen war.
Mittlerweile hatte sie
zwar so ihre Zweifel, aber
die würden sich mit der
Zeit schon legen.

Die Wahrheit zu erzählen, wäre einfach egoistisch gewesen. Und in Sachen Egoismus hatte er sich in den letzten Jahren ohnehin schon zu Genüge hervorgetan. Es wurde allmählich Zeit, dass sich das änderte.

Manchmal war die Wahrheit nichts als Ballast.

Drahtige Kerle liefen
schweigend an ihm
vorbei. Leistungssportler.
Automatisch
beschleunigte er das
Tempo. Spürte, wie sein
Herzschlag und sein
Atemrhythmus ebenfalls
schneller wurden.

Mofas flitzten
knatternd an ihm vorbei,
und lange Autoschlangen

warteten in der
flimmernden Hitze
geduldig auf Grün.

Maier sah sie nicht.
Hörte sie nicht. Sein
interner Dialog übertönte
alles.

Dass Susan sich blind
für ihn entschieden, sich
auf seine destruktive
Welt eingelassen hatte
und bei ihm geblieben
war, konnte nichts

anderes sein als ein Schrei nach Liebe. Nach Liebe, wie Susan sie seit ihrem vierzehnten Lebensjahr hatte entbehren müssen. Keine Mutter, ein Vater mit emotionalen Störungen, der ihr keine Liebe schenken konnte, und eine Schwester, die in absehbarer Zeit auf die andere Seite der

Erdhalbkugel
verschwunden sein
würde. Sie musste
verdammt einsam
gewesen sein, um schon
so jung in einen Ehebund
zu flüchten, der nicht
gehalten hatte, weil er aus
den falschen Gründen
geschlossen worden war.
Danach hatte sie sich aus
zahllosen Möglichkeiten

ausgerechnet einen solchen Beruf ausgesucht, der sie rund um die Welt führte, sie aber nie irgendwo lang genug festhielt, um Bande knüpfen zu können.

Ihm war es als Einzigem gelungen, den Abwehrpanzer, den sie trug, zu durchbrechen. Darum war sie an ihm hängen geblieben.

Nur darum.

Ihre leidenschaftliche
Hingabe war ein Ersatz.
Ein Behelf für eine
verletzte Seele.
Symptombekämpfung.

Er brauchte es nicht
künstlich aufzubauschen.
Besser, er sah die Dinge
möglichst klar. Rational.
Erfasste, was hinter
diesen Gefühlen steckte.
Betrachtete die Sache aus

der Vogelperspektive.
Aber so sehr er sich auch
bemühte, das Bild blieb
unscharf.

Denn was immer der
ursprüngliche Anlass
gewesen sein mochte –
sie hatten doch etwas
Besonderes miteinander
geteilt. Etwas Seltenes.

Er liebte sie.

Aber das reichte nicht

aus. Nicht auf lange
Sicht. Es würde einfach
nicht funktionieren.
Nicht, solange er noch
tagtäglich mit sich selbst
auf dem Kriegsfuß stand.

Eine gute Beziehung,
zusammen alt werden,
Freud und Leid
miteinander teilen – das
waren einfach nicht seine
Prioritäten im Leben.
Obwohl er eine Weile

lang genau das geglaubt hatte.

Susan brauchte jemanden, für den sie im Mittelpunkt stand.

Jemanden, bei dem sie nicht stark zu sein brauchte, der ihr nicht ständig abverlangte, über ihre Grenzen zu gehen.

So jemand war ihre Mutter.

Und wenn sie so voller

Leben und Fröhlichkeit
blieb, wie sie jetzt war,
und wenn sie ihre soziale
Intelligenz weiter
entfaltete, dann begegnete
sie eines Tages bestimmt
einem Kerl, der sich Hals
über Kopf in sie verliebte.
Einem Mann mit
Mehrwert. Und der würde
dann nicht, so wie er vor
drei Jahren, auf einen

Schutzschild treffen, den er erst mit Gewalt durchstoßen müsste.

»Mein Leben ist vermurkst, und schuld daran sind Männer wie du«, hatte Jeanny am ersten Abend in der Waschküche in Wales gesagt. Damals hatte er im Stillen mit Hohn darauf reagiert. Lächerlich hatte er es

gefunden.

Aber Jeanny hatte es scharfsinnig erfasst.

Er hatte hier nichts mehr zu suchen.

Das würde er ihr heute Abend sagen. Er würde Susan zum Stadtwall mitnehmen. Sie würden nebeneinandersitzen, auf die Wiesen und die hohen Gebäude in der Ferne schauen, er würde ihre

Hand halten und es ihr sagen. Es wäre das erste Mal, dass er etwas für sie tat, was wirklich von Wert war.

Also durfte es eigentlich auch nicht wehtun, verdammt.

Tat es aber.

Danksagung

Unser Dank gilt allen, die uns während der achtzehn Monate, in denen *Unter Druck* (Arbeitstitel: *Safe House*) entstanden ist, geholfen haben. Viele haben dazu beigetragen, indem sie ihre Kenntnisse auf bestimmten Fachgebieten mit uns

teilten, indem sie uns
(Fach-)Begriffe,
Anekdoten, Fakten oder
neue Kontakte in die
Hand gaben: Arno, Axel,
Bart, Cécile, Christa,
Diana, Neil, Robert und
andere, die wir jetzt
möglicherweise
vergessen haben: danke!

Oft ging es auch um
mehr als Fachkenntnisse
oder einzelne Begriffe.

Besonderen Dank
schulden wir den
folgenden Menschen: Ton
Hartink — als
Waffenexperte und mit
seiner langjährigen
Erfahrung bei der Polizei
konnte er uns an vielen
Stellen weiterhelfen,
seine Kenntnisse und
seine Hilfe waren von
entscheidender
Bedeutung; Paul Mak,

dem Psychologen aus
Oss, der das ganze
Manuskript durchgelesen
und die Psychologie der
Figuren unter anderem
auf ihre Stimmigkeit hin
überprüft hat; Piet Hein
Debets, Gerichtsdirektor
in Dordrecht, der uns in
den Alltag eines
Strafrichters eingeweiht
hat; C. Judkins, eine in

Wales lebende
Niederländerin, die uns
über das Land, seine
Hintergründe und
Bewohner vieles erzählt
hat, was wir bei unseren
Reisen nach Wales nicht
hatten einordnen können;
Stanley Bijmolt von der
Firma Benel BV, der die
technischen und
praktischen
Informationen über

Nachtgläser und
Restlichtverstärker
geprüft hat; Dr. K. Claij,
einen auf Pferdedoping
spezialisierten Tierarzt,
der den medizinischen
Teil auf seine
Schlüssigkeit hin
überprüft hat – manches
habe ich (Esther) aus
meiner Erinnerung
ausgegraben, und falls
jetzt Einzelnes

übertrieben oder falsch
ist, nehme ich das ganz
auf meine Kappe. Dank
gebührt auch
verschiedenen
Mitgliedern des
Eindhovener
Motorflugzeug-Klubs,
vor allem Frits Veltr, der
uns
Hintergrundinformationen
über (internationale)

Flüge mit einer Cessna zur Verfügung gestellt hat. Und schließlich haben wir einigen alten Freunden sowohl aus Frankreich als auch aus den Niederlanden zu danken: Unsere gemeinsamen Erlebnisse haben die Grundlage dieser Erzählung gebildet.

Moralische Unterstützung

ist mindestens genauso wichtig. Dafür ein Dank an unsere Leser: Anita, Jeanine, Sacha, José und last but not least Peter. Eure Anmerkungen waren uns sehr willkommen und hilfreich.

Ein besonderer Dank geht an Renate Hagenouw, die auf ihrem Gebiet ganz, ganz groß ist: für ihre kritische

Redaktion, für zahllose Tipps und dafür, dass sie uns stets eine große Stütze war.

Bei dem autobiographischen Buch, das Sil Maier gelesen hat, handelt es sich um *Close Quarter Battle* von Mike Curtis.

Musik: unter anderem
Bush, Nirvana, U2,
Megaherz, SoIL,
Rammstein, Kane,
System of a Down, The
Church, Talk Talk und
The Blue Nile.

Bitte lesen Sie weiter:

**Ihre exklusive
Leseprobe**
zum dritten Band
der Thrillerreihe um Sil
Maier

ESTHER VERHOEF
& BERRY ESCOBER

Verschleppt

Thriller

Deutsch von
Ilja Braun

erscheint im Februar
2012 im Goldmann
Verlag ca. 400 Seiten,
ISBN 978-3-442-47161-4

Ein Jahr zuvor

»Ganz ruhig«, rief
Wadim Juri zu.

Unverwandt hielt er den
Blick auf die Rückseite
eines davonrasenden
Land Cruisers gerichtet,
der noch immer einige
hundert Meter Vorsprung

hatte. »Er kann nirgends hin. Es gibt keinen anderen Weg. Wir kriegen ihn auf jeden Fall.«

Juri reagierte nicht. Er saß vorgebeugt. Klammerte die Hände so fest um das Lenkrad des Peugeot 206, dass seine Knöchel ganz weiß waren.

Auf der

gegenüberliegenden Seite
des Tals zeichneten sich
rote Felsen vor einem
rosafarbenen Himmel ab.
Wüssten sie's nicht
besser, die beiden Brüder
könnten denken, sie
befänden sich auf dem
Mars. In Wirklichkeit
fuhren sie durch die
Verdonschlucht, wo der
Touristenstrom zu dieser
Jahreszeit größtenteils

versiegt war.

Vor einem Internetcafé in Saint Tropez hatten sie gestern ihre Zielperson ausgemacht und sie seither keine Sekunde aus den Augen gelassen. Sie hatten abwechselnd geschlafen, waren immer wachsam gewesen und hatten ausgiebig aus dem Schatz ihrer Kenntnisse

und Erfahrungen
geschöpft, um unsichtbar
zu bleiben, fest
entschlossen, diese
Geschichte zu einem
Abschluss zu bringen. Es
war ihr Job, und sie
machten ihn gut.

Vor noch nicht mal
einer Stunde hatten sie es
geschafft, ihn zu
überwältigen. Er hatte
mutterseelenallein in

einer düsteren Kirche
gesessen und vor sich
hingestarrt: Sil Maier,
einen Meter
fünfundachtzig groß,
millimeterkurzes dunkles
Haar, noch unter vierzig
und in außergewöhnlich
guter körperlicher
Verfassung. Beeindruckt
waren sie davon nicht
gewesen. Aber auf der
Hut. Maier war ein harter

Brocken. Unberechenbar
und gerissen.

In der kühlen Kirche
hatten sie ihm eine
Pistole an den Hinterkopf
gehalten und ihn nach
draußen geführt. Von der
Geschichte, die er ihnen
nach einigem Drängen
aufgetischt hatte,
glaubten sie kein Wort:
dass die

ein hundred zwanzig tausend Euro, die er der Organisation entwendet hatte – ein paar Leichen hatte er dabei auch hinterlassen –, angeblich in den Niederlanden in einem Tresor lagen.

Sie wollten ihn erst dort wegholen, lebend und unversehrt, fort von der Kirche und den vierhundert ausgetretenen

Stufen, die zu ihr hinaufführten, fort von diesem touristischen Bergdorf am Stausee. Sie wollten ihn mitnehmen zu ihrem in den Bergen gelegenen Versteck, um dort in aller Ungestörtheit die Wahrheit aus ihm herauszupressen.

Es hatte ganz einfach ausgesehen. Aber es war anders gekommen. Trotz

der Wunden, die sie ihm beigebracht hatten, war er entkommen. Später, als sie an einer verlassenen Straße in den Bergen auf seinen Wagen gestoßen waren – ihr Sender unter dem Fahrgestell noch unbeschädigt –, hatten sie geglaubt, ihre Fehleinschätzung ausbügeln zu können.

Auch darin hatten sie sich verkalkuliert.

Wadims Blicke schossen von der gewundenen Straße, die vor ihnen lag, zu der zerknitterten detaillierten Umgebungskarte. Zittrig strich sein Zeigefinger über das Papier. Der Motor kreischte. Als Juri eine Kurve nahm, verloren zwei der Räder

kurz den Bodenkontakt.

»Verdammt, ganz
ruhig, hab ich gesagt,
ruhig!«

»Der Arsch wird uns
nicht noch mal
entwischen«, bemerkte
Juri grimmig. Seine
graugrünen Augen
verengten sich, und an
seinem Hals traten die
Sehnen hervor.

»Bestimmt nicht. Er
kann nirgends hin.«

Während sie im
Affenzahn über die
schmale Straße rasten,
sah Wadim zum
wiederholten Mal eine
scharfe Kurve
beängstigend nah
herankommen. «Bremsen,
bremsen, verdammt!«,
schrie er seinem Bruder
zu.

»Das tu ich! Tu ich doch!«

Mit unverminderter Fahrt schnellte der Wagen auf die Haarnadelkurve und die metallene Leitplanke zu.

Mit dem linken Fuß stampfte Juri das Bremspedal bis zum Anschlag in den Fahrzeugboden, immer

wieder, als wollte er ein Loch hineintreten. »Kein Druck!«, schrie er und zog instinktiv an der Handbremse. »Jemand hat an den Bremsen gefummelt!«

Das Auto wurde herumgeschleudert, blockierte kurz die Straße, die Reifen schlitterten seitlich über den Asphalt, fanden dann

wieder Halt. Der Peugeot machte einen Satz nach vorn, schrammte die Felswand, landete ruckelnd auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein dumpfer Knall, dann stand der Wagen still.

Wadim war wohl kurz bewusstlos gewesen. Während er noch zu

begreifen versuchte, was
geschehen war und wo er
sich befand, registrierte
er eine geborstene und
mit frischem Blut
beschmierte

Windschutzscheibe, den
Gestank von Benzin und
schwelendem Gummi
sowie einen
schwerverletzten Juri, der
regungslos über dem

Lenkrad hing.

Benommen zog er sein Bein unter dem verbogenen Armaturenbrett hervor und zerrte an den Schultern seines Zwillingbruders, um ihn in eine aufrechte Sitzposition zu bringen.

Juris Kopf fiel zur Seite. Sein Gesicht wies eine widerliche Delle auf:

Eine Augenhöhle war
gebrochen und der
Wangenknochen beim
Aufprall eingedrückt
worden. Die Nase
geschwollen und mit
dunkelrotem Blut
verschmiert, die
Unterlippe tief
eingerissen. Unter der
Wunde sah man die
demolierten Zähne. Juri
atmete flach und

schwach.

Erst dann bemerkte Wadim die sanfte Schaukelbewegung des Autos. Das in dem beengten Wageninnern deutlich zu vernehmende Knarren und Knirschen. Er richtete den Blick nach draußen.

Nur ein ramponiertes Stück der Leitplanke hielt

die Hinterräder des französischen Wagens noch über dem Abgrund. Sie bog sich gefährlich durch und protestierte mit heftigem Knarren gegen die Gewichtsbelastung. Es war eine Frage von Minuten, bis das Metall nachgeben würde.

Mechanisch drehte Wadim den Beifahrersitz ganz runter, drückte die

hintere Tür auf und zerrte seinen Bruder mühsam an den Schultern nach draußen. Rückwärts humpelnd schleifte er ihn über die schmale Serpentine in den Schutz der Sträucher.

Er war unsicher auf den Beinen, und erst als er keuchend neben Juris Körper zu Boden sank, wurde ihm bewusst, dass

auch er selbst nicht unverletzt war. Sein ganzer Körper bebte nach von der Erschütterung. Brustkorb, Bein und Nacken fingen an, fiese Schmerzsignale auszusenden, bis tief ins Rückenmark. Sein eines Bein blutete heftig, und durch die Risse in seiner Jeans sah er das Weiß

eines Knochens hindurchschimmern. Sein Schienbein hatte eine tiefe Fleischwunde.

Er versuchte, den Schmerz zu verbeißen, und zog seinen Bruder noch ein Stück weiter in die Sträucher hinein, damit er von der Straße aus möglichst nicht zu sehen war.

Maier konnte

wiederkommen. Darauf
musste Wadim gefasst
sein. Allerdings lag seine
Waffe noch im Peugeot.
Wadim wusste, dass er
nicht mehr zum Auto
zurückgehen konnte, um
die Waffe sicherzustellen.
Der barbarische Schmerz
würde ihm
möglicherweise erneut
das Bewusstsein rauben,
und das könnte seinen

Tod bedeuten. Seinen Tod
und auch den seines
Bruders.

Wenn Maier
zurückkehrte, kam
Wadim hoffentlich nahe
genug an ihn heran, um
ihn auszuschalten. Das
Messer, das er sich ums
Bein gebunden hatte, war
beim Unfall verrutscht
und hatte ihm das

Schienbein filetiert.
Wadim krepelte das
zerrissene Hosenbein
hoch, zog das Messer aus
dem Klettverschluss
heraus und legte es neben
sich auf den Boden. Wenn
es sein musste, wenn es
doch noch zum Kampf
kam, konnte er Maier
damit außer Gefecht
setzen.

Er konzentrierte seine

Aufmerksamkeit ganz auf Juri, der noch nicht wieder bei Bewusstsein war. Alles andere trat vorübergehend in den Hintergrund.

Sein Bruder war sein Ein und Alles. Sie waren vierzig Jahre alt und in all den Jahren keinen Tag voneinander getrennt gewesen. Juri durfte nicht sterben. Es durfte einfach

nicht sein. Sie hatten
zusammen so viele
Schläge eingesteckt, erst
bei der Armee, später
dann bei der Spetznaz,
der Spezialeinheit des
russischen
Nachrichtendienstes. Und
erst recht in den letzten
Jahren, in denen sie für
die Organisation
verschiedene düstere

Angelegenheiten erledigt
und dabei beträchtlich
Kohle gemacht hatten.
Sie hatten sich durchaus
öfter Verwundungen
zugezogen. Und sich
immer davon erholt.
Immer.

Juri atmete schwach,
und bei jedem Ausatmen
quoll frisches Blut über
das raue Fleisch, das
einmal seine Lippen

gewesen waren. Wadim hatte oft genug Männer sterben sehen, Auge in Auge, um zu wissen, dass auch Juri jetzt ein Sterbender war. Er wusste das nicht nur aus Erfahrung, vielmehr *spürte* er es ganz körperlich, bis in die Tiefen seiner Seele. Ein intensiver Schmerz, der seine eigenen

Verwundungen
überlagerte.

Es war, als müsste er
selbst sterben.

Er zog Juri halb zu sich
auf den Schoß, wiegte ihn
in den Armen und
streichelte ihm den
blutigen Kopf, fuhr mit
seinen wunden
Fingerspitzen über die
Kante der gebrochenen

Augenhöhle und flüsterte ihm auf Russisch leise ein paar Worte zu, die nur Juri verstehen konnte. Unaufhörlich zitterten Wadim die Beine, schlugen seine Zähne aufeinander. Er biss sich so lange auf die Lippe, bis er Blut schmeckte. Sein Blick wurde trübe.

Das anschwellende Dröhnen eines schweren

Dieselmotors nahm sein von Trauer und Schmerz betäubter Verstand zunächst kaum war. Von dem Versteck aus beobachtete er, wie der Land Cruiser zurückkehrte.

Mechanisch griff er nach dem Messer und blieb regungslos sitzen.

Die Zielperson wendete den Geländewagen so,

dass der Frontschutzbügel
die Stoßstange des
Peugeots berührte. Schob
dann den Mietwagen
Zentimeter für
Zentimeter auf den
Abgrund zu.

*Das Arschloch ist
zurückgekommen, um die
Sache zu Ende zu bringen.*

Das reißende Metall
der Leitplanke gab ein

bedrohliches Knarren von sich und wurde schließlich zur Seite gebogen. Der Peugeot stürzte in die Tiefe.

Langsam tickten die Sekunden dahin. Wadim hörte außer dem laufenden Motor des Land Cruisers nur sein eigenes Blut in den Adern rauschen – bis endlich der Wagen unten auf die

Felsen schlug, Hunderte von Metern tiefer. Der Lärm von zersplitterndem Glas und durch die Gegend geschleuderten Plastikteilen hallte durch das rote Tal.

Zitternd vor Schmerz, Ohnmacht und Wut sah er zu, wie Maier unversehrt aus seinem Geländewagen ausstieg und über den Rand des

Abgrunds in die Tiefe spähte. Dann verschwand er unter seinem Toyota, schnitt den Sender ab und schleuderte ihn in hohem Bogen in die Schlucht.

Bebend saß Wadim da, leicht benommen, den klebrigen Kopf seines Bruders in den Armen, gelähmt von dem Bewusstsein, dass er

nichts für ihn tun konnte. Mit finsterem Blick sah er Maier in den Land Cruiser einsteigen und in aller Ruhe wegfahren. In diesem Augenblick wurde ihm klar, dass er noch nie jemanden so gehasst hatte wie diesen Mann.

Wadim klammerte sich an seinen Bruder, als könnte er ihn dadurch bei sich halten, sein

Abgleiten in die ewige
Dunkelheit verhindern. Er
streichelte ihm die
Wangen und das Haar,
beugte sich dann ganz nah
an das Gesicht des
Sterbenden und gab im
Flüsterton ein
Versprechen ab.

1

Auf den ersten Blick sah alles aus wie immer.

In Susans beengter Innenstadtwohnung waren noch dieselben Kiefernholzdielen, vor dem vertrauten Zweisitzer lag derselbe blaue Teppich. Neben der Tür zu dem kleinen Flur

hingen das Bild von ein
paar Koikarpfen und die
Vergrößerung einer
Strandaufnahme aus dem
ägyptischen Hurghada.
Die Töpfe, die sie vor
zwei Wochen schnell
noch abgewaschen hatte,
vor ihrer Abreise nach
Illinois, standen
unverräumt auf dem
Abtropfstander.

Anscheinend hatte

Reno den
Zimmerpflanzen während
ihrer Abwesenheit
gelegentlich Wasser
gegeben, jedenfalls
schien im schwer
geprüften Feigenbaum bei
den Flügeltüren zur
Dachterrasse noch ein
Rest von Leben zu
stecken. Unter den
Stummeln von Renos
Joints, die sich auf dem

Wohnzimmertisch an
einer Stelle auftürmten,
befand sich wohl der
Aschenbecher. Daneben
lag ein Stapel mit Post
und
Reklamewurfsendungen.
Den würde sie sich später
vornehmen, im Lauf der
Woche.

Sie leerte den
Aschenbecher und machte

die Türen zur
Dachterrasse weit auf.
Für Ende Oktober war es
ein ziemlich warmer Tag,
mit wolkenlosem
Himmel. Leise drangen
Stimmen von einem Café
in der Hauptstraße an ihr
Ohr. Die Atmosphäre war
freundlich und sanft. Ein
schärferer Kontrast zu
ihrer eigenen
Gestimmtheit war kaum

denkbar. Sie schloss die Augen, holte tief Luft und schlang ihre Arme um sich.

Es hatten sich durchaus ein paar Dinge verändert. Wesentliche Dinge.

Zunächst einmal hatte sie keinen fröhlichen, leicht naiven Nachbarn mehr, der sie mit seinen Erzählungen zum Lachen brachte. Svens Wohnung

stand leer und würde
binnen Kurzem
vermutlich zum Verkauf
angeboten.

Es lagen auch keine
Asics mehr im Flur
herum. Keine Hanteln im
Wohnzimmer. Der
Rasierapparathalter unter
dem Abstellbrett im
Badezimmer war leer.
Und unter dem

Kleiderschrank lagen keine Reisetaschen mit Bargeld, Biwakmützen und Munition mehr.

Der Eigentümer dieser Gegenstände war vor gut zwei Wochen fortgegangen, kurz bevor er mit Susan und ihrer Mutter nach Springfield, Illinois, hätte fliegen sollen. Sie wusste nicht, wo er jetzt war. Was er

tat. Ob er eine andere Freundin hatte. Sich einsam fühlte.

Ob er überhaupt noch lebte.

»Oh ... du bist ja schon wieder da.«

Erschrocken drehte sie sich um.

Reno stand schafsköpfig vor ihr und grinste. Er trug eine schlabberige Unterhose

und ein T-Shirt mit Aufdruck. *I was not thinking.* Seine tief in die Stirn hängenden Strähnen waren kürzlich von einem nicht besonders akkuraten Friseur blondiert worden.

Er trat ein paar Schritte vor und küsste sie auf die Wange. Seine Bartstoppeln kratzten.

»Deine Haare sind ja

gelb«, bemerkte sie.

Reno fuhr sich mit knochigen Fingern über den Schädel, zog Streifen in die fettigen Locken. Er grinste wieder. »Tja ... gelb ...«

»Hast du heute Nacht hier geschlafen?«

»Ja.« Er hustete und rieb sich über den Arm.
»Ich, und äh ...«

In der Türöffnung des

Schlafzimmers erschien ein Mädchen, das kaum älter sein konnte als siebzehn. Ihr wildes Zottelhaar war schwarzviolett gefärbt, und ihr junges Gesicht war mit schweren Piercings verunstaltet.

»... sie«, beendete Reno mit einer undeutlichen Armgeste seinen Satz. »Äh,

Dingens.«

»Jolanda«, sagte das Mädchen leise. Sie hatte ihr schwarzes Sweatshirt verkehrtherum an. Ihre kurzen Fingernägel waren schwarz lackiert. Es war nicht zu übersehen, dass sie sich genierte.

»Jolanda«, wiederholte Reno schuldbewusst und holte tief Luft. »Und die

also.«

»Na, ich geh dann mal wieder.« Das Mädchen wich Susans Blick aus, schaute noch einmal verstohlen auf Reno und schlich zur Tür hinaus.

»Hattest du einen Auftritt gestern?« Susan wusste nicht, ob sie laut loslachen oder böse auf ihn sein sollte.

Reno hatte eine ganze

Reihe von Problemen. Das vordringlichste war ein hartnäckiger Mangel an Realitätssinn. Deshalb war er immer wieder obdachlos, das Prinzip »Miete bezahlen« war ihm unbekannt. Susan hatte nichts dagegen, dass er bei ihr übernachtete, nur dass er Unbekannte in die Wohnung ließ, gefiel ihr nicht. In Renos

Menschenkenntnis hatte sie kein sonderlich großes Vertrauen.

»Auftritt?«

Schlaftrunken rieb er sich die Augen. »Ja, im W2 ... glaube ich. Sorry, ich zieh mir eben was über. Ich hatte noch gar nicht mit dir gerechnet. Wolltest du nicht erst am Nachmittag nach Hause kommen?«

»Es ist schon drei Uhr.«

»Ach«, sagte er und schaute sich verstört um.
»War mir gar nicht klar.«

Schließlich trat doch ein verhaltenes Lächeln auf ihre Lippen. Auf dem langen Flug von den USA in die Niederlande hatte sie schon darüber nachgedacht, was es für ein Gefühl wäre, zu

Hause eine leere
Wohnung vorzufinden.
Nun war sie alles andere
als leer. Sie konnte Reno
eigentlich nur dankbar
sein.

Er zumindest war noch
da.

Sie ging in das
Zimmer, wo ihr
Computer stand, und
schaltete ihn ein. Das

Bett, das in dem engen Raum an der linken Wand stand, sah einwandfrei und ordentlich aus. Hier schlief ihre Mutter. Die wenigen Besitztümer, die sie mitgebracht hatte, als sie bei Susan eingezogen war, hatte sie in Plastikbehältern auf kleinen Rollen verstaut und unters Bett geschoben.

Das Telefon klingelte.
Sie stürzte zum Handset
neben dem Computer.
»Hallo, hier ist Susan?«

»Hier ist deine Mutter.
Hattest du einen guten
Flug?«

Die Frau hatte ein
geradezu unheimliches
Timing. »Ja, sogar einen
ganz hervorragenden. Ich
bin wirklich gerade erst
zur Tür rein. Wie geht's

Sabine?«

»Gut. Deine Schwester und ich waren noch schnell einkaufen, nachdem wir dich zum Flughafen gebracht hatten, aber sie kann nicht sehr lange laufen. Ich wünsche ihr bloß, dass es bald anfängt.«

»Das wünsche ich ihr auch.«

»Und wie fühlst du dich?«

»Geht schon.«

Kurz blieb es still am anderen Ende. Dann in zögerlichem Tonfall:

»Hätte ich nicht doch besser mitkommen sollen?«

»Nein, Mam. Mach dir bitte keine Sorgen. Sabine braucht dich jetzt dringender als ich ... Bei

mir geht es so auf und ab,
das legt sich schon mit
der Zeit.«

»Du musst was
unternehmen, das habe
ich ja gestern schon
gesagt. Damit du was zu
tun hast. Wenn du immer
nur alleine ...«

»Mam, ist schon gut,
wirklich. Und ich bin
auch nicht allein, Reno ist

hier. Mach dir keine Sorgen. Wir sehen uns dann in einem Monat.«

»Passt du auch gut auf dich auf?«

»Pass du mal besser auf dich auf«, sagte Susan, »statt mitten in der Nacht

herumzutelefonieren.«

»Es ist schon Morgen. Und ich konnte sowieso nicht mehr schlafen. ...

Wenn irgendwas ist,
meldest du dich.
Abgemacht?«

»Na klar. Und du sagst
mir Bescheid, wenn ich
Tante geworden bin, ja?
Sobald ich hier alles auf
die Reihe gekriegt habe,
steige ich wieder ins
Flugzeug zurück nach
Springfield.«

»Versprochen.«

Sie beendete das

Gespräch und meldete sich auf ihrem Computer an. Morgen früh stand ein Fotoauftrag auf dem Programm, tags drauf noch einer. Seit Sil nicht mehr da war, musste sie sich, was die Arbeit anging, ein bisschen ranhalten, um ihre Miete bezahlen zu können.

Wie erwartet hatte die

Redaktion der Zeitschrift
ihr die Locations und
Wegbeschreibungen
gemailt. Sie druckte
beides aus und legte die
A4-Blätter neben die
Tastatur. Die eine Mail,
auf die sie wider besseres
Wissen gehofft hatte, war
nicht dabei. Sie loggte
sich aus und ging in die
Küche, um Kaffee
aufzusetzen.

Reno kam aus dem Schlafzimmer wieder zum Vorschein. Er trug noch dasselbe T-Shirt, das ihm wie ein Bettlaken um den knochigen Leib hing, und eine fleckige Jeans.

»War das deine neue Freundin?«

»Vielleicht.« Reno zwängte sein Haar in einen unordentlichen

Pferdeschwanz. »Sie kannte sämtliche Songs auswendig.«

Reno war Sänger und Gitarrist einer Rockband, die chronisch unbekannt blieb, was einen gewissen Frauentyp zumeist jüngeren Alters allerdings nicht davon abhielt, ihn zu vergöttern, als wäre er Chester Bennington

persönlich. Lange hatte sich Renos Leben nur um seine Musik gedreht. Die zahllosen Groupies hatte er eher als lästige Nebensache empfunden. Anscheinend hatten sich seine Prioritäten in letzter Zeit verschoben, was Susan für ein gutes Zeichen hielt, eine gesunde Entwicklung. Als sie ihn kennengelernt

hatte, war er völlig in sich
gekehrt gewesen.

»Großartig«, reagierte
sie ohne sonderliche
Begeisterung. »Ist sonst
noch irgendwas
passiert?«

»Wie meinst du?«

»Na, in den letzten
zwei Wochen zum
Beispiel.«

Er verdrehte die Augen
nach oben, als müsste er

angestrengt nachdenken.
»Nicht dass ich wüsste.
Keine Ahnung
eigentlich.« Damit ließ er
sich aufs Sofa fallen und
fing an, sich einen Joint
zu drehen. »Wie geht's
denn deiner Schwester?«

»Gut. Sie ist glücklich,
glaube ich. Aber so
richtig enge Vertraute
werden wir

wahrscheinlich doch nicht mehr, fürchte ich.« Leise fügte sie hinzu: »Ich werde ihr nie verzeihen, dass sie mich früher mit meinem Vater in dem beschissenen Haus hat sitzen lassen. Und jetzt hat sie nur noch Babys im Kopf, Babykleidung, Babynamen ...«

Reno verzog das Gesicht. »Anstrengend.«

»Ziemlich, ja. Hier, Kaffee.« Sie gab ihm einen Becher schwarzen Kaffee und ließ sich ihm gegenüber in den Sessel sinken.

Reno inhalierte den Rauch, hielt ihn lange in den Lungen und blies ihn dann wieder langsam aus. Er legte den Kopf an die Rückenlehne und fing an, leise vor sich hin zu

singen. »Jolanda ... Jolan-da, Jolanda ...«

»Genau darüber wollte ich gerade mit dir reden«, sagte sie in scharfem Tonfall. »Ich hab nichts dagegen, dass du hier übernachtetest, aber dass du alle möglichen Leute mit herschleppst, finde ich eher nicht so prickelnd.«
Oder dass du mein Bett

für deine Leibesübungen missbrauchst, fügte sie in Gedanken hinzu.

»Sorry. Ich wusste nicht mal, dass ...« Er kratzte sich an der Schläfe. »Ich weiß nicht mal mehr genau, was ...«

»Egal«, unterbrach sie ihn, nun schon etwas weniger giftig. »Ich will mich auch nicht anstellen, aber ... na ja, du weißt

schon, was ich meine.«

Er trank ein paar große Schlucke von seinem Kaffee und schaute sie schuldbewusst an. »Okay, San. Sorry.«

Fast unmerklich schüttelte sie den Kopf. Morgen würde er das schon wieder vergessen haben.

Ein Gespräch mit Esther Verhoef und Berry Escobar

**Esther Verhoef, Sie
gehören zu den
erfolgreichsten
Autorinnen der
Niederlande und wurden
für Ihre Bücher vielfach**

**mit Preisen geehrt.
Weniger bekannt ist in
Deutschland allerdings,
dass Sie auch
gemeinsam mit Ihrem
Ehemann Berry Escobar
eine Thrillerreihe, die
Sil-Maier-Trilogie,
geschrieben haben. Wie
ist die Idee zu diesem
Buchprojekt
entstanden?**

Esther: Berry und ich arbeiten schon lange von zu Hause aus, jeder an seinen eigenen Projekten. Wenn man so viel zusammen ist, vermischt sich manches wie von selbst. Er hat mir zum Beispiel aus der Klemme geholfen, wenn ich eine Figur in eine unmögliche

Position geschrieben hatte. Dieses »Aus-der-Klemme-Helfen« hat sich dann irgendwann zu einer Co-Autorenschaft entwickelt.

Dass Autoren gemeinsam Bücher schreiben, kommt selten vor. Was sind Ihrer

**Meinung nach die
Voraussetzungen dafür,
dass eine solche
Zusammenarbeit
gelingt?**

Esther: Keinen
Geltungsdrang zu
haben, den anderen
nicht übertrumpfen zu
wollen. Seine eigene
Persönlichkeit

hintanstellen und die
gemeinsamen Kräfte
bündeln zu können, um
ein so gutes Buch wie
möglich zu schreiben.
Wir wissen beide, wo
unsere Stärken liegen.
Wir haben Respekt vor
der Meinung des
anderen und sind beide
nicht leicht
eingeschnappt.

Berry: Unsere Biorhythmen sind unterschiedlich. Esther schreibt vor allem abends und nachts, ich tagsüber. Wir schreiben nie gleichzeitig, also sind wir uns auch konkret nie im Weg.

**Wie sieht Ihre
Zusammenarbeit in der
Praxis aus? Gibt es zum
Beispiel eine klar
definierte
Aufgabenverteilung?**

Esther: Wir haben keine
feste
Aufgabenverteilung
oder eine bestimmte

Reihenfolge. Unsere
Bücher entstehen
allmählich, fast
organisch.

Normalerweise
besuchen wir die
Handlungsorte eines
Buches, das brauchen
wir, um uns auf das
Buch und aufeinander
einzustimmen. Zum
Beispiel wollten wir in
Verschleppt, dem

Schluss teil der
Trilogie, Maier auf die
Suche nach seinen
Wurzeln gehen lassen.
Die liegen in München.
Weil wir die Gegend
noch nicht kannten,
sind wir nach Bayern
gereist. Indem er sich
mit Münchnern
unterhielt, kam Berry
auf die Idee für die
Handlung. Schon allein

dadurch, dass ich mich an einem Ort aufhalte, dort esse und meine Beobachtungen mache, erfasse ich die Atmosphäre und finde das Lokalkolorit für das Buch. Später, wenn ich daran schreibe, kann ich die Szenen an den jeweiligen Orten wie einen Film vor mir

ablaufen lassen.

Berry: Esther schreibt intuitiv, szenenhaft, sie versetzt sich intensiv in eine Situation hinein, was die Handlung sehr unmittelbar macht. Ich beschäftige mich hauptsächlich mit den Charakteren und den

Handlungssträngen.

Auf diese Art und Weise ergänzen wir uns gegenseitig.

Gibt es aus Ihrer Sicht markante Unterschiede zwischen den Büchern, die Sie als Autorenduo verfasst und den Büchern, die Sie, Esther Verhoef, allein

**geschrieben haben, wie
»Hingabe« und »Der
Geliebte«?**

Esther: Die Escobers
sind um einiges härter
als meine Solothriller.
Es gibt mehr Action,
wenn auch nie auf
Kosten der
Charakterdarstellungen
und des Tiefgangs. In

einem Solothriller
vermeide ich die
Beschreibung von
Gewalt so weit es geht
und betone eher den
psychologischen
Aspekt.

Berry: Es gibt aber auch
Übereinstimmungen.
Immer wieder hören

wir von Lesern und
Rezensenten, dass sich
sowohl Esthers
Solothriller als auch
die Bücher, die wir
gemeinsam schreiben,
»echt« anfühlen. Den
Lesern fällt es leicht,
sich in die Atmosphäre,
die Figuren und
Situationen
hineinzuversetzen. Als
erlebe man es selbst

oder verliere sich in
einem guten Film,
wobei dieser Film bei
einem Escobar
düsterer, extremer und
roher ist. Die
Ereignisse folgen
schneller aufeinander.

**Man erfährt in der Sil-
Maier-Trilogie viele
kenntnisreiche Details,**

**von der Funktionsweise
des organisierten
Verbrechens über das
Eindringen in
unbekannte Gebäude bis
hin zum optimalen
Einsatz diverser
Waffentypen und der
Behandlung von
Wunden. Wie gehen Sie
bei der Recherche vor
und wie wichtig ist dabei
für Sie der persönliche**

Kontakt zu Experten?

Esther: Wir
recherchieren uns
dumm und dämlich!
Alles, was in einem
Escobar geschieht,
muss auch tatsächlich
möglich sein. Das
macht das Schreiben
eines Escobars
manchmal schrecklich

mühselig. Aber auch
interessant: Für
Verraten habe ich
gemeinsam mit einem
Waffenexperten einen
Nachmittag auf einem
Schießstand verbracht.
Meine persönlichen
Erfahrungen fließen
praktisch eins zu eins
i n *Verraten* ein, wenn
Susan Staal
Schießunterricht erhält.

Einmal habe ich eine
Zeit lang in einer
Tierarztpraxis
hospitiert und ein
andermal jemanden
befragt, der
internationale Ziele mit
Cessnas anfliegt.

Berry: Im Laufe der Zeit
haben wir Kontakte zu

einer Gruppe von
Experten aufgebaut, die
wir bei Fragen über ihr
Fachgebiet anmailen
oder anrufen können:
unser A-Team.
Manches probiere ich
selbst aus. In *Verraten*
wird Sil Maier in
einem
ausgeschlachteten
Badezimmer gefangen
gehalten. Da habe ich

mich selbst in so ein
Bad gesetzt, um
herauszufinden, ob und
wie man da
herauskommen kann.
Man hält immer Augen
und Ohren offen.

**Jeder der drei Thriller
ist abgeschlossen und
kann für sich gelesen
werden. Als roter Faden
zieht sich jedoch durch**

**alle Romane die
Beziehung der
Protagonisten Sil und
Susan. Können Sie uns
etwas mehr über Ihre
Hauptfiguren erzählen
und darüber, was beide
aneinander fasziniert?**

**Berry: Sie sind
Seelenverwandte,
füreinander bestimmt**

oder zueinander
verdammt, je nach
Blickwinkel des
Betrachters.

Esther: Ich glaube, dass
sie beide auf ihre Art
sehr einsam sind und
diese Einsamkeit im
anderen
wiedererkennen.

Sil hat eine außergewöhnliche Beschäftigung, von der er geradezu besessen ist: Er beobachtet kriminelle Organisationen, dringt unter Lebensgefahr in ihre Schaltzentralen ein und raubt deren Beute. Was hat Sie auf diese Idee gebracht?

Esther: Sie ist aus meiner eigenen Rastlosigkeit heraus entstanden. Damals war ich in einem Schema gefangen, habe hundert Stunden pro Woche gearbeitet. Verdient habe ich genug, aber mir fehlte die Inspiration.

Maier tut,
wovon
viele Leute
träumen:
Er lebt
seine
Verliebtheit
tatsächlich
aus und
setzt
dadurch

seine Ehe
aufs Spiel,
er rächt
sich
tatsächlich
an dem
arroganten
Chef seiner
Frau. Er ist
die
Personifizierung
der
dunklen

Fantasien,
die wir alle
manchmal
haben.

Sein
Charakter
ist im
Laufe des
Schreibprozesses
entstanden,
intuitiv,
nicht
geplant. Im

Nachhinein
wirkt alles
stimmig:
Was Maier
tut, ist für
ihn die
ultimative
Form der
Suche nach
dem Kick.
Der Mann
ist

intelligent,
schnell
gelangweilt,
durchtrainiert.
Bungeejumping
ist ihm zu
passiv, und
für einen
Job als
Ermittler
oder Soldat
ist er zu
sehr

Einzelgänger.

Berry: Und jeder
Autorität abhold. Zwar
ist Maier
gesellschaftlich in
jeder Hinsicht
erfolgreich, aber erfüllt
von extremer
existenzieller Unruhe.
Die Leser reagieren

ziemlich
unterschiedlich auf ihn,
das ist ein Aspekt, der
seine Figur so attraktiv
macht. Der eine sieht
einen Serienmörder
oder egoistischen
Gefahrensucher in ihm,
ein anderer wird beim
Lesen von spontaner
Sympathie erfasst.

**Der gefährlichste
Gegner von Sil ist
Wadim, ehemals
Angehöriger einer
militärischen
Spezialeinheit und heute
als Auftragsmörder
tätig. Er arbeitet
hochprofessionell, ist
mitleidslos und äußerst
brutal. Doch trotz seiner
Härte und Grausamkeit
ist er unter allen**

**Verbrechern Ihrer
Trilogie die
zwiespältigste Figur.
Können Sie uns etwas
mehr über ihn erzählen?**

Esther: Die Idee zu den
russischen
Zwillingsbrüdern Yuri
und Wadim wurde
geboren, nachdem ich
eine Dokumentation

über die schreckliche
Armut und
hoffnungslose
Situation der
russischen Bauern
gesehen hatte, eine
große
Bevölkerungsgruppe,
die von ihrer eigenen
Regierung ganz einfach
negiert wird. Das hat
mich stark beeindruckt.
Ich hatte außerdem

gelesen, dass junge Männer einen Ausweg suchten, indem sie zur russischen Armee gingen, obwohl das beinahe bankrotte Land ihnen monatelang keinen Sold auszahlen konnte. In diesem Fall ist es nur eine Frage der Zeit, wann solche jungen Männer von kapitalkräftigen

Kriminellen rekrutiert werden. Diese Informationen habe ich kombiniert. Indem ich Yuri und Wadim eine persönliche Geschichte gebe und diese in eine historische Perspektive rücke, wirken sie lebensechter. Werden menschlich.

**Häufig werden
Menschen in
Extremsituationen
geschildert: Sie stehen
unter größtem Stress,
müssen starke
Schmerzen und Folter
ertragen, um ihr Leben
kämpfen und dem Tod
ins Auge sehen. Wie
versetzen Sie sich in die
Lage dieser Menschen,
um ihre physischen und**

**psychischen Reaktionen
glaubwürdig schildern
zu können?**

Esther: Ich lese viel über
solche Themen, wahre
Geschichten, Bücher
über Traumata und
Psychologie. Wir
reisen viel und
begegnen dabei
natürlich auch Leuten,

die viel mitgemacht
haben. Einem
amerikanischen
Soldaten, der eine
Explosion in Bagdad
überlebt hat, einem
Ermittler, der eine
Kugel in die Schulter
abbekommen hat.
Diese Erfahrungen
absorbiert und
speichert man. Danach
muss man sich sehr

intensiv in die
jeweilige Person
hineinversetzen, ihr
ganz nahe rücken und
sehen, was sie sieht,
riechen, was sie riecht,
fühlen, was sie fühlt.
Ich schreibe oft nachts,
weil ich dann müde bin
und mich dadurch
besser in einen Zustand
der Übermüdung und
Erschöpfung

hineinversetzen kann.
Auch bestimmte Musik
hilft dabei, in die
richtige Stimmung zu
kommen.

**An keiner Stelle tritt die
Polizei als
ernstzunehmende
ermittelnde Behörde in
Erscheinung. (Die
einzige Polizistin, die Sil**

**auf die Spur kommt,
wurde strafversetzt und
ermittelt auf eigene
Faust.) Die Lösung in
Ihren Romanen beruht
daher auch nicht auf
einer offiziellen Klärung
von Fällen, sondern auf
einem anderen Prinzip.
Glauben Sie an
Gerechtigkeit?**

Esther: Die Polizei spielt in unseren Büchern keine Rolle, weil wir beide uns nicht mit dem Ermittlerkrimi identifizieren können. Unsere Bücher handeln ja auch nicht von der Aufklärung eines Mordfalls, sondern von sehr unterschiedlichen Menschen, die in extreme Situationen

geraten — oder sich
bewusst in solche
hineinbegeben.

Gerechtigkeit ist ein
schönes Wort, aber wie
viele Verbrechen
bleiben ungestraft?
Und wie viele liebe,
nette Erwachsene und
Kinder müssen
schlimmste Qualen
erdulden? Nein, ich

glaube nicht an
Gerechtigkeit.

Berry: Das Schöne am
Schreiben ist für mich,
dass man jemanden
moralisch verwerflich
handeln lassen, aber
trotzdem so
porträtieren kann, dass
er Sympathien weckt.

Im wahren Leben sind
die Menschen auch
nicht nur schlecht oder
nur gut.

**Welche Rolle spielt für
Sie die Musik als
Inspirationsquelle?**

Berry: Musik ist für
Esther essenziell. Ohne

Musik kein Buch. Die Musik versetzt sie in die nötige Stimmung. Jede Szene, aber auch jede Figur hat ihre eigene Stimmung und daher auch ihre eigenen Stücke.

Esther: Mit Sil Maier
sind ganz stark

mehrere Bands
verknüpft. Wenn ich
die höre, werde ich
sofort in den »Maier-
Modus« versetzt.
Bother von Stone Sour
zum Beispiel und Chop
Suey von System of a
Down, oder Zen von
Bush. Ich habe auch
ganze Kapitel zur
Musik von Alter
Bridge und Talk Talk

geschrieben. Jedes Stück hat seine eigene Atmosphäre. Wenn ich mir Monate später eine solche Szene noch einmal vornehme, lege ich die dazu passende Musik auf und versetze mich sofort hinein.

Könnten Sie sich vorstellen, auch in

Zukunft gemeinsam Bücher zu schreiben?

Berry: Ja, natürlich.
Gemeinsam haben wir
vier Bücher
geschrieben, die Sil-
Maier-Trilogie und
Chaos, über einen
traumatisierten Ex-
Soldaten. Es gibt schon
Pläne für ein fünftes

Buch.

© Esther Verhoef, Berry
Escobar und Goldmann
Verlag
Übersetzt von Stefanie
Schäfer

Die Originalausgabe
erschien 2004 unter dem
Titel

»Onder druk« bei
Karakter Uitgevers B. V.
und als Neuausgabe 2008
bei Ambo/Anthos
Uitgevers, Amsterdam.

1. Auflage

Deutsche

Erstveröffentlichung Mai
2011

Copyright © der
Originalausgabe 2004,
2008

by Esther and Berry
Verhoef

Originally published by
Ambo/Anthos Uitgevers,
Amsterdam

Copyright © der
deutschsprachigen
Ausgabe 2011

by Wilhelm Goldmann
Verlag, München,
in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung:
UNO Werbeagentur,
München

Umschlagmotiv: Getty
Images/FinePic[®],
München

Redaktion: Mirjam
Madlung

An Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH,
Berlin

eISBN 978-3-641-06957-

www.goldmann-verlag.de
www.randomhouse.de

Esther Verhoef
& Berry Escobar

Verstoßen

Thriller

Deutsch
von Ilja Braun

GOLDMANN